



Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur



In diesem Heft:

Helmut Flachenecker
Hausen bei Würzburg

Hans Bauer/Hans-Ludwig Oertel
Die „Topographia Tettelbacensis“
von 1602 (I)

Roland Sauer
Feldpostkarten aus dem
1. Weltkrieg

Frankenland

Postvertriebsstück • Gebühr bezahlt • Frankenbund e.V. • Stephanstraße 1 • 97070 Würzburg

ISSN 0015-9905

B 29 38



FRANKENLAND-Abonnement

Herr / Frau

Vorname

Familienname

Straße, Haus-Nr.

PLZ, Wohnort

E-Mail-Adresse*

Telefon*

bestellt die Zeitschrift FRANKENLAND ab 1. Januar 2017 für

1 Jahr

bis zum Widerruf

zum Jahresabopreis von 17,50 € inklusive Lieferung frei Haus (Stand: 1. Januar 2017) gegen Rechnung.
Das Jahresabonnement umfasst vier Ausgaben des Frankenlandes und ein Sonderheft.

Ich stimme der Speicherung, Verarbeitung und Nutzung meiner personenbezogenen Daten zu, soweit dies für Versandzwecke erforderlich ist.

Ort / Datum

Unterschrift

(* = freiwillige Angabe)

Weicht die Lieferanschrift von der Adresse des Abonenten ab?

Dann tragen Sie hier bitte hier die Adresse ein, an die die Zeitschrift geschickt werden soll:

Herr / Frau

Vorname

Familienname

Straße, Haus-Nr.

PLZ, Wohnort

Der *FRANKENBUND* e.V. ist eine Vereinigung mit dem Ziel, die kulturellen Werte in Franken bewußt zu machen und die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Landes- und Volkskunde, der Kunst und Geschichte zu verbreiten. Er will die fränkische Eigenart in Sprache und Kunst, Sitte und Brauch pflegen und das Verständnis für die kulturelle Entwicklung Frankens fördern. Der *FRANKENBUND* unterstützt alle Bestrebungen einer aktiven Kultur- und Heimatpflege.

Zur Zeit gehören dem *FRANKENBUND* 33 Gruppen mit insgesamt über 7.200 Mitgliedern an (Stand Herbst 2016).

1. Bundesvorsitzender: Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken, Würzburg.

2. Bundesvorsitzender: Professor Dr. Werner K. Blessing,
Professor i.R. für Neuere Geschichte und Landesgeschichte,
Universität Erlangen-Nürnberg.

Zur Bundesleitung gehören ferner:

Stellvertretender Bundesvorsitzender: Siegfried Stengel, Stegaurach; Stellvertretende Bundesvorsitzende: Dr. Andrea Thurnwald, Rothenburg o.d. Tauber; Bundesschatzmeister: Peter Feuerbach, Volkach; Stellvertretender Bundesschatzmeister: Peter Wesselowsky, Ochsenfurt; Bundesgeschäftsführerin: Dr. Christina Bergerhausen, Kleinrinderfeld; Schriftleiter: Dr. Peter A. Süß M.A., Würzburg; Stellvertretende Schriftleiterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Fürth.

Bezirksvorsitzender für Oberfranken: Bernd Nägel, Effeltrich; Stellvertreter: Christian Porsch, Bayreuth; Bezirksvorsitzende für Mittelfranken: Evelyn Gillmeister-Geisenhof, Weißenburg i.Bay.; Stellvertreter: Hartmut Schötz, Ansbach; Bezirksvorsitzender für Unterfranken: Universitätsprofessor Dr. Helmut Flachenecker, Würzburg, Stellvertreter: Prof. Dr. Klaus Reder M.A., Würzburg; Bezirksvorsitzender für Südthüringen: Alfred Hochstrate, Haina; weiteres Mitglied: Klaus-Peter Gäbelein, Herzogenaurach.

Aktivitäten der Gruppen vor Ort
sind unter folgender Anschrift im Internet zu erfahren:
www.frankenbund.de

Bundesgeschäftsstelle:
Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06.
E-Mail: info@frankenbund.de,
Bankverbindung: Sparkasse Mainfranken,
IBAN: DE67790500000042001487, BIC: BYLADEM1SWU.

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte, Kunst und Kultur

Neue Folge der Zeitschrift *FRANKENLAND* 1914–1922
Heft 1 / 2017 / 69. Jahrgang

Die Zeitschrift *FRANKENLAND* erscheint fünfmal im Jahr mit einer Auflage von 3.500 Exemplaren pro Ausgabe (Stand Frühjahr 2016) in ganz Franken, Südhüringen und Tauberfranken. Herausgegeben und verlegt wird sie vom *FRANKENBUND* e.V. Für *FRANKENBUND*-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Weitere Exemplare der Zeitschrift können jederzeit über die Bundesgeschäftsstelle des *FRANKENBUND* (Adresse siehe dritte Umschlagseite) käuflich erworben werden. Das *FRANKENLAND*-Heft wird zum Stückpreis von 5,00 € zzgl. Versandkosten per Post geliefert (bei ein bis zwei Heften beträgt die Versandgebühr 2,50 €). Autoren erhalten das Heft zum Sonderpreis von 2,50 € zzgl. Versandkosten.

Schriftleitung

Dr. Peter A. Süß M.A., Am Galgenberg 14, 97074 Würzburg, Tel. Nr.: 0931/61 17 30,
E-Mail: schriftleitung@frankenbund.de.
Stellvertreterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth,
Tel. Nr. 0911/ 97 32 776.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das *FRANKENLAND* sind bitte an die Adresse der Schriftleitung zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge können nur angenommen werden, wenn sie in digitalisierter Form abgegeben werden. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im *FRANKENLAND* die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels. Beiträge sind nach den veröffentlichten Autorenrichtlinien der Zeitschrift abzufassen (<http://www.frankenbund-wuerzburg.de/Autorenrichtlinien/Autorenrichtlinien.pdf>).

Redaktionsschluß ist immer der 15. Tag des Monats vor dem Erscheinungsmonat (d.h., am 15. Februar, 15. Mai, 15. August bzw. 15. November). Für das Sonderheft wird der Termin den Autoren gesondert mitgeteilt.

Fachberater der Schriftleitung

Prof. Dr. Dieter J. Weiß (Universität München), Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen), Prof. Dr. Helmut Flachenecker (Universität Würzburg), Prof. Dr. Günther Dippold (Universität Bamberg), Dr. Matthias Wagner (Universität Würzburg).

Satz und Layout:

Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Roesch M.A.,
Gertrud-von-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg,
Tel. Nr.: 0931/8041010, E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de.

Druck und Herstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,
Tel. Nr. 0931/2 76 24, Telefax Nr. 0931/2 76 25,
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de.

Geschichte

Helmut Flachenecker
Hausen bei Würzburg – Die Geschichte eines Dorfes 3

Hans Bauer/Hans-Ludwig Oertel
Die „Topographia Tettelbacensis“ des Sigismund Wermerskircher 1602. Historische und literarische Anmerkungen über ein zu Unrecht vernachlässigtes Gedicht (Teil I) 16

Roland Sauer
„Die Leute sind hier nicht so freundlich und die Mädchen nicht so schön.“
Die Feldpostkarten des Landsturmanns Melchior Stark aus dem 1. Weltkrieg 30

Manfred Welker
Der Erste Weltkrieg in Mühlhausen 42

Kunst

Dieter Morcinek
Apotropaia am und im Bamberger Dom 51

Kultur

Hartmut Schötz
Das Ende eines alten Handwerks 58

Bücher zu fränkischen Themen 60

Frankenbund intern

Eckhard Blüchel
Abschied vom Ehrenvorsitzenden der FRANKENBUND-Gruppe Bayreuth 67

Wilhelm Otto Keller
Zum Tode von Dr. Alf Dieterle 68

FRANKENBUND ehrt Regierung von Mittelfranken 69

Ausstellung: Fränkische Lebensbilder im Fokus der Reformation 70

6. Fränkischer Thementag am 6. Mai 2017 in Nürnberg: Reformation in Franken 72

6. Unterfränkische Regionaltagung am 16. Juni 2017 72

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Dr. Hans Bauer	Rektor i.R., ehrenamtlicher Heimatpfleger im Lkr. Kitzingen Richard-Wagner-Straße 22, 97318 Kitzingen dr.haba@web.de
Eckhard Blüchel	Dipl.-Pädagoge, 1. Vorsitzender der Frankenbund-Gruppe Bayreuth Sterntalerring 40, 95447 Bayreuth eckhard.bluechel@yahoo.de
Prof. Dr. Helmut Flachenecker	Bezirksvorsitzender des Frankenbundes für Unterfranken Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte, Institut für Geschichte der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg, helmut.flachenecker@uni-wuerzburg.de
Dr. Andreas Flurschütz da Cruz M.A.	Akademischer Rat a.Z. am Lehrstuhl für Neuere Geschichte unter Einbeziehung der Landesgeschichte an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg Fischstraße 5–7, 96045 Bamberg andreas.flurschuetz@uni-bamberg.de
Otto Wilhelm Keller M.A.	Kreisarchivpfleger, 2. Vorsitzender der Frankenbund-Gruppe Miltenberg Von-Stein-Straße 25, 63897 Miltenberg guwkeller@gmx.de
Dieter Morcinek	StD i.R. Guntherstraße 8, 96049 Bamberg dieter@morcinek.de
Dr. Hans-Ludwig Oertel	Akademischer Direktor i.R. Schlesierstraße 58, 97340 Marktbreit hloertel@gmail.com
Dr. Alexander von Papp	freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker alexander@vonpapp.de
Manfred Pappenberger	Diplom-Pädagoge Zur Mühle 12, 96129 Strullendorf mpappenberger@yahoo.de
Dr. Roland Sauer	StD i.R. Münchhausenweg 1, 97616 Bad Neustadt RolandSauer@web.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Regierungsdirektor Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Hartmut Schötz	Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach haschoetz@googlemail.com
Dr. Manfred Welker	Kreisheimatpfleger Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach ManfredWelker@web.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Helmut Flachenecker

Hausen bei Würzburg – Die Geschichte eines Dorfes

Die größte Herausforderung für einen Historiker bei der Geschichte dieses Ortes ist sein Name. Wie kann man sicher sein, dass in einem schriftlichen Beleg aus dem Mittelalter eine Siedlung mit dem ‚richtigen‘, also unserem Hausen bei Würzburg identifiziert werden kann?

Vielerlei Hausen in Franken

Allein in Unterfranken gibt es über 140 Orte, die das Wort ‚-hausen‘ entweder allein oder in einer Zusammensetzung (Suffix) führen. Beispiele wären Sommer- oder Winterhausen bzw. Erbshausen in der unmittelbaren Nachbarschaft von Hausen bei Würzburg.¹

Somit muss man sich auf den langen Weg der Eingrenzung begeben, welches „Husun“, wie es in der Urkunde von 1114 bezeichnet wird, es denn sein könnte. Von den Orten ohne weitere Namenszusätze wäre zu einem das Hausen nördlich von Bad Kissingen zu erwähnen, das seit 1161 ein Prämonstratenserinnenstift – also einen Nonnenkonvent – beheimatet hatte, der nach dem Bauernkrieg sein Ende fand. Im Jahre 1553 wird er letztmals belegt, anschließend fand er als Wirtschaftsbetrieb für die 1582 neu gegründete Würzburger Universität Verwendung. Heute ist es auch als Geburtsort Kardinal Julius Döpfners (1913–1976) bekannt. Ein weiteres Hausen liegt bei Fladungen in Rhön und soll schon 855 erstmals erwähnt worden sein.²

Eine weitere Gemeinde Hausen liegt im Spessart östlich von Kleinwallstadt. Der Internetauftritt der Gemeinde möchte den Ort bis in das 8. Jahrhundert zurück datieren, muss dann aber eingestehen, dass der früheste schriftliche Hinweis erst 1256 anlässlich einer Besitzübertragung an das Frauenkloster Himmelthal belegt ist.³ Außerdem, als ob das alles noch nicht reichte, gibt es ein weiteres Hausen, gelegen zwischen Lohr und Karlstadt. Jener Ort gehört heute zur Gemeinde Steinfeld und soll – laut Internetseite der Gemeinde – ebenfalls bereits um 800 erwähnt worden sein.⁴ Sicherheiten dürfen wir aber erst mit einer Erwähnung aus dem Jahre 1342 erhalten.⁵ Zusammen mit ‚unserem‘ Hausen bei Würzburg lag jenes Hausen bis 1972 im ehemaligen Landkreis Karlstadt.

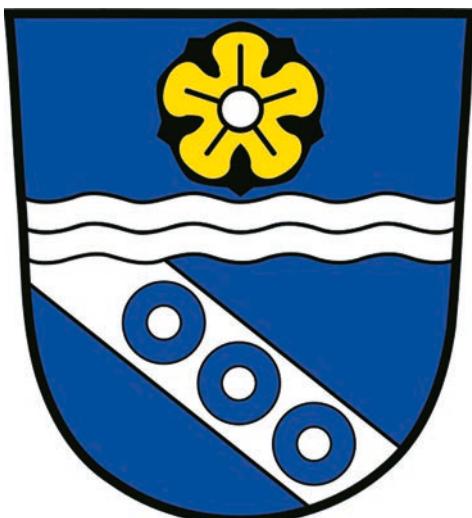


Abb. 1: Das Gemeindewappen von Hausen bei Würzburg. Graphik: Oskar Krapf, commons. wikimedia.org/w/index.php?curid=38015274.

Hausen wird sprachlich vom althochdeutschen ‚*hus, husen*‘ abgeleitet. Die Bedeutungsvariationen erstrecken sich von ‚Haus‘, ‚Behausung‘ bis hin zu ‚festem Gebäude‘.⁶ Diese Bedeutungen bleiben aber sehr allgemein und sind deshalb auf viele Orte gleichen oder leicht variierenden Namens anwendbar. Es gäbe aber theoretisch noch eine ganz andere ‚Namensquelle‘: ‚Hausen‘ kann auch eine Fischart aus der Familie der Störe sein, die im Mittelalter in unseren Gewässern, u.a. der Altmühl, weit verbreitet gewesen ist. Mit dem Anbringen eines solchen Fischs in der Kathedrale hatte beispielsweise ein Eichstätter Bischof des 11. Jahrhunderts seine Domherren überzeugt, während der Fastenzeit etwas schneller zu beten, um diesen Fisch anschließend verspeisen zu dürfen.

Hausen bei Würzburg mit den Ortsteilen Erbshausen, Rieden sowie dem Wallfahrtsort Fährbrück feierte 2014 sein 900-jähriges Bestehen. Das heutige Gemeindewappen mit seinen Symbolen gibt Hinweise auf die Ortsgeschichte der Frühen Neuzeit: Das Wappen Julius Echters mit den drei Ringen soll daran erinnern, dass dieser Bischof die Kirchen in Hausen, Erbshausen und Rieden mit ihren typischen Echtertürmen erbauen hat lassen. Die goldene Rose verweist auf die benachbarte Wallfahrtskirche Fährbrück, die vom Würzburger Bischof Johann Gottfried von Guttenberg zwischen 1685 und 1697 erbaut worden ist. Die Rose ist zwar im Guttenbergischen Familienwappen zu finden, kann aber auch ganz allgemein auf die Gottesmutter Maria verweisen. Der Wellenbalken schließlich hat eine geographische Gegebenheit im Auge, nämlich den Wasserreichtum. Aussagen für die mittelalterliche Geschichte sind aus alledem kaum zu gewinnen.

Die Urkunde von 1114 und ihre schwierige Interpretation

Damit kommt dann die Urkunde von 1114 in den Blick. In einer Schriftrolle, einem sog. Rotulus, des Klosters St. Stephan in Würzburg sind zahlreiche Einträge zu den Besitzungen des Klosters enthalten. Darunter hat sich folgende Nachricht erhalten:⁷ Ein gewisser *Adeloldus* habe drei Mansen in der Ortschaft *Husun* dem Kloster des hl. Apostels Petrus gegeben, das in der Vorstadt von Würzburg liege. Das Kloster soll die Nutznießung des Besitzes aber erst nach Adelolds Tod erhalten. Die Mönche sollen an Adelolds Todestag für ihren Stifter beten und dafür zwei Krüge Wein und 40 Brötchen erhalten. Sollte die Weinernte zu gering ausfallen, konnte statt mit Wein mit fünf Silberlingen, also mit Geld, bezahlt werden.

Mit dieser Stiftung sollten die Mönche die liturgische Memoria des *Adeloldus* an seinem Todestag durchführen. Damit sie umso eifriger für dessen Seele beteten, sollten sie an diesem Tag eine bessere Essensverpflegung erhalten. Eine derartige Stiftung hieß damals Pitanzstiftung. Die Aussicht auf eine zusätzliche Mahlzeit, aber auch auf Wein und Weißbrot, war bei Mönchen und Nonnen im Hoch- und Spätmittelalter hochwillkommen. Sie dürften eine Abwechslung in dem ansonsten weitgehend monotonen Speiseplan gebracht haben. Umgekehrt waren auch die Seelheilstiftungen bei adeligen bzw. später bürgerlichen Stiftern sehr weit verbreitet. Die religiöse Erinnerung an den Todestag war verbunden mit dem erhofften Übergang der Seele aus dem Kerker des Leibes zur Erlösung in Gott. Daher sollte dieser Tag würdig mit Gebet, Messe, eventuell Gesang und feierlicher Kerzenbeleuchtung begangen werden. Der Tote wollte so ein

Gedächtnis an seine Person wie auch an das seiner Familie über den Tod hinaus gewährleisten. Zugleich erhoffte der Einzelne, dass damit seine Sündenstrafen und die seiner Familienangehörigen gemildert werden würden.

Adeloldus war mit seinem Verhalten keine Ausnahme, sondern er übernahm ein damals übliches Verhalten, das nicht unbedingt eine Sühne für ein ‚böses‘ Verhalten gewesen sein muss. Auffällig ist seine große Nähe zum Kloster St. Stephan. Aber auch hier zeigen sich zeitübliche Gemeinsamkeiten. Viele Adelige oder Bürger suchten sich, aus welchen individuellen Gründen auch immer, ein besonderes Kloster heraus, zu dem sie eine besonders intensive Beziehung pflegten.

Zur Absicherung dieser Stiftung setzte *Adeloldus* einen *Odalrich* mit seiner Ehefrau *Hilthiburg* und deren Sohn *Heithulgus* ein. *Odalrich* war ein Fremder in Mainfranken. Eigens wird festgehalten, dass er – *horribile dictu* – ein Bayer gewesen sei. Schließlich bezeugten noch 16 weitere Personen die Stiftung, darunter mindestens zwei Frauen.⁸

Diese Quelle hinterlässt eine Menge von Fragen: St. Stephan besaß eine Pfarrkirche St. Peter, die im Sanderviertel bis heute steht. Obwohl die Stiftung rechtmäßig zu St. Stephan gehörte, differenziert der Eintrag scheinbar, weil diese Pitanzstiftung nicht an die Mönche in St. Stephan gegangen wäre, sondern an jene, die in St. Peter lebten. Interessant ist, dass ein eigentlicher Pfarrer in St. Peter erst in einer etwas späteren Urkunde, nämlich für das Jahr 1156 vorkommt.⁹ Diese denkbare Differenzierung wird aber obsolet, weil das Kloster seit seiner Gründung in den 1050er Jahren das Patrozinium des Apostels Petrus trug. Zeitweise trat Paulus hinzu. Eine Änderung

des Kloster- und Kirchenpatrons geschah, als Abt Ezzo (1094–1125) Reliquien des ersten Märtyrers der Kirche, des hl. Stephanus, erwerben konnte. Ab 1108 ist Stephan als Patron mit nachzuweisen, ab der Mitte des 12. Jahrhunderts wird Stephan alleiniger Kirchenheiliger.¹⁰ Unsere Urkunde ist damit einer der letzten Hinweise, dass in einer früheren Stufe Petrus als alleiniger Kirchenpatron anerkannt gewesen war.

Der erwähnte Besitz von drei Mansen oder Huben Ackerland ist kaum näher bestimmbar. Die Hufe war in der Regel eine feste Größe von Land, die Bauern – etwa im Zuge von Rodungs- und Kultivierungsmaßnahmen – zur Verfügung gestellt wurde. Solche Landeinheiten gehörten häufig nicht ihnen selbst, sondern einem adeligen oder kirchlichen Grundherren. Die Bauern hatten für die Überlassung des Landes einen gewissen Hufenzins zu entrichten. Im Jahre 1114 wechselte also der Grundherr, was mit den bewirtschaftenden Bauern geschah, wissen wir nicht. Zur Hufe selbst gehörten auch die landwirtschaftlichen Gebäude. Ein allerdings mehr als schwacher Hinweis auf unser Hausen könnte darin stecken, dass die drei Mansen vielleicht ursprünglich Waldgebiet und zu dem später so genannten Gramschatzer Wald gehört haben könnten, das von *Adeloldus* und den ihm untergegebenen Bauern dann urbar gemacht worden sein könnte. Mehr als eine vage Spekulation ist dies aber nicht!

Die Größe einer Manse bzw. Hufe wird allgemein mit 30 Morgen angegeben, wobei davon ausgegangen wird, dass sich die Größeneinheit vom 9. bis zum 19. Jahrhundert kaum verändert habe. Allerdings differierte der Morgen regional zwischen 2.000 und 5.000 m², in norddeutschen Regionen sogar bis zu 9.000 m².¹¹ Alles

in allem war die Landschenkung von 1114 folglich von ziemlich beträchtlicher Größe, mindestens, den Morgen mit 2000 m² gerechnet, 180.000 m². Damit ist nicht nur ein Bauer, sondern eine ganze Dorfgemeinschaft betroffen gewesen. Überraschend ist dann, dass St. Stephan, worauf zurückzukommen sein wird, diesen Besitz offensichtlich nicht auf Dauer gehalten hat.

Nun ist in der besagten Urkunde nur ein *Husun* erwähnt, weitere Ortsangaben aber, die eine Identifizierung unter Umständen erleichtern würden, fehlen vollständig. Damit wird es schwierig, das genannte *Husun* einem der vielen Hausen zuzuweisen. Von allen erwähnten Dörfern kommen aufgrund der Besitzungen von St. Peter bzw. St. Stephan eigentlich nur die beiden Hausen im ehemaligen Landkreis Karlstadt in Frage. Natürlich könnte es sich auch um Orte handeln, die einen mit der Silbe „-hausen“ zusammengesetzten Namen haben, weil die Zusätze häufig erst später hinzu traten.¹² Die Herausgeber der St. Stephaner Urkunden, Franz Joseph Bendel, Franz Heidingsfelder und Max Kaufmann, standen vor demselben Dilemma und sprachen sich vorsichtig für Hausen bei Würzburg aus. Freilich, so schränkten sie ein, ließe sich dieses „*nicht mit Sicherheit feststellen*“.¹³ Als Hinweis konnten sie nur eine aus dem gleichen Jahr stammende zweite Urkunde anführen, in der ebenfalls ein gewisser Adelold dem Benediktinerkloster St. Petrus/St. Stephan einen Weingarten beim rechtsmainischen Retzstadt stiftete.¹⁴ Unter der Prämissie, dass der Besitz eines Adeligen mehr oder weniger konzentriert in einem Bereich liege, könnte damit Hausen bei Würzburg gemeint sein, denn das andere Hausen liegt ja bekanntlich linksmainisch. Fraglich bleibt dann noch, wo das ebenfalls in der

zweiten Urkunde erwähnte *Eicholvesheim* lag. Dieses hatte Adelold – in einer dritten Urkunde – bereits 1101 an das Kloster vermacht. Der Herausgeber vermutet es allerdings weiter entfernt im heutigen Eichelsee südlich von Ochsenfurt, ein Ort, der bis 1790 ‚Eichelsheim‘ hieß.¹⁵

Während die Herausgeber, aber auch Karl Puchner in seinem Aufsatz über alle Hausenorte in Unterfranken, noch von einer Möglichkeit sprachen („*wohl hierher*“), geht der Autor des Historischen Atlas von Bayern, Landkreis Karlstadt, Erwin Riedenauer weiter. Er stellt die Hypothese auf, dass sich bei Hausen „*noch altes Herzogs-gut*“ der Hedene befunden haben könnte, falls der Ort *Adhusun* in einer anderen Urkunde mit Hausen zu identifizieren wäre und nicht mit Ahausen (gleich heute Sommer- bzw. Winterhausen bei Ochsenfurt).¹⁶ Dann wären wir sogar im frühen 8. Jahrhundert! Aber wie gesagt, streng belegt und verifiziert ist das nicht und, nebenbei bemerkt, auch ziemlich unwahrscheinlich! Die besagte Urkunde beziehe sich, so die Interpretation von Riedenauer, auf eine Schenkung der Tochter Hedans II., Immina, die in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts als Äbtissin eines Frauenklosters in Würzburg und Karlstadt gewirkt haben soll. Die Schenkung ist in der zweiten Vita des ersten Würzburger Bischofs Burkhard genannt, die zwischen 1110 und 1120 entstanden sein dürfte, sich aber allein in Handschriften aus dem 15. Jahrhundert überliefert hat.¹⁷ In dieser Urkunde werden die Orte *Adhusun*, *Altertheim* und *Buchelit* erwähnt.¹⁸ Wo liegen nun diese Orte? Bei *Altertheim* dürfte es sich um jenen heute noch gleichnamigen Ort westlich von Würzburg handeln. Für *Buchelit* spräche eher der kleine Ort Bühel bei Heidingsfeld und weniger Büchold bei Karlstadt, aber für *Adhusun*? Nach den For-

schungen Heinrich Wagners dürfte es sich eher um Winterhausen und „*kaum [um] Hausen, südlich von Arnstein*“ handeln.¹⁹

Während Riedenauer seine These trotz allem noch im Konjunktiv („*wahrscheinlich*“), also als Möglichkeit vorgetragen hat, wird bei Wolf Arnim Freiherr von Reitzensteins kleinem Beitrag zu Hausen bei Würzburg in seinem „Lexikon Fränkischer Ortsnamen“ dann (scheinbare) Gewissheit: Sowohl die St. Stephaner Urkunde von 1114 als der abschriftlich aus dem 15. Jahrhundert stammende, auf eine Urkunde des 8. Jahrhunderts hinweisende Urkundeneintrag werden ohne jede Vorsicht als Tatsache weitergegeben.²⁰

Somit bleibt festzuhalten, dass eine Gleichsetzung des *Husun* in der Urkunde von 1114 mit Hausen bei Würzburg leider nicht eindeutig ist (was aber einer Jubiläumsfeier nicht im Wege stehen sollte).²¹ Auf der anderen Seite ist es auch nicht ausgeschlossen, dass es sich wirklich so verhalten haben könnte und jenes *Husun* tatsächlich Hausen bei Würzburg ist. Ein möglicher Gegenbeweis, es könne nicht „*unser*“ Hausen gewesen sein, ist nämlich ebenfalls nicht zu führen. Die Schwierigkeit ergibt sich zum einen aus dem häufig benutzten Ortsnamen, zum anderen aus der Tatsache, dass in der besagten St. Stephaner Urkunde nur ein Ort, nämlich Hausen, genannt wird. Waren es mehrere, so hätten diese einen eventuell sichereren Fingerzeig gegeben. Die in der Urkunde von 1114 genannten Personen tauchen ebenfalls nicht weiter auf. Auch hier versanden die Informationen im Dunkel der Geschichte.

Eine völlig andere Gründungsgeschichte nahm Evodius Wallbrecht in seinen „Historisch-topographischen Notizen“ zu Erbshausen und Sulzwiesen an. Während er annahm, die letzteren beiden Orte wä-

ren im 12. Jahrhundert von der Benediktinerabtei Schlächtern gegründet worden, war er bei Hausen und Fährbrück der Meinung, diese seien von einem anderen Benediktinerkloster, nämlich Neustadt/Main ins Leben gerufen worden.²² Eine bischöfliche Urkunde von 1164, die die Schenkung des Ritters Otto von Wickershausen an die Benediktinerklöster Neustadt/Main und Schlächtern bestätigte, enthält jedoch keine Namen von Dörfern. Lediglich das von ihm aufgeteilte Gut (… *in praedio Wickershausen, quod in vulgari Kammerforst dicebatur* ...) scheint in der Urkunde auf. Der Editor dieser Urkunde, Johann Adolph Kraus, setzte diesen Kammerforst in den Gramschatzer Wald.²³ In einer weiteren Urkunde von 1167 bestätigte dann der Würzburger Bischof He rold dem Kloster Schlächtern seine Besitzungen um Sulzwiesen.²⁴ Ohne weitere Belege wird dann von Kraus gefolgert, Kloster Neustadt müsse dann auf seinem Teil des ehemaligen Kammerforstes Hausen gegründet haben. Wallbrecht ist dieser Argumentation uneingeschränkt gefolgt. Aber dafür gibt es keine Belege! Das einzige, was bisher sicher feststeht, ist, dass Neustadt einen Streubesitz im Raum des Gramschatzer Walds bzw. Fährbrücks besessen hat²⁵ und dass Sulzwiesen tatsächlich im 12. Jahrhundert im Besitz des Klosters Schlächtern gewesen ist.

Aber kehren wir zur Urkunde von 1114 zurück: Die Verteilung des Grundbesitzes des St. Stephaner Klosters in der Mitte des 12. Jahrhunderts gibt etwas Hoffnung zurück. Kartiert man die nachgewiesenen Orte, dann zeigt sich eine Besitzkonzentration auf der rechtsmainischen Seite – und keine weder bei Hausen noch bei Steinfeld, auch nicht bei jenem bei Kissingen, geschweige denn im Spessart oder in der Rhön. Ist dies die Rettung? Leider

auch wieder nur mit aller Vorsicht, denn unser Hausen entwickelte sich nach 1114, trotz seiner Größe, zu keinem Besitzschwerpunkt des Benediktinerklosters St. Stephan. Dies zeigen die Forschungen von Monika Ofer:²⁶ Der älteste Besitz des Klosters lag im Grabfeld mit den Orten Wülfershausen und Poppenlauer als Zentren. Er dehnte sich dann im Gebiet zwischen dem Maindreieck aus. Darin befindet sich dann auch ‚unser‘ Hausen. Dort hat aber das Kloster wohl nur vorübergehend Besitz gehabt, denn zumindest erfahren wir, außer der Urkunde von 1114, nichts mehr davon.²⁷

Hausen in den Zoll- und Abgaberegistern

Machen wir einen zeitlichen Sprung: Sicher berichtet vom Ort Hausen bei Würzburg erst eine Urkunde vom 19. Juni 1342: Ein Ritter Winhart von Rohrbach hatte einen Hof an den Würzburger Bischof übertragen, den er als Erblehen wieder von ihm zurück erhielt. Gründe für diesen Schritt werden genauso wenig genannt, wie ein näherer lokaler Hinweis gegeben wird.²⁸ Damit dürfte aber in der Tat unser Hausen gemeint sein. Hausen kommt im Übrigen in den hochstiftischen Lehenbüchern des 14. Jahrhunderts, die den Besitz der Würzburger Kirche verzeichnen, mehrfach vor. So gehörten zum Burglehen in Arnstein etwa auch Einkünfte in Hausen. Als der Niederadelige Otto von Rode dieses nach 1303 vom Würzburger Bischof zu Lehen nahm, wird Hausen dabei erwähnt,²⁹ womit die Existenz des Ortes ab dem 14. Jahrhundert zweifelsfrei belegt ist.

Bereits 1470 hatte der Würzburger Bischof in *Jostal* (Jobsthaler Hof) die Gerichtsbarkeit sowie das Recht der Zoller-

hebung am dortigen Kirchweihtag, der an Pfingsten gefeiert wurde, inne. Die zu diesem Ereignis anreisenden Kaufleute und Krämer mussten ihm das Standgeld, aber auch den Guldenzoll bzw. das Ungeld auf Wein entrichten. In normalen Jahren erhielt der Bischof daraus rund 12 fl an Einnahmen.³⁰

Der Jobsthaler Hof bei Hausen, der ebenso wie Sulzwiesen und Erbshausen immer wieder genannt wird, spielte in der Würzburger Güterverwaltung bei den Abgaben für die Nutzung von Viehweiden am Ufer der Wern eine Rolle. Insgesamt betrugen die durchschnittlichen Jahreseinnahmen um 1474 rund 24 fl.³¹ Nur zum Vergleich verdiente ein an der Nürnberger Lorenzkirche arbeitender Steinmetz, ein damals besonders gut bezahlter Facharbeiter, 30 fl im Jahr. Einem Gulden entsprachen zu dieser Zeit 240 Heller. Ein Zimmermann verdiente täglich im Sommer ca. 40 Heller, ein Handlanger 10 und ein Weinbergarbeiter 10 bis 14 Heller. Für 10 Heller bekam man 5 Brote oder 5 Pfund Butter oder 2 ½ Pfund Rindfleisch. Dies sind alles nur Annäherungswerte!

Dem Ort Hausen bei Würzburg begegnet man überwiegend in spätmittelalterlichen Salbüchern, welche die Abgabenhöhe enthalten, mit denen in diesem Falle der Landesherr aus dem Dorf rechnen konnte. So wird Hausen im 1419 angelegten sog. Karlstädter Regelbuch mit einer Bedezahlung erwähnt. Die Bede war eine direkte Steuer, die der Landesherr auf Grundbesitz erhob und die Bürger, Bauern und geistliche Institutionen bezahlen mussten.³² Die Bedezahlung wurde bereits in der Abrechnung des Arnsteiner Amtskellers von 1370 erwähnt, wobei Hausen 200 Pfund Heller entrichten musste. Ein Pfund entsprach dabei 240 Einzelhellen, deren Silbergehalt im Laufe der Jahr-

hunderte deutlich verschlechtert worden war, weswegen er häufig auch nicht mehr einzeln gezählt wurde. Im Vergleich dazu hatte die Stadt Arnstein 1.926 Pf. Heller zu zahlen.³³ Ferner ist Hausen im Salbuch von 1468 bei der Bezahlung von Fastnachtshühnern, der Bede und des Kirchmessweins aufgeführt.³⁴ Die Abgabenhöhe der Kirchmessweine im Amt Arnstein beließ sich, je nach Dorf, zwischen einem halben und einem ganzen Fuder. Hausen hatte dabei ein halbes Fuder (1 Fuder entsprach 800 Litern) zu entrichten und gehörte daher zur zweiten Kategorie.³⁵ In den 1470er Jahren mussten aus Hausen 14 Hühner an das bischöfliche Amt Arnstein abgeliefert werden. Weitere 12 Hühner kamen aus Erbshausen und Sulzwiesen. Die Höhe der Abgaben lag dabei in der unteren Hälfte. „Spitzenreiter“ bei den Abgaben waren Güntersleben mit 41 und Eßleben mit 39 bzw. Rieden mit 36 Leib- und Fastnachtshühnern.³⁶

In ähnlichen Bereichen lagen auch die Steuerabgaben bei der Bede. Hausen hatte im gleichen Zeitraum – und damit ein Jahrhundert später in Relation zur ersten Erwähnung 1370 – 30 fl jährlich zu bezahlen, Erbshausen und Sulzwiesen zusammen 20 fl. Dies war im Vergleich zu Arnstein mit 180 fl, Bergtheim und Oberpleichfeld mit je 100 fl sehr moderat. Bergtheim hatte ebenfalls 100, Eßleben 80 fl jährlich zu entrichten. Die Zahlen spiegeln Größe und Wirtschaftskraft der jeweiligen Dörfer wider.³⁷

Auch im Verzeichnis der Eigenleute im Amt Karlburg, das den Zeitraum 1413 bis 1458 abdeckt, findet sich Hausen.³⁸ Von einzelnen Bewohnern des Ortes Hausen ist relativ selten die Rede. Immerhin wird in einem Salbuch 1474 ein Hans Kraus aus Hausen erwähnt, der einen Weingarten am Eichelberg – eine Flur bei Opfer-

baum – gegen eine Abgabe von 4 Pf. Unschlitt (Talg, Körperfett von Wiederkäuern) an den Bischof zur Bebauung übertragen bekommen hatte.³⁹

Naturgemäß fließen die Informationen ab dem 16. Jahrhundert reichlicher. Als Wilhelm von Grumbach 1552 im Verein mit Markgrafen Albrecht Alkibiades gegen den Würzburger Bischof kämpfte, musste ihm Melchior Zobel von Giebelstadt im selben Jahr u.a. Hausen, Erbshausen, Sulzwiesen und Bergtheim überlassen. Diese Übertragung blieb allerdings kurzfristig, da Melchior 1558 ermordet wurde.⁴⁰

Hausen in der Frühen Neuzeit – Pfarrei und Amtszugehörigkeit

Interessant sind Hinweise auf die Pfarreienstruktur. Hausen wie Erbshausen-Sulzwiesen bzw. der Jobsthaler Hof gehörten ursprünglich zur alten Pfarrei Bergtheim.⁴¹ Erst 1613 wird Hausen davon separiert und zu einer eigenständigen Pfarrei erhoben. Die Gründung war ein Baustein in der groß angelegten Politik Bischof Julius Echters von Mespelbrunn (1573–1617), das Pfarreiennetz der Diözese Würzburg für die katholische Reform und Gegenreformation effektiver zu machen.⁴² Nachdem die Nachbarorte Gaibach 1596, Eschenfeld und Sommerach 1598, Burghausen bei Arnstein 1601 zu neuen Pfarreimittelpunkten erhoben worden waren, folgte Hausen gemäß einer bischöflichen Urkunde vom 2. Mai 1613. Die entscheidende Passage lautet in deutscher Übersetzung: „Wir haben aber bemerkt, dass zahlreiche Filialkirchen von der Pfarrkirche ziemlich weit entfernt sind, so dass die Menschen wegen der vom Regen aufgeweichten Wege zu ihr nicht gelangen können oder nur unter großen Schwierigkeiten. Deshalb, um diese Unzulänglichkeiten zu beseitigen,

*glaubten Wir an nicht wenigen Orten neue Pfarrhäuser erbauen zu müssen, was Wir jetzt auch in den beiden Dörfern Hausen und Erbshausen tun wollen. Da sie nämlich bisher zur Pfarrei Bergtheim gehörten, diese aber besonders zur Winterszeit ohne Unbequemlichkeit und größte Schwierigkeiten nicht erreichbar war, um dort die hl. Messe zu feiern, trennen Wir sie von der alten Pfarrei und errichten kraft Unserer bischöflichen Vollmacht im Dorfe Hausen eine neue und fügen ihr als Filialgemeinde das Dorf Erbshausen hinzu.*⁴³ Als erster Hausener Pfarrer ist dann für 1614 Nikolaus Pfrang belegt; ihm folgte 1617 Michael Otto aus Haßfurt.⁴⁴

Fürstbischof Julius Echter organisierte ebenfalls seine weltliche Herrschaft neu. Dazu gehörte auch eine strikte Neueinteilung des Hochstiftes in Ämter. Hausen wurde dabei in das Oberamt Arnstein eingegliedert. Dazu zählten auch die Nachbarorte Rieden, Eßleben, Opferbaum, Oberpleichfeld, Erbshausen/Sulzwiesen und Güntersleben.⁴⁵ Sie bildeten eine Unterseinheit neben dem Amt Arnstein. In dieser Organisationsform scheint Hausen im Salbuch von 1590 auf. Allerdings näherte sich der Oberamtsbezirk nach und nach an den eigentlichen Amtsbezirk an, so dass die Unterscheidung immer mehr verblasste.⁴⁶

Die Zentzugehörigkeit Hausens lag bei Eichelberg/Rieden. Diese Gerichtsbezirke unterschieden sich von den Amtseinheiten. So lagen die Dörfer des Amtes bzw. Oberamtes Arnstein in den Zenten Arnstein, Eichelberg/Rieden und Retzbach. Das Zentgericht war mit 14 Schöffen besetzt, die aus den einzelnen Dörfern kamen. Meist waren dies zwei Personen pro Ort, im Falle von Mühlhausen und Hausen allerdings nur einer. Das Zentgericht tagte monatlich und urteilte in sog. Peinlichen Angelegenheiten, wozu Mord,

Diebstahl, Schlägerei, Vergewaltigung (Notzwang) und Schulden gehörten. Die Verurteilten wurden zur Haft und zur eventuellen Hinrichtung nach Arnstein überführt.⁴⁷ Ein eigenes Dorfgericht hatten dabei nur Eßleben, Opferbaum, Rieden und Oberpleichfeld, während Hausen und die anderen Orte Schuldangelegenheiten, aber auch Flurschäden vor das Zentgericht zu bringen hatten. Hinweise auf ein eigenes Dorfgericht in Hausen finden sich nicht.⁴⁸

Die Vogteiherrschaft über Hausen lag im 16. und 17. Jahrhundert beim Bischof, so wie in den meisten Orten des Amtes Arnstein.⁴⁹ Außerdem saß in Hausen noch ein würzburgischer Jäger und Förster, was zumindest die seit 1777 veröffentlichten hochfürstlichen Hof- und Staatskalender so ausweisen.⁵⁰ Am Ende des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation war Hausen ein Pfarrdorf, zu dem noch die Orte Jobsthal und Fährbrück gehörten. Hochgericht und Vogtei, also die höhere und niedere Gerichtsbarkeit lagen bei Würzburg. Nach dem Übergang an Bayern verzeichnete die Montgelas-Statistik von 1815 dann 58 Häuser mit 65 Familien. Die Pfarrei, deren Patronatsrechte vor 1800 beim Fürstbischof lagen, gehörte zum Kapitel Dettelbach.⁵¹

Die Grundherrschaften im Ort waren aufgesplittet, besonders unter geistlichen Institutionen. Dazu gehörten die Johanniter, das Zisterzienserkloster Ebrach, Stift Haug, die Prämonstratenser von Oberzell sowie die würzburgischen Klöster St. Afra und die Karthause Engelgarten. Die Variation des Besitzes war hoch, von größeren Höfen („Alter Hof“ der Johanniter) über kleinere Hofreite – auf denen sich Wohnhäuser und Scheunen befanden – bis zu Feldgütern und unterschiedlichen Zinsabgaben. Manche Höfe und Hofreite wa-



Abb. 2: Der Gramschatzer Wald auf einer Karte des 18. Jahrhunderts (StA Wü, Würzburger Risse und Pläne Gruppe 1, Nr. 159).
Photo: Staatsarchiv Würzburg.

ren im 18. Jahrhundert als verlassen, öde gekennzeichnet.⁵² Im Jobsthaler Hof, der dem Juliusspital gehörte, sollen 30 Seelen gewohnt haben. Das dortige Hochgericht lag bei Würzburg, das Niedergericht (die Vogtei) ebenfalls beim Juliusspital. Die örtliche Kapelle unterstand der Filialkirche in Gänheim.⁵³ In der bayerischen Zeit wurde Hausen übrigens dem Landgericht Arnstein zugeordnet.⁵⁴

Hausen und der Gramschatzer Wald

Hausens Geschichte ist vom bedeutenden bischöflichen Jagdgebiet des Gramschatzer Waldes geprägt. Eine im Staatsarchiv Würzburg aufbewahrte Karte zeigt den

Ort *Hausen* mit einer Kirche mit einem massiven Turm und einer langen (grünen?) Spitze angedeutet.⁵⁵ Sie scheint aus dem 18. Jahrhundert zu stammen – zumindest hat der Kunsthistoriker Prof. Dr. Stefan Kummer diese ansprechende Vermutung aufgrund des Aussehens der Türme der Festung Marienberg, welche im Hintergrund sichtbar sind, geäußert. Daneben befindet sich der Eintrag eines *Haussner Holtz*. Nördlich von Hausen sind dann die Orte Erbshausen, Burggrumbach und Rimpar eingezeichnet. Die Karte selbst ist 128 x 94 cm groß und in Ölfarben auf Leinwand gezeichnet. Da der Wald auch immer als Viehweide diente, versuchten Waldordnungen, wie sie für den Gram-



Abb. 3: Hausen, Detail aus Abbildung 2 (StA Wü, Würzburger Risse und Pläne Gruppe 1, Nr. 159).
Photo: Staatsarchiv Würzburg.

schatzer Wald 1540 einsetzen, diese Be- weidung zu regeln. Besonders die Bereiche, in denen nach einem Hieb neue Bäume gepflanzt worden waren, sollten für mindestens vier bis fünf Jahre vor dem Vieh geschützt werden. Laut einer Vermes- sung des Waldes von 1573 befanden sich neben über 7.500 Morgen Wald dort auch 160 Morgen Ackerland.⁵⁶

Weitergehende Quellen zur gerade erwähnten Karte sind bisher nicht bekannt.⁵⁷ Der Gramschatzer Wald ist bereits 1634 in einer Karte des Hochstifts Würzburg des fränkischen Kartographen Johann Georg Jung eingezeichnet.⁵⁸ Neben Hausen scheinen *Jobsthall*, *Sulzwißen* und *Erbshausen* auf. Alle diese Orte werden in einem weitgehend waldfreien Gebiet mit vielen Äckern eingezeichnet, wohingegen der Gramschatzer Wald erst in einiger Entfernung eingezeichnet wird. In einer noch früheren Waldkarte aus dem Jahr 1569 fehlt schließlich Hausen. Vielmehr konzentrieren sich die Angaben auf die

Waldgebiete rund um Gramschatz. Ledig- lich das *Erbeßhaifer Holtz* wird genannt. Bereits diese Karte zeigt aber auch die land- wirtschaftliche Nutzung mit Feldern, Wie- sen und Äckern.⁵⁹

Auf der Karte des 18. Jahrhunderts ist westlich von Hausen das sog. Hausner Holz verzeichnet, welches außerhalb der Grenzen des eigentlichen Gramschatzer Waldes lag. Letztere wurden durch (insg. 234) Grenzsteine angegeben. Westlich von Hausen lag das Jagdgebiet *Lindich*. Gegenüber der Ortschaft zeigt die Karte ein Fangnetz für Tiere. Dargestellt wird eine Hetzjagd mit Hunden, welche einige Waldtiere erlegen.

Hausen – eine Ortsidentität

Die Vielfältigkeit der Geschichte eines Ortes hängt nur sehr bedingt an dem Ent- stehungsdatum bzw. der Erstnennung, auch wenn von der frühesten Jahreszahl sicherlich eine große Faszination ausgeht. Meist ist diese jedoch zufällig, denn die Erwähnung steht häufig in ganz anderen Zusammenhängen.⁶⁰ In unserem Falle geht es um eine religiös dominierte Stif- tung eines Adeligen an ein Kloster zur Si- cherung seines Seelenheils. Der Hinweis auf den Ort *Husun* ist hier eher nachran- gig. Richtige Gründungsurkunden für Orte sind sehr selten. Vielmehr gilt es, das Vergangene insgesamt zu betrachten, Dorfjubiläen sind daher mehr als nur der Hinweis auf die vermeintliche Gründung; sie wollen im Gegenteil allen die lange, vielgestaltige Entwicklung eines Gemein- wesens über viele Jahrhunderte vor Augen führen. Denn wenn, wie in Hausen bei Würzburg, sich eine ganze Dorfgemein- schaft über Tage hinweg in unterschiedli- cher Weise an ihre Vergangenheit erinnert, ist dies ein exzellentes Zeichen dafür, dass

die Bewohner in diesem Ort eine gelebte Identität haben, diese pflegen und damit an die nächste Generation weiter geben. Die Liebe zur Heimat wird so lebendig und gibt die Kraft, aus den historischen Wurzeln seine Zukunft zu gestalten.

Anmerkungen:

- 1 Puchner, Karl: Die Ortsnamen auf -hausen in Unterfranken, in: Blätter für oberdeutsche Namensforschung 5 (1962–1964), S. 2–27.
- 2 S. http://de.wikipedia.org/wiki/Hausen_%28Rh%C3%BCn%29 (eingesehen 01.06.2014).
- 3 S. <http://www.hausen-spessart.de/> (eingesehen 01.06.2014).
- 4 http://de.wikipedia.org/wiki/Hausen_%28Steinfeld%29#Gemeindegliederung (eingesehen 01.06.2014).
- 5 Monumenta Boica [künftig: MB] 40, S. 413.
- 6 Reitzenstein, Wolf-Arnim Freiherr von: Lexikon Fränkischer Ortsnamen. Herkunft und Bedeutung. Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken. München 2009, S. 96.
- 7 Staatsarchiv Würzburg [künftig: StA Wü], Kloster St. Stephan Rotulus 1 Nr. 58. Urkundenbuch der Benediktinerabtei St. Stephan in Würzburg. Bd. 1 mit einem Vorwort von A. Chroust bearb. v. F. J. Bendel, F. Heidingsfelder u. M. Kaufmann (VGFG III,1). Leipzig 1912, Nr. 59, S. 71f.
- 8 Ebo, Herold, Konrad, Hertwig, Kadeloch, Reginhard, Ebo, Ruthwig, Richalm, Hommo, Elpwin, Werinherin, Luther, Wecil, Godebold, Diezman.
- 9 Urkundenbuch St. Stephan (wie Anm. 7), I, Nr. 147: *parrochianus de sancto Petro*.
- 10 Geißler, Florian: Die Gründung des Klosters St. Stephan – Vorgeschichte als Stift, Patrone und frühe Schenkungen, in: Leng, Rainer (Hrsg.): Das Benediktinerkloster St. Stephan in Würzburg (Historische Studien der Universität Würzburg 4). Rahden/Westf. 2006, S. 41–56, hier 49–51; Leng, Rainer: Würzburg, St. Stephan, in: Germania Benedictina Bd. II, 3: Die Männer- und Frauenklöster der Benediktiner in Bayern. St. Ottilien 2014, S. 2593–2622.
- 11 Verdenhalven, Fritz: Alte Meß- und Währungssysteme aus dem deutschen Sprachgebiet. Neustadt an der Aisch 2. Aufl. 1993.
- 12 Keine Verbindung des erwähnten Hausens mit Erbshausen konnte bisher festgestellt werden.
- 13 „*Welches Hausen von den zahlreichen unterfränkischen Orten dieses Namens in der einfachen oder in einer zusammengesetzten Form mit Hause gemeint ist, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Vielleicht ist an Hausen (A.-G. Reitzenstein) zu denken, in dessen Nähe (in Retzstadt; vgl. no. 58) Adelold begütert war.*“
- 14 Urkundenbuch St. Stephan (wie Anm. 7), I, Nr. 58, S. 70f.
- 15 Ebd., Nr. 27, S. 37f. – <http://de.academic.ru/dic.nsf/dewiki/2340174> (eingesehen 03.06.2014): „*Alte Ortsnamen waren Eslichseim, Eschlichesheim, Eicholuesheim und Eigelsheim (noch 1748).*“
- 16 Riedenauer, Erwin: Karlstadt (Historischer Atlas von Bayern Teil Franken 9). München 1963, S. 10.
- 17 Barlava, Desirée: Die Lebensbeschreibungen Bischof Burchards von Würzburg. Vita antiquior – Vita posterior – Vita metrica (MGH Scriptores rerum Germanicarum in usum Scholarum separatim editi 76). Hannover

Prof. Dr. Helmut Flachenecker (geb. 1958) studierte Geschichte, Germanistik und Geographie an den Universitäten Erlangen-Nürnberg und Eichstätt. Nach der Promotion 1987 und der Habilitation 1992 war er bis 1997 zunächst wissenschaftlicher Mitarbeiter in Eichstätt und bis 2002 wissenschaftlicher Leiter des Forschungsprojekts *Germania Sacra* am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen. Seit 2002 ist er Inhaber des Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte am Institut für Geschichte der Universität Würzburg und außerdem Bezirksvorsitzender des Frankenbundes für Unterfranken. Seine Anschrift lautet: Am Hubland, 97074 Würzburg, E-Mail: helmut.flachenecker@uni-wuerzburg.de.

- 2005, S. 85–88; Hinweis bereits bei Puchner: Ortsnamen (wie Anm. 1), S. 26.
- 18 Barlava: Lebensbeschreibungen (wie Anm. 17), Vita Posterior S. 163; MGH SS 15/1, S. 55.
- 19 Wagner, Heinrich: Zur Frühzeit des Bistums Würzburg (II), in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 48 (1986), S. 111–131, hier 122f. Allerdings werden für die Gleichsetzung für Winterhausen bzw. Altertheim keine Gründe und auch keine Literatur angegeben. Lediglich Bühel bei Heidingsfeld wird damit erklärt, dass St. Burkard dort einen größeren Besitzkomplex hatte; Ergebnisse übernommen von der Herausgeberin der MGH-Ausgabe der Burkartsviten. Vgl. Barlava: Lebensbeschreibungen (wie Anm. 17), S. 163 Anm. 36–38 [dort auch das Zitat].
- 20 Reitzenstein: Lexikon Fränkischer Ortsnamen (wie Anm. 6), S. 96.
- 21 Der frühere Internetauftritt war hier zu optimistisch und kaum zu halten: „*Die Lage, die systematischen Siedlungsbewegung und die Rodungen, die vor 900 Jahren in der Gegend stattfanden, geben Sicherheit darüber, dass die in lateinisch verfasste Urkunde des Klosters unser Hausen meint. Es ist davon auszugehen, dass es ein typisches Rodungsdorf damaliger Zeit war.*“ Die Urkunde von 1114 spricht eben nicht über die Lage, auch nicht über „systematische Siedlungsbewegungen“ und auch nicht über Rodungen! – http://900-jahre-hausen.de/?page_id=31 (eingesehen 13.07.2014).
- 22 Wallbrecht OESA, Evodius: Erbshausen – Sulzwiesen. Historisch-topographische Notizen, o.O. [masch.] 1920, S. 4f. – Als Beleg sieht er eine Urkunde von 1164 an (siehe nächste Anm.), in der ein Ritter Otto von Wickershausen von seinem Gut Kammerforst, im Gramschatzer Wald gelegen, zwei Dritteln an Neustadt/Main und ein Drittel an Schlüchtern vermacht habe. Im Jahr 1167 bestätigte Bischof Herold dann dem Kloster Schlüchtern seinen Besitz mit dem Dorf Sulzwiesen darauf. Ohne weitere Begründung lässt er dann Neustadt das Dorf Hausen auf seinen zwei Dritteln gründen.
- 23 Kraus, Johann Adolph: Urkundliche Nachrichten über die Wallfahrtskirche Fährbrück, in: Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken 19, Heft 3, S. 139–161, hier 141, 151f. (Abdruck der Urkunde). Als Quelle seiner Urkunden gibt Kraus „aus den Copialbüchern der Benediktinerabtei Neustadt am Main“ (ebd., S. 150) an.
- 24 Reimer, Heinrich: Hessisches Urkundenbuch 2. Abt/Bd. 1. Leipzig 1891, Nr. 101, S. 79–81 (… *possessio in Sulzissen, quem Otto de Wiegershoven eidem clastro contulit*); Niestahl, Matthias: Studien zur Geschichte des Klosters Schlüchtern im Mittelalter. Darmstadt– Marburg 1986, S. 157–189; Kathrein, Werner: Schlüchtern, in: Germania Benedictina 7. Hessen. St. Ottilien 2004, S. 916–940.
- 25 Wendehorst, Alfred: Neustadt/Main, in: Germania Benedictina Bayern. St. Ottilien 2014; Schott, J.: Die Benediktinerabtei Neustadt am Main (Festschrift zur 1200-Jahr-Feier des Klosters Neustadt am Main). 1969, S. 14–18.
- 26 Ofer, Monika: St. Stephan in Würzburg. Untersuchungen zu Herrschafts-, Wirtschafts- und Verwaltungsformen eines Benediktinerklosters in Unterfranken 1057–1500. Köln–Wien 1990, S. 493 [Karte 1]. Eine leicht veränderte Karte bei Leng, Rainer: Das Kloster als Wirtschaftsbetrieb, in: Leng: St. Stephan (wie Anm. 10), S. 81–101, hier 87.
- 27 Ofer: St. Stephan (wie Anm. 26), S. 5–15, 40–43. Hausen fehlt auch bei den Orten mit Fron- und Freihöfen (ebd., S. 449–455), bei den Zinsleistungen von Hufen 1424–1461 (ebd., S. 457–459) bzw. bei den Zehnteinkünften (ebd., S. 464–468).
- 28 MB 40, S. 413f. (Nr. 186): … *minen hof der da gelegen ist ze Husen …* – Bei Reimann, Johanna: Die Ministerialen des Hochstifts Würzburg, in sozial-, rechts- und verfassungsgeschichtlicher Sicht, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst [künftig: MfrJb] 15 (1963), S. 1–117, werden die Ritter von Ro(h)rbach nicht erwähnt. – In der Datenbank zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Internetportal „Historisches Unterfranken“ kommt Winhart von Rohrbach im Lehenbuch des Hochstifts 1335–1345 genau einmal und genau mit diesem Hof vor. Als nähere Angabe für das Hausen wird lediglich der Landkreis Karlstadt angegeben: <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de> (aufgerufen 17.06.2014): 04101 Lehenbuch Hochstift Würzburg 1335–1345.
- 29 Datenbank Wirtschafts- und Sozialgeschichte 00096 Lehenbuch Hochstift Würzburg 1303–1313, S. 40: <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de> (aufgerufen 17.06.2014).

- 30 Datenbank Wirtschafts- und Sozialgeschichte 70266 Würzburger Salbuch 1, fol 24v: <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de> (aufgerufen 17.06.2014).
- 31 Datenbank Wirtschafts- und Sozialgeschichte 72684 Würzburger Salbuch 1, fol. 249v: <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de> (aufgerufen 17.06.2014).
- 32 Thier, Andreas: Bede, in: Cordes, Albrecht / Lück, Heiner / Werkmüller, Dieter / Schmidt-Wiegand, Ruth (Hrsg.): Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Berlin 2. Aufl. 2008, Sp. 494–496.
- 33 MB 42, S. 513–515 (Nr. 204) [1370 Juli 20].
- 34 StA Wü, Salbuch 1 (1468); eventuell auch Salbuch 4 (1590); Riedenauer: Karlstadt (wie Anm. 16), S. 54.
- 35 Datenbank Wirtschafts- und Sozialgeschichte 72688 Würzburger Salbuch 1, fol 250r: <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de> (aufgerufen 17.06.2014).
- 36 Datenbank Wirtschafts- und Sozialgeschichte 72679 Würzburger Salbuch 1, fol 248v: <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de> (aufgerufen 17.06.2014).
- 37 Datenbank Wirtschafts- und Sozialgeschichte 72680 Würzburger Salbuch 1, fol 249r: <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de> (aufgerufen 17.06.2014).
- 38 Eine statistische Aufstellung beider Quellen findet sich bei Riedenauer: Karlstadt (wie Anm. 16), S. 52f. Anm. 8. Das Eigenleuteverzeichnis findet sich in StA Wü, Misc. 3548.
- 39 Datenbank Wirtschafts- und Sozialgeschichte 72672 Würzburger Salbuch 1, fol 247v: <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de> (aufgerufen 17.06.2014).
- 40 Riedenauer: Karlstadt (wie Anm. 16), S. 29.
- 41 StA Wü, Salbuch 5, 1479, 1843; Regesten Würzburger Urkunden III, 70; Riedenauer: Karlstadt (wie Anm. 16), S. 13.
- 42 Wendehorst, Alfred: Das Bistum Würzburg Teil 3. Die Bischofsreihe von 1455 bis 1617 (Germania Sacra NF 13). Berlin–New York 1978, S. 206.
- 43 Wernicke OSA, Michael Klaus: Kirchenchronik Pfarrei St. Wolfgang in Hausen und Filia-
- le St. Albanus in Erbshausen anlässlich des 400-jährigen Pfarreijubiläums 1613–2013. 2013, S. 12f.
- 44 Wallbrecht: Erbshausen-Sulzwiesen (wie Anm. 22), S. 153.
- 45 Statistik bei Riedenauer: Karlstadt (wie Anm. 16), S. 54.
- 46 StA Wü, Salbuch des Amtes Arnstein; Riedenauer: Karlstadt (wie Anm. 16), S. 56.
- 47 StA Wü, Salbuch 5, 1319ff.; Riedenauer: Karlstadt (wie Anm. 16), S. 56, 85.
- 48 StA Wü, Salbuch 76, 396ff., 424ff.; Riedenauer: Karlstadt (wie Anm. 16), S. 86, 91f.
- 49 Riedenauer: Karlstadt (wie Anm. 16), S. 89.
- 50 Ebd., S. 115.
- 51 Im Jahre 1950 zum Dekanat Arnstein: Ebd., S. 173.
- 52 Ebd., 152.
- 53 Ebd., S. 156.
- 54 Ebd., S. 185, 196.
- 55 StA Wü, Würzburger Risse und Pläne Gruppe 1, Nr. 159.
- 56 Forstamt Arnstein. Geschichte des Gramschatzer Waldes. 1962, S. 8–12.
- 57 Laut Repertorium „Würzburger Risse und Pläne“ sind keine schriftlichen Quellen zur Interpretation der Karte mehr vorhanden. Hausen bzw. der sog. „Hausener Weg“ durch den Gramschatzer Wald sind in zwei Urkunden erwähnt (Nr. 158, 161).
- 58 Scherzer, Walter: Johann Georg Jungs Karte des Hochstifts Würzburg von 1634 für die sächsischen Herzöge Bernhard und Ernst von Weimar, in: MfrJb 14 (1962), S. 231–245, Tafel 3 u. 4 (Karte in der Universitätsbibliothek Göttingen).
- 59 Karte gedruckt in Geschichte des Gramschatzer Waldes (wie Anm. 56), S. 51: *Cromschatzer feldt, langer Acker, churtzer Acker, Ochsengrundt, Ochsenwiessen*.
- 60 Heeg-Engelhart, Ingrid: Die Erste Erwähnung eines Ortes. Anmerkungen zur Problematik historischer Jubiläen und deren Erforschung, in: Pendl, Wolfgang (Red.). Forum Heimatforschung. Ziele – Wege – Ergebnisse. München 2000, S. 87–105.

Die „Topographia Tettelbacensis“ des Sigismund Wermerskircher 1602

Historische und literarische Anmerkungen
über ein zu Unrecht vernachlässigtes Gedicht (Teil I)

1602 verfasste der Stadtschwarzacher Pfarrer Sigismund Wermerskircher einen 464 Verse umfassenden Lobpreis der Stadt und der Wallfahrt Dettelbach in perfekten lateinischen Hexametern. Verschiedene Chronisten der Dettelbacher Stadt- und Wallfahrtsgeschichte haben das Gedicht zwar in ihren Ausführungen erwähnt, aber keiner von ihnen hat sich der Mühe einer Übersetzung unterzogen, um es im Zusammenhang auszuwerten. Dieses jahrhundertealte Versäumnis wird im folgenden Beitrag aufgearbeitet, aber auch eine literarische Würdigung des Gedichts vorgenommen.



Abb. 1: Das Dettelbacher Gnadenbild
(Photo: Verlag J.H. Röll Dettelbach).

Vorbemerkungen: Dettelbach und die Wallfahrt zu „Maria in arena – Maria im Sand“¹

1484 erhab der Würzburger Fürstbischof Rudolf von Scherenberg das aufstrebende Dorf Dettelbach zur Stadt, verlieh das Marktrecht und bestimmte es zum Amtssitz für die umliegenden Dörfer Brück, Schnepfenbach, Hörblach und die würzburgischen Untertanen von Neuses am Berg und Mainstockheim. Im nachfolgenden 16. Jahrhundert und bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges in Franken 1631/32 erlebte die junge Stadt eine bedeutsame Blütezeit; die Bevölkerung wuchs

auf ca. 1.500 Einwohner, der Weinbau erreichte eine Ausdehnung von rd. 460 Hektar, bauliche Veränderungen formten das Stadtbild auf so entscheidende Weise, dass die Tourismuswerbung noch heute davon profitiert.

1505 entstand nach der wundersamen Heilung eines Schwerverletzten die Wallfahrt zu „Maria im Sand“. Fürstbischof Lorenz von Bibra ließ über dem wundertätigen Bildstock eine kleine Kapelle errichten. Im Zuge der Reformationswirren drohte die junge Wallfahrt wieder zu versiegen, ehe Julius Echter 1573 auf den Bischofsstuhl gelangte. Er ließ im Jahre 1586 eine strenge Mission in der Stadt ab-

halten und führte die Bevölkerung zum alten Glauben zurück; wer sich widersetzte, musste die Stadt verlassen. 1608 bis 1613 belebte er die nahezu erloschene Wallfahrt durch den Bau einer großen und repräsentativen Kirche nachhaltig. Die Dettelbacher Marienwallfahrt besteht seitdem unvermindert bis heute, ruhte nur wenige Jahre während des Dreißigjährigen Krieges und überstand sogar die Restriktionen der Säkularisation. Wenn in unseren Tagen nun eine Auflösung des Klosters stattfand, dann liegt das nicht am versiegenden Zustrom der Wallfahrer – noch immer kommen alljährlich zwischen Mai und Oktober rd. 8.000 fromme Pilger aus 78 Orten hierher,² – sondern am akuten Nachwuchsmangel der Franziskaner, die die Wallfahrer seit dem Jahre 1616 betreuten.

In den Jahren, da Julius Echter eine massive Gegenreformation betrieb, war der Verfasser der „Topographia“ Kaplan in Dettelbach und später Pfarrer in Stadtschwarzach, erlebte also die Rekatholisierung und die Wiederbelebung der Marienwallfahrt aus nächster Nähe, als Seelsorger quasi ‚am eigenen Leib‘, was ihn stark bewegt haben muss. Ebenso hegte er wohl eine große Sympathie für die Stadt Dettelbach. Nur so ist es zu erklären, dass er 1602 dieses umfassende, in anspruchsvollem Latein verfasste Lobgedicht über Stadt und Wallfahrt Dettelbach schuf. Auch wenn man annimmt, dass der Autor im Überschwang manche seine Aussagen überhöhte, bleibt dennoch eine Fülle interessanter zeitgeschichtlicher Tatsachen. Zudem hat dieser Enthusiasmus der sprachlichen Kunst des Dichters zweifellos beträchtlichen Elan verliehen. Kurzum: Es ist nach mehr als 400 Jahren höchste Zeit, das Gedicht des Sigismund Wermerskircher umfassend zu würdigen, seinen ge-



Abb. 2: Epitaph des Johannes Tritheimus († 1516) in der Neumünsterkirche zu Würzburg, wohl von Tilman Riemenschneider und seiner Werkstatt (Photo: Hans Bauer).



Abb. 3: Nikolaus Lemmerer, vor dem wunder-tätigen Bildstock kniend. Kupferstich 1. Hälfte 18. Jhd. (Gropp: *Collectio novissima* I, S. 33, s. Anm. 6).

schichtlichen und literarischen Wert ins rechte Licht zu rücken.

1. Die „Topographia Tettelbacensis“

1.1 Quellen aus der Julius-Echter-Zeit zu „Maria im Sand“

Die Ursprungserzählung der Dettelbachwallfahrt hat als erster kein Geringerer als der bekannte Humanist Johannes Trithemius (1462–1516) überliefert,³ der in

seinem letzten Lebensabschnitt Abt des Schottenklosters Sankt Jakob in Würzburg war. 1504, bei einem Kirchweihfest in Melkendorf bei Bamberg, am Fest des hl. Jakobus Major, wurde ein Mann namens Nikolaus Lemmerer bei einer Schlägerei schwer verletzt. Ein Jahr lang lag er darunter, verwundet an Körper und Geist, ehe ihm in einer Vision geboten wurde, er solle nach Dettelbach wandern und dort vor einem Marienbildstock östlich der Stadt, in der Flurlage „Sand“, eine Kerze opfern. Lemmerer, der in Dettelbach als Taglöhner gearbeitet hatte, kannte diesen Bildstock, gelobte den Gang und ward auf der Stelle gesund. Er pilgerte nach Dettelbach, betete vor dem Bild der Schmerzhaften Muttergottes, als er in einer zweiten Vision aufgefordert wurde, hinunter in die Stadt zu gehen und im Rathaus – dort hätten sich gerade die Herren des Rates zusammengefunden – von dem an ihm geschehenen Wunder zu berichten. Er trat vor den Rat und erzählte, was ihm widerfahren war. Die Reaktionen waren unterschiedlich: manche verlachten ihn, andere glaubten ihm. Die Kunde des denkwürdigen Geschehens verbreitete sich jedoch in Windeseile.

Schon gleich nach der wundersamen Heilung des Nikolaus Lemmerer⁴ 1505 fanden auch viele andere Gläubige Hilfe bei dem Bildstock, zu dessen Schutz bald eine kleine Kirche errichtet wurde. Um diese Wunder dem Vergessen zu entreißen, wandte sich der Rat von Dettelbach mit der Bitte an Trithemius, sie aufzuschreiben.⁵ Trithemius, der selbst schon vorher durch eine Wallfahrt zu Maria im Sand von einem Leiden geheilt worden war, folgte deshalb gerne dieser Bitte und schrieb 1511 ein Werk in zwei Büchern,⁶ deren erstes vor allem die Entstehung des Wallfahrtortes berichtet, deren zweites

dann die 63 Wunder aufzählt, die bis dahin bekannt geworden waren.

Wermerskircher hat die Ursprungsgeschichte aufgegriffen und den Bericht mit seinen Worten in Hexametern nacherzählt (Vers 114–192). Das Marienheiligtum vor den Toren Dettelbachs nahm um 1600 an Bedeutung zu, als Bischof Julius Echter von Mespelbrunn diesen Ort energisch förderte.⁷ Auch seine Mitstreiter unterstützten seine Bemühungen in jenen Jahren durch Beschreibungen des wundersamen Geschehens in Dettelbach literarisch, wobei sie sich alle auf Trithemius beriefen: So schrieb der Ingolstädter Jesuit Jakob Gretser (1562–1625) ein umfangreiches lateinisches Werk über die Wallfahrten in vier Büchern, das 1606 erschien.⁸ Darin fehlt nicht die Erwähnung der heiligen Maria in „Dittelbach“ (S. 213), die allerdings kurz ausfällt, da Gretser auf die ausführliche Darstellung von Trithemius verweist. Da Gretsers Opus bald als Standardwerk der Wallfahrt galt, wurde auch der Name Dettelbachs in der gesamten gelehrten Welt bekannt.⁹

Im Jahr darauf folgte eine weitere lateinische Darstellung, die ganz der Wallfahrt in Dettelbach gewidmet ist: Eucharius Sang (1555–1620), den Julius Echter 1597 zu seinem Weihbischof berufen hatte und der im September 1613 dann auch die neue Wallfahrtskirche einweichte, schilderte „die alten und neuen Wundertaten Mariens“ der Reihe nach,¹⁰ wobei auch er sich bei den ‚alten‘ Wundern auf Trithemius beruft. Das Werk fand in einer bald folgenden deutschen Übersetzung des Würzburger Ratsschreibers Johann Vietor schnelle Verbreitung.¹¹

Nicht mehr lesen konnte Julius Echter († 1617) die Zusammenstellung der Wunder in der gesamten Christenheit durch den Bamberger Weihbischof Friedrich För-

ner (1570–1630), denn dessen „Siegespamme“,¹² die vor allem die wundertätige Maria preist, erschien erst 1620. Er widmet das gesamte 28. Kapitel des 5. Buches der Dettelbacher Wallfahrtsgeschichte, vor allem ihrer Entstehung, wobei er allerdings größtenteils die Darstellung von Eucharius Sang wörtlich wiedergibt. Diese lateinischen Prosaschriften sind in der Literatur erschlossen, teilweise übersetzt, und fast alle sind als Digitalisate im Internet abrufbar.

Wir wollen uns vielmehr einer weiteren Quelle in Gedichtform zuwenden, nämlich der „Topographia Tettelbacensis“ von Sigismund Wermerskircher aus dem Jahre 1602,¹³ die zwar öfter zitiert wird, mit der sich aber anscheinend noch niemand eingehend befasst hat,¹⁴ obwohl sie die älteste der hier genannten Schriften ist. Dieses *carmen* in Hexametern ist ein bemerkenswertes Zeugnis neulateinischer Dichtung, dessen Analyse und Auswertung sich lohnt.

1.2 Der Verfasser: Sigismund Wermerskircher

Über den Verfasser ist wenig bekannt. Schon der Name erscheint in verschiedenen Varianten: Neben Sigismund wird er auch als Sigmund zitiert, neben Wermerskircher Wermerskirch, Wermerskirchen, Warmeskirch oder gar Werner Kirchius genannt.¹⁵ Da sich der Verfasser in seinem Testament selbst als „Sigismund[us] Wermerskircher“ bezeichnet, halten wir uns an diese Form.

Er selbst fügt seinem Namen „*Andernacus*“ bei, ist also in Andernach am Rhein geboren. Sein Geburtsjahr ist unbekannt.¹⁶ Seine Stationen als katholischer Priester im Bistum Würzburg sind vor allem im Diözesanarchiv Würzburg festgehalten

(s. Anm. 15): Er war zunächst Kaplan in Dettelbach,¹⁷ später Pfarrer in Heidingsfeld (1594–1599), darauf Pfarrer in Stadtschwarzach (1602) und übte sein letztes Amt als Seelsorger in Trennfeld am Main (1608–1609) aus. Julius Echter brauchte für die Pfarrei, um die sich der evangelische Graf von Wertheim und der Fürstbischof von Würzburg blutig gestritten hatten, einen bewährten Vertreter der katholischen Seite, zumal sich das benachbarte Stift Triefenstein, das eigentlich für die Pfarrstelle zuständig war, außerstande sah, eigene Chorherren dorthin zu entsenden.¹⁸ Diese Aufgabe konnte Wermerskircher allerdings wegen fortschreitender Krankheit und Schwäche nur noch bedingt erfüllen.¹⁹ Schon im nächsten Jahr (1610) starb er.

Erhalten ist sein handgeschriebenes Testament in deutscher Sprache.²⁰ Dort nennt er an erster Stelle – nach der üblichen Erwähnung des Bischofs – seine Bibliothek, die in würdige Hände kommen soll, nämlich in die des Klosters Triefenstein, wo auch das Testament unterzeichnet wurde, und in die seines Freundes Abel Büchel, des Pfarrers von Gamburg. Sein Vermögen verteilt er an zahlreiche Bekannte, wobei ihm aber vor allem seine Mägde Catharina und deren Schwester Margret, die ihn viele Jahre in seiner Schwachheit und Krankheit fürsorglich betreut haben, am Herzen liegen.

Die „Topographia Tettelbacensis“ ist sein einziges erhaltenes größeres Werk. Daneben enthält der Sammelband von 1602 – neben Werken von anderen Autoren²¹ – noch etliche Verse unter dem Titel „*Oraculorum Christi Jesu symphonia*“.²² Es sind dies Worte Christi aus den vier Evangelien, die Wermerskircher in Distichen umformte, damit sie sich leichter in das Gedächtnis der Schüler einprägten.²³ Als Beispiel sei hier die Nr. 2 der *oracula*,

Jesu berühmte Antwort an die Pharisäer (Matth. 15,4), vorgestellt: „*Nam Deus dixit: Honora patrem et matrem, et qui mal edixerit patri vel matri, morte moriatur*“ (Denn Gott hat gesagt: Ehre Vater und Mutter! Und: Wer Vater oder Mutter schmäht, soll des Todes sterben).

Diesen Ausspruch Christi hat Wermerskircher fast wörtlich in ein Distichon umgesetzt:

„*Et pater et genetrix omni tibi honore colendi.*

„*Dignus, si violes, praepete morte mori.*“
Sowohl Vater als auch Mutter sollst du in jeder Hinsicht ehren.

Wenn du dagegen verstößt, verdienst du einen schnellen Tod.

Freilich mag der Leser zweifeln, ob sich solche nicht immer leicht zu übersetzen den Verse durch ihren Rhythmus leichter einprägen als die schlichten Worte Christi. Wermerskircher jedenfalls wurde offensichtlich bei seiner Bibellektüre spontan von dichterischer Inspiration ergriffen. Das zeigen auch weitere kurze Gedichte, die der „*Symphonia*“ folgen: Sie sind alles Umsetzungen von Stellen oder zentralen Begriffen aus der Heiligen Schrift.

1.3 Übersicht über die „Topographia Tettelbacensis“

Wenden wir uns nun seinem Hauptwerk, der „Topographia Tettelbacensis“, zu. Die Übersetzung des Titelblatts in der Ausgabe von 1602 (s. Abb. 4) lautet:

BESCHREIBUNG

der berühmten ostfränkischen Stadt
Dettelbach
und der Basilika Mariens ebenda,
die durch ein Gelübde versprochen worden ist,
in einem Gesang in Hexametern kunstvoll verfasst, und

den bedeutendsten, geachtetsten und klügsten Männern und Herren,
dem Herrn Bürgermeister, den Rats-
herren und den Vornehmen eben dieser
Stadt gewidmet
zusammen mit Epigrammen an jeden
Einzelnen.

Vom Verfasser
Sigismund Wermerskircher aus Ander-
nach,
Pfarrer in Stadtschwarzach.
Hinzu kommt eine Zusammenstellung
von Aussprüchen Christi
zum Wohle der studierenden Dettelba-
cher Jugend.
„Ein Myrrhenstrauß ist mir mein Ge-
liebter“
(Das Hohelied 1,12)
(1602).

Die Epigramme an die einzelnen Rats-
herrn sind nicht erhalten, bemerkenswert
aber ist das Bemühen um das Wohlwollen
der Dettelbacher. Die Superlative in
den Attributen sind damals zwar in Ti-
teln und Anreden üblich, aber eigentlich
könnte man erwarten, dass Wermerskir-
cher sein Werk dem Bischof als Förderer
der Wallfahrt widmet. Will der Autor
damit einen Beitrag für die Gegenrefor-
mation leisten, die eben erst die Dettel-
bacher mit Mühe zum alten Glauben zu-
rückgeführt hat?²⁴ Unterstützt wird diese
Vermutung durch Formulierungen in der
Widmung, die ebenfalls an den Rat der
Stadt gerichtet ist:

„DEDICATIO AD SENATUM TET-
TELBACENSEM.²⁵

*Accipe, quae patriae fautor, quae Virginis
almae*

*Cultor amas priscis culta, SENATUS,
avis.*

*Patria, Virgo, horti cum pratis, flumina,
sylvae*

Cantantur, merito iure dicata tibi:

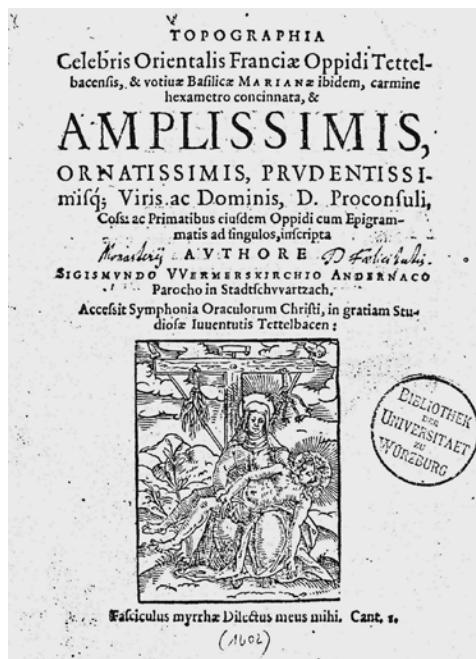


Abb. 4: Das Titelblatt der „Topographia Tettelbacensis“.

*Consilio patriam, Divam pietate, viretis
Rura colis; tua sunt Patria, rura, DEA.* ²⁶
WIDMUNG AN DEN STADTRAT
VON DETTELBACH:

Vernimm, was dir, hoher Rat, als För-
derer der Heimat,
als Pfleger der gütigen Jungfrau am Her-
zen liegt,
was schon verehrt wurde von altehr-
würdigen Vorfahren.

Es wird all das besungen, was dir völlig
zu Recht gewidmet ist:

das Vaterland, die Jungfrau, die Gärten
mit den Wiesen, die Wasserläufe und
die Wälder.

Denn mit deinem Rat hegst du die
Heimat, mit Frömmigkeit die Göttin,
mit grünen Plätzen die Flur: Dir aber
gehören Heimat und Flur, o Göttin.

Das eigentliche *carmen* umfasst 464 Verse und ist durchgehend in Hexametern gedichtet. Es wird, ganz in epischer Tradition, von einem feierlichen Proömium eingeleitet (1–9). Zunächst hören wir vom Inhalt in knapper Zusammenfassung:

- 1 „Urbs tribus alta iugis, vicinaque VIRGINIS aedes,
 - 2 Arvaque pampineo late praegnantia Baccho,
 - 3 Prataque cum sylvis, gelidis cum fontibus horti,
 - 4a Carminibus dicenda meis.“
 - 1 Eine Stadt, hoch auf drei Hügeln, und die benachbarte Kirche der Jungfrau
 - 2 und die Flur, die weithin voll ist vom rebenreichen Bacchus,
 - 3 sowie die Wiesen samt den Wäldern, die Gärten mit kalten Quellen
 - 4 sollen in meinem Lied besungen werden.
- Dann folgt der Anruf, nicht der Mussen wie in antiken Epen, sondern Mariens:
- 4b Tu o maxima vatum
 - 5 Nympharum regina, parens augusta Tontantis,
 - 6 Accola quandoquidem, veneranda tot urbibus urbis
 - 7 Huius ades, numenque tuae mihi panditur aerae,
 - 8 Pro nota pietate fave, Musamque gubernans,
 - 9 Non inculta probas in carmina suffice vires.“
 - 4b Du, o höchste Königin
 - 5 der dichtenden Nymphen, erhabene Mutter des donnergebietenden Gottes,
 - 6 zumal du Mitbewohnerin dieser Stadt bist, verehrt von vielen Städten,
 - 7 steh mir bei – und so wird mir die göttliche Kraft deines Altares geöffnet,
 - 8 sei mir gewogen, wie es deiner bekannten Gottgefälligkeit entspricht, führe die Muse,

9 gib mir rechtschaffene Kräfte für ein wohlgestaltetes Lied!

Zwar ruft der Christ Maria an, aber er umkleidet die heiligen Namen mit heidnischen Attributen: Gottvater heißt hier der „Donnergebiete“, sonst ein Beiwort Jupiters, des obersten Gottes der Römer, und Maria redet hier der Dichter als „Mussenführerin“ an.

Im Zentrum des Gedichts steht die Wallfahrt zu „Maria im Sand“, die auch den größten Teil einnimmt (105–428). Davon wieder wird am eingehendsten die Entstehung dieser Wallfahrt geschildert (105–345). Den Rahmen bilden die Beschreibung der Stadt (10–104) und die knappe Skizzierung der fruchtbaren Umgebung (429–464). Dieser konzentrische Aufbau lässt sich so darstellen (eine differenzierte Strukturierung s. im Anhang [Teil II]):

- 10–104: Die Stadt Dettelbach und ihre günstige Lage
- 105–124 Die Wallfahrtskirche: Mariens Wunsch nach einer Kirche
- 125–243 Die Entstehung der Wallfahrt (bis zur Ankunft Lemmerers am Bildstock)
- 252–303 Dankgebet Lemmerers an Christus und Maria**
- 244–345 Die Entstehung der Wallfahrt (bis zum Bau der Kirche)
- 346–428 Die Wallfahrtskirche: Wallfahrtsgeschehen und Wunder
- 429–464 Die fruchtbare Umgebung Dettelbachs

Diese Übersicht zeigt, dass Wermerskirchers Hauptanliegen nicht die Beschreibung der Wunder ist, wie bei Trihemius, Sang und Förner, sondern die Entstehung der Wallfahrt und das fromme Verhalten des Begründers.²⁷

Auch die letzten Verse des Gedichts wenden sich an Maria, die ihren Tempel

in einer gesegneten Gegend hat, in der einst die inspirierenden Musen gewohnt haben könnten. Diese Göttinnen spricht der feiernde Dichter an:

- 460 „*Plaudite vere novo Solymaeae, plaudite nymphae,
Rident auricomis distincti floribus
horti,
Vinea nectarium suavissima spirat
odorem,*“
- 463 *Vestigate meam Dominam, verbisque
referte,
Illiū incensum penitus languere me
amore.“*
- 460 Klatscht auch ihr Beifall im jungen Frühling, klatscht, ihr himmlischen Musen!
Es lachen die Gärten, die bunt sind von goldblättrigen Blumen,
der honigsüße Weinberg atmet den Duft des Nektars.
- 463 Folgt meiner Herrin und überbringt ihr die Botschaft,
dass ich, durchdrungen von inniger Liebe zu ihr, nun zur Ruhe komme.

1.4 Vorlagen und Vorbilder

Wir beschränken uns hier auf den zentralen Teil, die Entstehungsgeschichte der Wallfahrt des ersten Pilgers Nikolaus Lemmerer (105–345).

1.4.1 Trithemius

In dieser Erzählung hält sich Wermerskircher, wie seine obengenannten literarischen Zeitgenossen, an die Darstellung des Trithemius,²⁸ den er auch namentlich nennt. Denn bald nach der wundersamen Heilung Lemmerers geschehen weitere Wunder:

- 339 „... *miraclis aliis (quorum numerosa,
Trithemi*

*Clare, tuis signata fide locuplete libellis,
Quae senis adeo tibi cognita primitus
annis*

- 342 *Auribus atque oculis potiora fidelibus
hausta,
Posteritas et anus didicit disctequ) re-
fulgens.“
<das Heiligtum>*
- 339 ... glänzend durch weitere Wunder.
Zahlreiche Beispiele dafür, berühmter Trithemius,
hast du getreulich in Fülle in deinen Büchern verzeichnet,
die von Anfang an in den ersten sechs Jahren dir zumal bekannt geworden sind,
- 342 und noch mehr die, die du mit zuverlässigen Ohren und Augen erlebt hast.
Von denen haben schon frühere Generationen Einsichten gewonnen,
und auch die Nachwelt wird von ihnen lernen.²⁹

Nur eine ausführliche Episode (194–235) hat der Dichter hinzugefügt, die wir bei Trithemius nicht finden, eine gefährliche Begegnung auf dem Weg von Melkendorf nach Dettelbach: Im dichtesten, weglosen Wald stellt sich ihm ein böser Geist entgegen, der ihn von der Einlösung seines Gelübdes, der Überbringung der Kerze, abhalten will – nicht mit Drohungen oder Gewalt, sondern mit sophistischer Ironie:

- 206 „... *Contra ingreditur divum impius
hostis:
,Scilicet hanc superi curant, hi luminis
orbi?
Deficit an coelum lux? Terras deficit an
sol?³⁰ ...*
- 213 ... *Stolide, in sylvas quid robora por-
tas?“*
- 206 Ihm entgegen tritt der verruchte Feind der Götter:

„Bestimmt liegt den Himmlischen die Kerze am Herzen, bestimmt haben sie Licht nötig.

Mangelt es etwa Licht am Himmel?
Oder fehlt es der Erde am Sonnenlicht?

- 213 ... Du Narr, warum trägst du Holz in den Wald? ...“

An Nikolaus Lemmerer aber prallen solche Argumente ab. Und als er den Namen Jesu nennt, entflieht der finstere Geist:

- 229 „*Horruit attonitus clangenti nomine sancto*
Nocte satus, subitisque tremens se distulit auris.“ ...

- 229 Als es den heiligen Namen hörte, erschrak zutiefst
das Geschöpf der Nacht, und zitternd zerstob es in plötzlichem Winde.

1.4.2 Topik der Mirakelliteratur

In allen Wunderberichten seit der Antike finden sich vorgeprägte Motive (Topoi), wie das Versagen der ärztlichen Kunst, die göttliche Erscheinung, das Gelübde, die plötzliche Heilung, die Wallfahrt usw.³¹ Auch diese Topoi hat Wermerskircher von Trithemius übernommen, dabei aber Akzente gesetzt. Der Pilgerweg zum Beispiel wird bei Trithemius mit einem Satz abgetan: „... *venit cum promissa candela devotus ad sanctam imaginem* ...“ (Er kam mit der versprochenen Kerze andächtig zum heiligen Bild). Der Dichter aber schildert ihn in über fünfzig Versen (186–243), wobei freilich die schon beschriebene, nicht lokalisierbare Begegnung mit dem Dämon den größten Raum einnimmt. Aber nach dieser Versuchung im finsternen Wald wird die Erzählung konkret: Der Pilger nähert sich der fruchtbaren Mainebene (236f.), dort wo das berühmte Kloster Schwarzach und

das gleichnamige Städtchen inmitten von üppigen Getreidefeldern gedeihen (238f. „*Clarum ubi Coenobium SCHWARTZACUM et nomine eodem / Oppidulum Libycis foecundum pinguet aristis*“), er setzt daselbst in einem Kahn über den Main (240 „*robore traicitur*“), und nun liegt das Gebiet, wo sich der Bildstock befindet, vor seinem entzückten Auge. Diese Gegend war nicht nur Lemmerer gut bekannt, da er hier öfters als Tagelöhner bei der Weinlese geholfen hatte, sondern auch dem Erzähler: Wermerskircher war ja, wie erwähnt, Pfarrer in Stadtschwarzach und zuvor Kaplan in Dettelbach selbst gewesen! Noch viel intensiver verweilt der Dichter bei der folgenden Anbetung des Heiligenbildes, die Trithemius in vier nüchternen Worten zusammenfasst („*laudes suae Genitrici decantavit*“ – Er sang seine Lobpreisungen für die Gottesmutter). Doch diesem Höhepunkt des Gedichts soll weiter unten ein eigener Abschnitt (s. 1.5) gewidmet sein.

1.4.3 Das Vorbild Vergil

Ganz offensichtlich hat sich Wermerskircher bei der Gestaltung von Lemmerers Wallfahrt von den ersten Szenen der Aeneis beeinflussen lassen. Wie oben beschrieben, ist der Dichter schon beim Proömium der epischen Tradition gefolgt. Als er nach der Beschreibung Dettelbachs und seiner fruchtbaren Umgebung auf „Maria im Sand“ und die Entstehung der Wallfahrt zu sprechen kommt, ruft er erneut die Musen mit den Worten Vergils an:

- 109 „*Musa mihi causas memora, quo prona favore*
Quidve potens Regina foveat
...?“
- 109 Muse künde mir die Gründe, aufgrund welcher Gnade sie (ihm) zu-

getan war und warum die mächtige Königin ... huldvoll gewährt hat!

Hier hat er unverkennbar den Musen-anruf der Aeneis vor Augen:

„*Musa, mihi causas memora, quo nūmine laeso
quidve dolens regina deum ... impulerit.*“

Muse, künde mir die Gründe, wegen welchen verletzten göttlichen Willens und wegen welchen Schmerzes die Götterkönigin ... ihn getrieben hat ...³²

Nach dem Proömium beschreibt er (114–124), wo genau sich der Bildstock befindet (119): „*Qua Bambergensem fervens via dicit in urbem*“ (dort, wo der vielbegangene Weg zur Stadt Bamberg führt). Dann fügt er hinzu (120f.): „Dieser Platz hier, dieser Bildstock gefiel der Mutter und dem Sohn; hier hat die Jungfrau beschlossen, für sich eine Kirche zu errichten“ („*Hic locus, hoc placuit Matrique et sculptile Nato. / Hic sibi VIRGO aedem statuit*“).

Ähnlich folgt in der Aeneis nach dem Proömium die Beschreibung der Lage Karthagos, und auch hier befindet sich ein Tempel der Juno, der Beschützerin ihrer Lieblingsstadt, mit den heiligen Insignien (Aen. I 16): „*Hic illius arma / hic currus fuit.*“ (Hier waren ihre Waffen, hier ihr Wagen). Freilich beschützt und unterstützt Juno den Helden Aeneas nicht, vielmehr bekämpft sie ihn mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln.

Diese Entsprechungen zum National-epos der Römer sind letztlich nicht ganz überraschend, da die meisten neulateinischen Epen die Aeneis zum Muster nehmen.³³ Auch die schon erwähnte „*Francias*“ des Johannes Cyaneus Sylvanus (s.o. 1.2, Anm. 21) folgt in ganz ähnlicher Weise dem Proömium Vergils.³⁴ Da die „*Francias*“ und die „Topographia“ auch

im weiteren Handlungsverlauf inhaltliche Ähnlichkeiten haben, könnte das Werk von Cyaneus Sylvanus, das sechs Jahre vor dem von Wermerskircher erschienen ist, der „Topographia“ als Anregung gedient haben. Es ist aber auch gut möglich, dass einige Parallelen auf die oben (1.4.2) erläuterte Topik der Mirakelliteratur zurückzuführen sind.

Im gesamten Gedicht von Wermerskircher finden sich sprachliche Anlehnungen an die Aeneis, aber sie sind nicht übermäßig zahlreich, das Werk ist also weit entfernt von einem ‚Flickengedicht‘. Über die selbständige poetische Formulierungskraft eines Landpfarrers in lateinischer Sprache und in perfekten Hexametern können wir Heutigen nur staunen.

1.5 Literarische Würdigung

Das Werk trägt den nüchternen Titel „Ortsbeschreibung (topographia)“, aber der Zusatz „*carmine hexametro concinnata*“ (in einem Gesang in Hexametern kunstvoll verfasst) zeigt doch, dass Wermerskircher Höheres im Sinn hatte als einen bloßen geographischen Führer. Darauf weist schon die poetische Gestaltung, der konzentrische Aufbau (vgl. oben), mit einem Mittelteil, der dem Dichter besonders am Herzen liegt, hin: Hier vernehmen wir einleitend eine geradezu hymnische Sprache:

105 „*At nunc VIRGO tua ingredior sacra dicere versu*

(*Ah nimium versu tenui pro Virgine tanta*),

107 *Virgo sine exemplo Mater, nuruum omnigenum alpha,*
Virgo cothurnatis semper cantanda Poetis.“

105 Jetzt aber schwing ich mich auf, dein Heiligtum, Jungfrau, im Lied zu besingen,

- ach! Mit allzu magerem Lied für eine Jungfrau von solcher Größe –
- 107 Jungfrau und Mutter (ein beispielloses Ereignis), die Vollkommenste aller Schwiegertöchter,
eine Jungfrau, die immerdar von feierlichen Dichtern besungen werden soll.
- Diese vier Verse heben ihre Feierlichkeit auch durch die viermalige Wiederholung „*Virgo*“ hervor. Die Unvergleichlichkeit dieser Jungfrau unterstreicht der Dichter durch das Bekenntnis, dass sein Lied für eine solche Göttin unzureichend ist („*versu tenui*“ 106), durch ihre geradezu paradoxe Einzigartigkeit („*Virgo – Mater*“ 107a) und durch ihre Vorzugsstellung gegenüber Gott im Vergleich zu allen anderen Frauen („*nuruum omnigenum alpha*“ 107b) – all das verpflichtet die Dichter, sie immerdar zu rühmen (108).
- Der goldene Kern dieses Mittelteils, und damit des ganzen Gedichts, ist das Gebet an Jesus und Maria (252–303). Schon die vorausgehenden Verse lassen den Leser an der Ergriffenheit des Pilgers Nikolaus Lemmerer teilhaben:
- 247 „*Turbatur specie Christi, lacrymosque decorae*
Virginis; atque alto ducens suspiria
corde
Multa dolet; ceram promit, tensisque
supinis
- 250 *Iconi sacrae manibus querula ora re-*
solvit,
Eructatque pium gravido de pectore
carmen:“
- 247 Verwirrt ist er durch den Anblick Christi und die Tränen der schön gestalteten Jungfrau,
 er seufzt aus tiefstem Herzen und empfindet viel Schmerz.
 Er holt die Kerze hervor, reckt seine Hände nach oben
- 250 zum heiligen Bild, aus seinem Mund dringen klagende Laute und er stößt stockend aus schwerer Brust ein frommes Lied hervor:
 Von diesem ergreifenden Lied sei wenigstens der erste Teil des Dankgebets an Christus (252–264) im Wortlaut zitiert:³⁵
- 252 „*Deliciae coeli, terrarum gloria,*
CHRISTE,
Vita hominum, Divumque vigor, flos
perpetis aevi,
Ut te conspicio fatis crudelibus haus-
tum?
- 255 *Ut cerno exanimum lacrymosae Ma-*
tris amaris
Imbris undantem gremio frigere fi-
deli?
Sic depascor ego, luis heu! mea furtu
pius tu?
- 258 *Sic ego sospes ago, tu cassus lumine*
marces?
Ah mea nequitia est, fraus est mea,
plectaris ipse,
Me propter tibi tempestas tanta orta
malorum.
- 261 *Sic, heu, insontem premis innocuum-*
que trucidas
Effera mors? In me fas est tua spicula
torque!
At tu morte tua mortem, pie Christe,
vorasti,
- 264 *Grates gratus ago, tua mors mea vita*
perennis.“
- 252 Du Entzücken des Himmels, der Erde Ruhm, Christus,
 Leben der Menschen, göttliche Stärke, der Ewigkeit Blüte,
 wie muss ich dich sehen, geplagt durch grausam' Geschick?
- 255 Wie muss ich dich sehen, dass leblos du liegst
 im treuen Schoß der weinenden Mutter,

- von widrigem Regen durchnässt starr
bist vor Kälte?
So umfasst dich mein Blick, aber ach!
Du
Gottgefälliger büßest für meine Sünden?
- 258 So kann ich ohne Beeinträchtigung handeln,
du aber liegst entkräftet, des Lichtes beraubt?
Ach, ich begehe doch boshafte Taten,
lüge, betrüge, doch du wirst bestraft!
Meinetwegen bist du in schweres Leid und furchtbaren Schmerz geraten.
- 261 Einen Arglosen bedrängst du, grausamer Tod
und raffst einen Mann ohne Schuld dahin?
Gegen mich – wär's gerecht – richte deine Geschosse!
Jedoch hast du, gottgefälliger Christus
durch dein Sterben für uns den Tod besiegt.
- 264 Dankerfüllt sage ich Dank, denn
dein Tod ist mein ewiges Leben.

Hier hat der Dichter seine ganze poetische Kunst eingesetzt. Der Hymnus wird eröffnet mit feierlichen Anreden in Überkreuzstellung, die die Übersetzung nachzuahmen versucht. Diese Klammerstellung unterstreicht hier die beiden untrennbaren Pole, zwischen denen Christus

steht: Himmel und Erde, Mensch und Gott. Durch den Anblick des gequälten Leibes ergriffen, stammelt der Betende wiederholte Ausrufe am Versanfang (254 und 255: *ut ... ut*; 257 und 258: *sic ... sic*), verstärkt seine Selbstvorwürfe durch emphatische Wörter (259 *ah!*, 261 *heu!*)

Den Leser berührt vor allem der intensive Dialog, den der Betende mit seinem Heiland führt, die existenzielle Beziehung zwischen einem sündigen Menschen, der gerettet wird von einem Erlöser, der selbst in tiefstes Leid dafür stürzt, das Gegenüberstehen des Ich und Du, von Mensch und Gott (besonders 257 und 258 *ego – tu*). Hier wird diese Beziehung wiederum (wie in Vers 107) in zwei Paradoxa verdichtet. Das erste ist zugleich eine kühne Metapher: „*Tu morte tua mortem ... vorasti*“ (263) – wörtlich: „du hast verschlungen“; und das zweite ist auch die prägnante Gegenüberstellung von Ich und Du, von Tod und Leben: „*tua mors mea vita perennis*“ (264).

Es kann kein Zweifel sein, dass es Sigismund Wermerskircher mit seinem Gedicht nicht nur um einen Beitrag zur Genreformation geht, sondern dass er in diesen Versen auch seinen persönlichen Glauben und seine tiefe Liebe zu dem Heiligtum zum Ausdruck bringt, das er ja eingehend kennengelernt hat.

(Teil II folgt im FRANKENLAND Heft 2 2017)

Anmerkungen:

- 1 Zur historisch-geographischen Entwicklung Dettelbachs: s. Bauer, Hans: Die kulturlandschaftliche Entwicklung des alten Amtes Dettelbach seit dem 16. Jh. (Mainfränkische Studien, Bd. 17, 1 u. 2). Würzburg 1977.
- 2 Ruppert, Anke: Wallfahrt nach Dettelbach heute. Eine Bestandsaufnahme, in: Worschach,

Reinhard (u.a.): Maria hilf, es ist Zeit. Aus der Geschichte der Wallfahrt zu „Maria im Sand“ Dettelbach. Dettelbach 2005, S. 31f.

3 Abgedruckt in Groppe, Ignaz: s. Anm. 6.

4 Auch „Melchior Lemmer“ ist überliefert. Wir halten uns hier an die Namensform, wie sie uns in der „Topographia Tettelbacensis“ begegnet

Dr. Hans Bauer ist ehrenamtlich als Heimatpfleger im Landkreis Kitzingen tätig. Über die Stadtgeschichte Dettelbachs hat er durch die Auswertung originaler Quellen viele neue Erkenntnisse gewinnen können. Durch eine größere Zahl von Publikationen ist er auch der Leserschaft der Frankenliteratur bekannt, zuletzt durch sein umfassendes Werk: „Goethe – Franken, Wein & Frauen.“ Seine Anschrift lautet: Richard-Wagner-Straße 22, 97318 Kitzingen, E-Mail: dr.haba@web.de.

Dr. Hans-Ludwig Oertel war am Institut für Klassische Philologie der Universität Würzburg vor allem für die Ausbildung künftiger Latein- und Griechischlehrer zuständig. Er hat Schulausgaben antiker Autoren und fachdidaktische Bücher verfasst; in seinem Ruhestand widmet er sich vor allem lokalgeschichtlichen Themen. Seine Anschrift lautet: Schlesierstraße 58, 97340 Marktbreit, E-Mail: hloertel@gmail.com.

- (V. 137f.) und wie sie auch schon bei Trithemius zu finden ist.
- 5 Trithemius: Miraculis (wie Anm. 6), Buch 1, Kap. 2; vgl. Bauer: Amt Dettelbach (wie Anm. 1); Arnold: Trithemius (wie Anm. 6).
- 6 *De miraculis Beatissimae Mariae semper Virginis in Ecclesia nova prope Dettelbach in arena nuper in ejus honorem constructa facitis libri duo.* Hrsg. v. Johannes Busaeus. Mainz 1604, S.1075–1129; wieder abgedruckt bei Ignaz Groppe: *Collectio novissima scriptorum et rerum Wirceburgensium.* Tomus I. Frankfurt/Leipzig 1741, S. 176–218. – Zu Trithemius im Allgemeinen vgl. Arnold, Klaus: Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, Band XXIII. Würzburg 2. Aufl. 1991. – Zu „*De Miraculis*“ vgl. Dünninger, Joseph: *Maria in arena (in vineis).* Studie zur Geschichte des fränkischen Wallfahrtswesens, besonders über die Wallfahrt zum Vesperbild von Dettelbach, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1951 (Festschrift für J. M. Ritz). Hrsg. v. T. Gebhard u. H. Moser, S. 62ff. – Den Bericht über die Entstehung der Wallfahrt findet man in der Übersetzung bei Dünninger, Hans: Maria siegt in Franken. Die Wallfahrt nach Dettelbach als Bekenntnis. Würzburg 1979, S. 12ff. – „*De miraculis*“ (Ausgabe Busaeus) ist digitalisiert von der Staatsbibliothek München: http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb11053872_01115.html (Aufruf am 11.08.2015).
- 7 S. oben S. 3f.; vgl. auch Bauer, Hans: Geschichte und Bedeutung der Wallfahrt zu Dettelbach am Main, in: *Franziskanische Studien* 58 (1976), S. 219.
- 8 *De sacris et religiosis peregrinationibus libri quatuor.* Ingolstadt 1606.
- 9 Vgl. Dünninger: Maria siegt (wie Anm. 6), S. 25.
- 10 Sang, Eucharius: *Beneficia vetera et nova Divine Virginis Dettelbacensis.* Würzburg 1607. Digitalisat im Internet unter <http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10693182.html> (Aufruf am 11.08.2015). – Zu Sang im Allgemeinen vgl. Reiningen, Nikolaus: Die Weihbischöfe von Würzburg. Ein Beitrag zur fränkischen Kirchengeschichte. Würzburg 1865, S. 199ff. – Zu den „*Beneficia vetera*“ vgl. Dünninger: Maria in arena (wie Anm. 6), S. 31ff.
- 11 Vietor, Johann: Der Allerseeligsten Jungfrauen MARIAE Alte und Neue zu Dettelbach geschehene Wunderzeichen Würzburg 1608. – Vgl. dazu Dünninger: Maria siegt (wie Anm. 6), S. 31ff.
- 12 Förner, Friedrich: *Palma Triumphalis Miraculorum Ecclesiae Catholicae, Et in primis Gloriosissimae Dei Genitricis Virginis Mariae ...* Ingolstadt 1620. Auch dieses Werk kann aus dem Internet abgerufen werden unter <http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10223021.html> (Aufruf am 11.08.2015).
- 13 *Topographia Celebris Orientalis Franciae Oppidi Tettelbacensis et votivae Basilicae Marianae ibidem, carmine hexametro concinnata ...* Bamberg 1602 (Übersetzung der gesamten Titelseite)

- te S. 7). Vgl. auch die Abb. der Titelseite in Abb. 4. – Wieder abgedruckt von Friedrich August Reuss unter dem Titel „*Sigismundi Wermerskirchii Descriptio urbis Dettelbaci*“. Würzburg 1836, ohne jede Anmerkung.
- 14 Dünninger, Hans: *Procesio peregrinationis*. Volkskundliche Untersuchungen zu einer Geschichte des Wallfahrtswesens im Gebiet der heutigen Diözese Würzburg (Erster Teil), in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter [WDGB] 23 (1961), S. 58. Hans Dünninger verweist zwar auf eine „eingehende Würdigung“ von Joseph Dünninger: Maria in arena (wie Anm. 6), S. 63, aber dort werden nur der Name des Verfassers und der Titel genannt.
- 15 Diözesanarchiv Würzburg [DA WÜ], Klerikerdatenbank, Wermerskirchen, Sigmund. – Möglicherweise geht der Name zurück auf „Wermelskirchen“, eine Stadt in Nordrhein-Westfalen südöstlich von Remscheid.
- 16 Eine Anfrage beim zuständigen Landesarchiv Koblenz blieb erfolglos.
- 17 Staatsarchiv Würzburg, Kapitelsprotokolle von St. Burkard, 1594, Jan 11, 2829. – Vgl. dazu Feineis, Dieter: Der Seelsorgespengel des Ritterstifts St. Burkard zu Würzburg unter besonderer Berücksichtigung der Regierungszeit von Fürstbischof Julius Echter (1573–1617), in: WDGB 48 (1986), S. 260.
- 18 Vgl. Ehmer, Hermann: Trennfeld und Stift Triefenstein, in: Trennfeld am Main. Ein fränkisches Dorf im Wandel der Zeiten, zus. gest. v. E. Müller u. B. Kuhn. Triefenstein 1990, S. 37.
- 19 DA WÜ, VR 1609, fol. 81f. – Vgl. Soder von Güldenstubbe, Erika: Zur Pfarrgeschichte von Trennfeld am Main, in: Trennfeld am Main (wie Anm. 18), S. 202.
- 20 Im DA WÜ, Bestand Testamente I, W.
- 21 Gleich an Wermerskirchers *opera* schließt sich die inhaltsverwandte „*Francias*“ des gekrönten Dichters Johannes Cyaneus Sylvanus in lateinischen Hexametern an, die einen anderen berühmten Wallfahrtort in Franken, Vierzehnheiligen, und seine Wunder feiert. Zuerst erschienen 1596 ebenfalls in Bamberg.
- 22 „*Oraculorum Christi Jesu symphonia ex 4. Evangelistis deprompta, ac distichis singularibus con-*
- 23 cinnata“ (Zusammenstellung von Aussprüchen Jesu Christi, die den vier Evangelien entnommen und die in einzelnen Distichen kunstgerecht zusammengefügt sind).
- 24 Vgl. das Vorwort: „*Aurea Christidici, puer, accipe disticha vatis ... Sic sapiens, sic doctus eris.*“ („Vernimm, Knabe, die goldenen Distichen des Dichters, der Worte Christi verkündet. ... So wirst du weise, so wirst du gelehrt sein.“)
- 25 S. oben 1.1. – Vgl. auch „Wallfahrtskirche Maria im Sand Dettelbach. Julius Echters Versuch der Gegenreformation“, in: wallfahrtskirche.pfarrei-dettelbach.de/geschichte-001/ gegenreformation (Aufruf am 11.08.2015).
- 26 In den lateinischen Zitaten werden moderne Buchstabenformen verwendet und Abkürzungen ausgeschrieben.
- 27 Die drei unverbundenen Substantive „*Patria, rura, Dea*“ erinnern an den Schluss der Aufschrift auf Vergils Grab: „*Pascua, rura, duces*“. Zu Vergil s.u. 1.4.3.
- 28 S. unten 1.5 Literarische Würdigung.
- 29 S. Anm. 3.
- 30 Der verschachtelte Satzbau, von dem Wermerskircher ausgiebig Gebrauch macht, muss im Deutschen aufgelöst werden.
- 31 Der holperige Vers unterstreicht den Spott des Dämons.
- 32 Vgl. Harmening, Dieter: Fränkische Mirakelwunder. Quellen und Untersuchungen zur historischen Volkskunde und Geschichte der Volksfrömmigkeit, in: WDGB 28 (1966), S. 62ff.
- 33 Aeneis I 8f.
- 34 Vgl. Ijsewijn, Jozef/Sacré, Dirk: Companion to Neo-Latin Studies. Part II. Leuven 1998, passim; Braun, Ludwig: *Ancilla Calliopeae*. Ein Repetitorium der neulateinischen Epik Frankreichs (1500–1700). Leiden – Boston 2007, S. 8.
- 35 Vgl. Harmening: Mirakelwunder (wie Anm. 31), S. 66.
- 36 Vollständig kann man das Lied in Übersetzung nachlesen in den „Dettelbacher Geschichtsblättern“ Nr. 311. Dettelbach 2015.

**„Die Leute sind hier nicht so freundlich
und die Mädchen nicht so schön.“**

Die Feldpostkarten des Landsturmanns Melchior Stark aus dem 1. Weltkrieg

Am 1. August 1914 eskalierte die durch das Attentat in Sarajewo ausgelöste Balkankrise zur Jahrhundert-Katastrophe des 1. Weltkriegs. Wie Millionen junger Männer aus allen Kontinenten musste auch Melchior Stark (1889–1969), Landwirt aus Gramschatz bei Würzburg, ebenso wie seine drei Brüder August, Wilibald (Willi) und Michael (Michl) als wehrpflichtiger Soldat in diesen Krieg ziehen. Er schickte ihrer zu Hause bei den Eltern wohnenden Schwester Anna (1892–1947) über Jahre hinweg regelmäßig Feldpostkarten.

Von Melchior Starks Feldpostkarten haben sich über 60 Stück aus dem Zeitraum vom 12. Dezember 1915 bis zum 8. September 1917 erhalten. Es sind schwarz-weiße und kolorierte Ansichtskarten, teils mit Bleistift und oft sehr eng, bisweilen sogar senkrecht über waagerecht doppelt beschrieben, in einer ursprünglich sehr gut, heute z.T. nur noch mit Mühe lesbaren, äußerst akkurate alten deutschen Schreibschrift. Die Texte sind ziemlich fehlerfrei und oft durchaus gewandt formuliert. (Im Folgenden wurden die Abkürzungen aufgelöst und Satzzeichen ergänzt; Klammerzusätze: Verf.) Die Texte (und Bilder) zeugen vom (Er-)Leben und Denken eines einfachen Soldaten in einer harten Zeit und bieten so ein Stück „Geschichte von unten“.

Adressatin ist mit nur ganz wenigen Ausnahmen das [manchmal: „Wohlgeborene“] Fräulein Anna Stark [selten: „Amy“; zweimal: „Ökonomstochter“]; nur zweimal ist an die „Familie Melchior Stark“ [senior] adressiert. Allerdings vergisst der Sohn Melchior selten, den gleichnamigen Vater und die Mutter grüßen zu lassen, oft freilich nur durch den Plural „Lebt wohl“. Die Erklärung für die große Geschwisterliebe [häufigste Grußformel: „Dein Dich liebender Bruder Melchior“] kann man den Kartentexten entnehmen: Anna war es, die ihm schrieb und die vor allem regelmäßig „Paketchen“ schickte.

Die zeitlich früheste Karte vom 12. Dezember 1915 stammt aus dem Lager Hammelburg, seit 1895 Standort des II. Kgl. Bayer. Armee-Korps, wo der 26-Jährige von der 3. Kompanie des Kgl. Bayer. Landsturm-Infanterie-Bataillons (Kitzingen) offensichtlich zur Bewachung gefangener Franzosen eingesetzt ist; unter diesen sind einige Fälle von Pockenverdacht aufgetreten, was einen Heimatlurlaub im nahen Gramschatz verhindert; außerdem rechnet Melchior täglich mit seiner Verlegung „nach Belgien“. Verpflegung und medizinische Versorgung erfordern Hilfe von daheim: „Das letzte Paket ist bald mit bestem Appetit aufgezehrt und das Geld geht, da ich mir einige Zähne hab plombieren lassen und noch verschiedene Ausrüstungsgegenstände nötig hatte, zur Neige.“ Auch die mit Adlerwappen, Krone, Eichenlaub und

Reichsfahne geschmückte Silvesterkarte mit den Neujahrswünschen für 1916 kommt noch aus Hammelburg.

Dann geht es tatsächlich mit dem Zug nach Belgien, das bei Kriegsbeginn aufgrund der strategischen Vorgaben des Schlieffen-Plans völkerrechtswidrig von deutschen Truppen angegriffen wurde und nach überaus verlustreichen Kämpfen seither besetzt war. Am 15. Januar 1916 schreibt Melchior gleich zwei Karten, aus Aschaffenburg [„bei einer kleinen Erfrischung hier Dein gedenkend“] und Koblenz: „...beim Abendessen im Wartesaal Dein gedenkend, die besten Grüße sendet Dein Bruder Melchior. Die Fahrt den Rhein entlang ist wunderbar. Lebt wohl! Auf Wiedersehen!“

Vom 17. Januar bis 9. Februar 1916 kommen fünf Karten aus Antwerpen (Antvers), dem Zentrum Flanderns. Die erste klingt geradezu euphorisch, was die Unterbringung betrifft, und erstaunlich poetisch bei der Darstellung der Rheinfahrt: „...Bin nach herrlicher Fahrt gut hier angekommen und bereits eingewöhnt. Liegen hier in einer Kaserne mitten in der Stadt; ist alles gut eingerichtet. War dem [!] Rhein entlang eine schöne Fahrt. Das Glühen der am Ufer stehenden, im Wasser sich spiegelnden Gaslaternen und der auf den Felsen stehenden, im Mondschein phantastisch erscheinenden Burgen war wunderbar an zu sehen [!]. Wurden auf der ganzen Reise freudig begrüßt und gut bewirtet. Bin noch gesund und munter, hoffe desgleichen von Dir und den lieben Eltern. Lebt wohl und seid herzlich gegrüßt von Deinem Dich liebenden Bruder Melchior. Kann hier alles haben, was man will.“

Am 28. Januar 1916 wird – wie oft – Dank gesagt für ein Verzehrpaket, und es klingt etwas an von den Problemen in der Heimat: Wer soll im Frühjahr säen, wenn die Männer im Krieg sind? „...Für



Abb. 1: Neujahrsgrüße aus dem Lager Hammelburg vom 31.12.1915.

die liebevolle Sendung, die gut angekommen ist, meinen herzlichen Dank. Schmeckt ausgezeichnet. Bedauere sehr, Euch jetzt nicht mehr helfen zu können. Nehmt halt etwas Leute, wenn Ihr bekommen könnt; oder laßt liegen, was Ihr nicht fertig bringt, und arbeitet Euch nicht zu tot [!]. An Urlaub ist vorläufig nicht zu denken. Könnt, wenn Willibald nicht zur Saat kommt, schließlich ein Gesuch machen lassen...“ Um die Aussaat geht es nochmals am 9. Februar 1916: „...Weizen und Gerste wird in N°. 20, Hafer in 36 [die Nummern sind Flurnummern] gesät. Wird wohl Bruder Willibald in Urlaub kommen? Ob es mir möglich, ist fraglich. Es ist hier ja besser wie in Hammelburg. Das einzige ist halt: fern von der Heimat, und daß ich Euch nicht mehr hel-

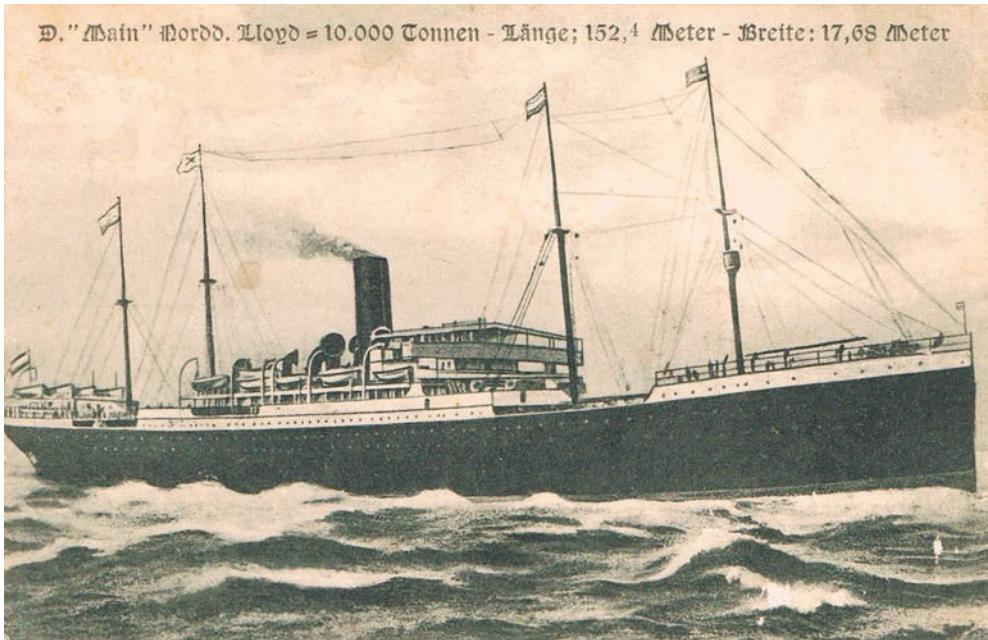


Abb. 2: Passagierdampfer „Main“ (Karte aus Antwerpen vom 2.4.1916).

fen kann. Habt Ihr schon Franzosen bestellt? Könnnt auf Anfrage bei der 2. Gefangen[en] kompanie in Hammelburg vielleicht von den schon [?]beschäftigt erhalten...“

Am 7. und 15. März 1916 folgen zwei Karten aus Kapellen, einem „idyl[li]schen Städtchen“ nordöstlich von Antwerpen mit „wunderbaren Parkanlagen“ und „Naturschönheiten“. Ab 17. März 1916 ist der Schreiber wieder in Antwerpen, von wo er bis zum 5. August 1916 neun Karten sendet, in denen es wiederholt um einen Heimaturlaub für ihn (und seinen Bruder Willibald) geht, z.B. am 2. April 1916: „...Mit Urlaub kann es noch etwas dauern.“ Im April scheint es aber geklappt zu haben: „...Hoffe doch, nächste Woche fahren zu können, so daß ich viel[li]eicht am weißen Sonntag daheim sein kann.“ (14.4.16), woraufhin Heu- und Getreideernte in den Blick genommen werden:

„...Werde voraussichtlich zur Ernte wieder Urlaub, ca. 3 Wochen, bekommen. Zur Heuernte kann vielleicht Willibald kommen...“ (18.5.16).

Auch bei der „Besichtigung“ des bereits seit Kriegsausbruch in Antwerpen vor Anker liegenden Transatlantik-Passagierdampfers „Main“ vom Norddeutschen Lloyd „mit schönem Promenadendeck, herrlichen Speise-, Musik-, Rauch- und Damen- salons, Küche, Backofen und Schlächterei“ am 2. April 1916 vergisst Melchior die heimische Landwirtschaft und den Weinstock am Elternhaus nicht: „...Auf der Kommandobrücke 20 m über dem Wasserspiegel hat man eine wunderbare Aussicht. 2700 Personen können auf demselben [Schiff] nach Amerika fahren... Särrüben habe ich in N°. 16 und 18 gesät. Was ist es mit [dem] Weinstock; ist er schon geschnitten? Wird wohl jetzt Zeit dazu sein...“

Am 5. Juni 1916 fand der seit dem 5. August 1914 amtierende britische Kriegsminister Lord Herbert Kitchener, der Sieger im Mahdi-Aufstand und im Burenkrieg, 65-jährig den Tod, als er auf dem Weg zu Verhandlungen im verbündeten Russland westlich der Orkney-Inseln mit seinem Panzerkreuzer „HMS Hampshire“ (und über 600 Mann Besatzung) auf eine von einem deutschen U-Boot gelegte Mine lief. Diese Nachricht inspirierte den natiiv-patriotischen Gramschatzer am 17. Juni 1916 im Stil der Zeit zu „donnernder“ Begeisterung und poetischen Grüßen: „...Soeben Telegram[m] angekommen, daß Lord Kitchener mit seinem Stabe und seinem Schiffe von 11000 Tonnen in den Grund gebohrt wurde. Unserer siegreichen Marine ein dreifach donnerndes Hurra, Hurra, Hurra! Paketchen gut erhalten. Herzlichen Dank. Gerade nachts 12 Uhr auf stiller Wacht hab ich an Dich gedacht und wünsche Dir von Herzen Gute Nacht.“

Am 24. Juli 1916 erfolgte ein „Ausflug“ in die belgische Hauptstadt, die „Luxusstadt“ Brüssel, mit ihren „Herrlichkeiten und Kunstwerken“. Anrührend und deshalb hier vollständig wiedergegeben sind die Karten vom 27. Juli (am 26. Juli war Annas Namenstag) und 5. August 1916 (am 8. August ist St. Cyriakus, der Patronatstag der Gramschatzer Pfarrkirche, damals ein hoher Festtag im Dorf). 27. Juli: „Liebe gute Schwester! Sende Dir herzliche Gratulation und die besten Glückwünsche zu Deinem werten Namensfeste. Päckchen, das gut mundet, und die lieben Zeilen vom 16. dieses [Monats] habe ich bestens dankend erhalten. Da ein Kamerad von mir auch etwas Butter wünscht und das Pfund hier 280–300 Mark kostet, so darfst Du, wenn es möglich ist, mal 1 Pfund schicken. Da der Käse immer etwas eintrocknet, so kannst Du die Blechdose in meinem Schrank

nehmen, mit Papier umklebt, und Adresse darauf schreiben. Da ich Deine Schuhe vom Schuster bestelle, so wäre es doch besser, wenn Du mir das Maß mitschicken würdest. Haben wohl auch aufgeschlagen, sind aber jedoch immer noch billiger als wie [?]. Ist es denn wahr, daß Schusters Bruno gefallen ist? Hoffentlich hat der Krieg bald ein Ende, daß wir uns wieder gesund und munter sehen können. Leb wohl und sei nebst den lieben Eltern herzlich begrüßt von Deinem Dich liebenden Bruder Melchior.“ „Schusters Bruno“ scheint aber nicht gefallen zu sein, denn auf dem Gramschatzer Kriegerdenkmal findet sich kein Gefallener mit diesem Vornamen.] 5. August: „Liebe gute Schwester! Deine lieben Zeilen vom 30. vorigen Monats habe ich herzlich dankend erhalten. Leider ist es mir jetzt noch nicht möglich, zu Euch zu kommen. Müsst Euch halt noch etwas vertrösten. Hätte Cyriakus gern bei Euch zugebracht. Bin stattdessen auf Wache aus der schönen freien Natur, den Meisterwerken der Kunst und Technik heraus auf verantwortungsvollen Posten inmitten anstrengenden mühsaltragenden Volkes. Hoffentlich hat sich die Gesundheit unseres lieben Vaters wieder gebessert. Wünsche ihm zu seinem werten Geburtstage alles Gute, frische Gesundheit und langes Leben. Behüt Dich Gott, bleib gesund und sei, hoffend auf baldiges frohes Wiedersehn, herzlich begrüßt von Deinem Dich liebenden Bruder Melchior...“

Zwei Karten vom 20. August 1916 aus Brügge und Zeebrügge zeugen von einer „Fahrt an den Meeresstrand“; in der Hafenstadt Zeebrügge dichtet Melchior: „Sitze eben hier am Meeresstrand/ und denk an Dich im lieben Heimatland./ Es braust das Meer,/ Es saust der Wind./ Herzliche Grüße Dir ich send.“ Vom 11. September bis zum 10. November 1916 folgen fünf Karten aus Lüttich (Liège), Hauptstadt der französisch-sprachigen Wallonie, industrielles



Abb. 3: Hafenarbeiter in Antwerpen verladen Wolle (Karte vom 5.8.1916).

Zentrum und Verkehrsknotenpunkt, zu Kriegsbeginn nach schweren Kämpfen erobert, wo man den deutschen Besatzern weniger freundlich begegnet als im flämisch-niederdeutsch sprechenden Flandern. Den Grund für den Ortswechsel nennt die erste Karte: „....Kann Dir mitteilen, daß ich gut hier angekommen und nun zum Landsturm Infanterie Bataillon Erlangen, 2. Kompanie, versetzt bin.“ Am 13. September heißt es: „....Bin nun aus der schönen Tieflandebene in eine Art Gebirgslandschaft versetzt. Wäre ja hier so annehmbar. Haben aber viel Dienst, sind beständig auf Wache [...] Man spricht hier meistens französisch. Die Leute sind hier nicht so freundlich und die Mädchen nicht so schön [...] Nachdem gestern abend schon ein Zeppelin über uns gefahren ist, sind gerade noch 3 nach einigen Schwenkungen über uns nach England...“ [Die Aufklärungs- und Angriffsfahrten der deutschen Luftschiffe

erreichten 1916 ihren zahlenmäßigen Höhepunkt; ihre militärische Wirkung bzw. Bedeutung ist umstritten.]

Lüttich ist Zentrum des damals florierenden Kohlebergbaus. Melchior schildert am 28. September: „....Bin eben hier am Bahnhof V[?] auf Wache und habe Gelegenheit, das Leben und Treiben daselbst und in den nebenliegenden Kohlengruben zu beobachten. Ungeheuere Maschinen befördern das Material über 300 m Tiefe aus dem Innern der Erde. Mädchen und Frauen schieben es in Rollwagen weiter, lesen die Kohlen aus und sortieren sie. Werden zum Teil ausgewaschen und zu Briket[t]s verarbeitet. Dann in Eisenbahnwagen oder Karren verladen und weitertransportiert. Steine etc. kommen in unterirdische Tun[n]els und von da aus durch Aufzüge auf die Gipfel der Berge, um wieder ins Tal zu rollen. Endlose Güter- und Militär- und Sanitä[t]szüge fah-



Abb. 4: Bahnhof „Gare des Guillemins“ in Lüttich (Karte vom 28.9.1916).

ren vorüber und Munitions-, Kanonen- und Truppentransporte verschwinden in dunklen Gewölben, um hin und wieder ans Tageslicht zu kommen [...] Soeben im gemütlichen Beisammensein Euer gedenkend, Dir und den lieben Eltern die herzlichsten Grüße senden Melchior u. Michl.“ [Von 2. Hand:] „Herzliche Grüße Michel. Bin heute in Lüttich...“

Ende Oktober/Anfang November ist Melchior für 14 Tage Urlaub zu Hause (eine Karte vom 15. Oktober kündigte es an). Am 10. November 1916 schreiben die Brüder gemeinsam aus Lüttich: „.... Wieder gut hier angekommen, eben im gemütlichen Zusammensein mit Bruder Michl Dein gedenkend, nochmals herzlichen Dank für alles Dir, den lieben Eltern und Willi die herzlichsten Grüße sendet Dein Dich liebender Bruder Melchior.“ [Von 2. Hand:] „Herzlichen Gruß Michl“.

Am 5. Januar 1917 ist Melchior auf Transport (Absender: „2. Kompanie, zur Zeit Transport“) und schreibt aus dem westfälischen Paderborn: „.... Nach herrlicher Fahrt durch schöne romantische Gegenden, friedliche Städtchen und Dörfern[!], durch das deu[t]sche Industriegebiet mit den vielen Bergwerken, Fabriken und Hochöfen, und Besichtigung der Lüneburger Heide und der hiesigen Sehenswürdigkeiten Dein gedenkend, die herzlichsten Grüße sendet Dein Dich liebender Bruder Melchior.“ Am selben Tag sendet er noch kurze Grüße vom Truppenübungsplatz Senne bei Paderborn.

Am 11. Januar 1917 schreibt er wieder aus Belgien; die Karte aus dem Fort (de) Lantin nordwestlich von Lüttich, einer der zwölf Festungen dieser Stadt, spricht von acht Tagen „in stiller Einsamkeit“. Am 19. des Monats folgt ein Gruß aus Hagen (Westfalen). Eine Karte aus Paderborn

vom gleichen Tag bietet an: „...Falls Ihr etwas Kaffee oder sonst dergleichen wünscht, so teilt es mir bitte mit.“ Die Karte aus dem belgischen Hasselt (Hauptstadt der Provinz Limburg) vom 22. Januar 1917 liefert dann die Begründung der dauernden Ortswechsel: „...Habe wieder Gefangenentransport.“

Nach einer letzten Karte aus Paderborn (24.1.) folgt wieder eine Reihe von Grüßen aus Lüttich, beginnend am 28. Januar 1917 – es klingt etwas an von der Härte des „Hungerwinters“ 1916/17: „...die Äpfel, die ich mir gut munden ließ, habe ich mit Freuden bekommen. Diese sind hier sehr teuer, das Pfund 50–60 Pfennige. Bin nun wieder in der Stadt auf Bahnwache. Ist zur Zeit auch hier sehr kalt. Doch liegt in ganz Belgien und Westfalen der Schnee nur einige cm hoch. Solchen Winter hatte man in Belgien schon lange nicht mehr. Bruder Michl war vor einigen Tagen auch bei mir. Will morgen wieder kommen. Er hätte diese Woche in Urlaub fahren dürfen. Nun ist [d]er [Urlaub] überall eingestellt. Wie ich aus Deinem Schreiben ersehe, läßt scheinbar Euere Gesundheit zu wünschen übrig. Ist wohl Erkältungswoche, die bald vorüber geht. Hoffentlich werden wir uns im Frühjahr gesund wiedersehen...“

Am 30. Januar heißt es kryptisch: „...Kann Dir das Gewünschte schicken. Geld dazu habe ich. Das Pfund kostet aber jetzt statt 9 oder 16 nun 20 Mark. Man kann hier noch alles haben. Allerdings sehr teuer. Bruder Michl war gestern auch wieder bei mir und läßt Euch vielmals grüßen. Bruder August soll am 1. Februar wieder zu seiner Kompanie kommen. Dieselbe liegt nun in den Vogesen. Mit seinem erhofften Urlaub wird es nun nichts sein.“ [Vielleicht war August im Lazarett gewesen.] Aufschluss über „das Gewünschte“ könnte die Karte vom 5. Februar geben [leider verwendet

der Verfasser nur eine Abkürzung]: „W. kostet das Pfund 10–30 Mark. Das Stück Seife, welches früher 50 Pfennige kostete, kostet nun 2–2,90 Mark. Andere Waschseife das Pfund 10 Mark.“ [Ist „W.“ wohl ein Waschmittel?] Im selben Text klingt auch Resignation über das Kriegsgeschehen an; am 1. Februar hatte das Deutsche Reich den uneingeschränkten U-Boot-Krieg erklärt, der sofort zu heftiger Reaktion der USA und dann im April 1917 zu deren Kriegseintritt führte: „...Wenn nun Amerika auch noch gegen uns geht, ist es mit Friedensaussichten schlecht bestellt. Hoffen wir das Beste!“

Um Aussaat und Zugvieh geht es am 15. Februar: „Lieber daß Ihr ein paar krum[m]e oder geifrige Ochsen einhandelt, werdet Ihr wohl besser die Stiere behalten. Ihr müßt ihnen halt jetzt schon fest Hafer füttern. Wenn sie im Frühjahr gut dastehen, halten sie doch mehr aus wie ein paar ältere krum[m]e. Man muß sich zur Saat halt mit einen[!] Gäulsbauern in Verbindung setzen, dann wird es schon gut tun. Den einen Ochsen nochmals zu behalten, möchte ich auch nicht raten. Viel[!]eicht kann man einen andern bekommen. Hoffe, zur Saat in Urlaub fahren zu können [...] habt Ihr auch genügend Kunstdünger? Wenn nicht, nur nicht auf den Verein verlassen.“ [Der „Verein“ ist die Raiffeisen-Genossenschaft.]

Melchior schiebt Wachdienst; am 16. Februar schreibt er: „...Sende Dir anbei eine Ansicht meines derzeitigen Postenraions [Rayon = Bereich]. Stehe zur Zeit vor dieser Brücke auf freiem Platze. Her[!]scht hier reges Leben und Verkehr. Sehr interessant waren in letzter Zeit die bereiften und mit Schnee bedeckten, wie gezuckert aussehenden vorbeifahrenden Eisenbahnzüge anzusehen. Ackerstränge kann man noch haben. Dieselben sind 5 m lang, die man entzwei schneiden kann, und kosten 4–7 Mark das



Abb. 5: Lüttich: Place des Wallons (Karte vom 16.2.1917).

Stück. [...] Pfeffer kostet das Pfund 12 Mark. Wünsche teile mir mit.“

Auf zwei schon behandelte Themen geht der Schreiber am 24. Februar ein: „...Sandte gestern auch 2 Päckchen mit Zugsträngen. Sind wohl nicht viel wert; zum Notfall tun sie gut. [...] Wenn die Stiere 22–23 Zentner wiegen, müssen sie doch auch schon schön sein. Haben schon Ochsen gehandelt, die auch nicht schwerer waren.“ Am 25. Februar kommt eine Karte von einem „kleinen Ausflug“ nach Chaudfontaine (in der Provinz Lüttich), und am 2. März ist Melchior positiv gestimmt: „...Diesen Sommer wird der Krieg wohl doch zu Ende gehen. Im Frühjahr wird's aber nochmal heiße Kämpfe geben. Freut mich, daß es Euch und [den] lieben Brüdern August und Willi soweit gut geht.“

Am 5. und 7. März 1917 sind zwei poetische Grüße abgestempelt; der letztere

nimmt Abschied von Lüttich. 5. März: „Liebes Schwesternchen!! In stiller Betrachtung/ denk ich Dein und/ sende herzlich Grüße heim.“ 7. März: „...Noch einmal nun/ gedenk ich Dein, / dann muß von/ hier geschieden sein.“ Am 9. März 1917 schreibt Melchior aus der wallonischen Provinzhauptstadt Namur, am 13. des Monats aus Dinant in derselben Provinz: „...Meine gehegten Wünsche, die Welt zu sehen, haben sich nun über Erwarten erfüllt. Habe nun bereits alle Schönheiten Belgiens gesehen. Schau nun guten Mutes kommenden Dingen entgegen.“ Am 15. März auf einer Karte aus Namur heißt es: „...Kannst Dir aus den gesandten Kärtchen einen kleinen Begriff von der Romantik der Maasgegend machen. Geniese[!] zur Zeit herrliche Aussicht über ein Hochplateau [Hochplateau].“

Auf der Karte vom 18. März, die vier kleine Photos aus Bierset/Wallonien zeigt,



Abb. 6: Namur: Rochers des Grands Malades (Karte vom 15.3.1917).

meint er: „...Habe mich in meinem neuen Quartier schon eingewöhnt und [es] gefällt mir ganz gut hier. Wenn auch in ruhiger Lage, so gibt es doch, da meistens die von [der] und zur Front verkehrenden Züge vorüber fahren, auch immer was neues [!] zu sehen. Haben zu den umliegenden Ortschaften ca. 20 Minuten. In kurzen Entfernungen liegen friedliche Vielen [Villen] und schöne Schlösser mit herrlichen Gärten und Parkanlagen verstreut. Es ist hier eine gute Gegend mit großen Bauernhöfen.“ Mit vier anderen Motiven aus Bierset erscheint am 2. Juli 1917 eine Karte: „...Fahre heute auf 4 Tage nach Brasscha[et] bei Antwerpen als Ordonnanz zum Handgranatenkurs. Habe jeden Tag nach Antwerpen zu fahren und Befehle zu holen.“ Noch auf der Fahrt am 2. Mai sendet Melchior eine Karte aus der Universitätsstadt Löwen (Louvain), die von den deutschen Besatzern im August

1914 nach Schusswechseln mit belgischen Freischärlern tagelang gebrandschatzt und zerstört worden war [das Rathaus als damaliges deutsches Hauptquartier blieb verschont]: „...Bei 2-stündigen [!] Aufenthalt nach Besichtigung der einst so herrlichen Kunst-, jetzt Ruinenstadt Löwen Dein gedenkend, herzliche Grüße sendet Dein Bruder Melchior. Das wundervolle Rathaus ist glücklicherweise nur wenig beschädigt.“

Es folgen wieder zwei Karten aus dem flandrischen Brasschaet. 3. Mai: „...Ist hier wunderschön. Ich wollte, ich bliebe hier, bis der Krieg vorüber ist. Gibt hier viel herrlicher [!] Schlösser und Parkanlagen.“ 7. Mai: „...Die Zeit meines schönen Aufenthalts hier ist nun bald wieder vorüber. Werde morgen wieder in mein altes Quartier zurückfahren. Es ist hier eine herrliche Gegend [...] Ihr werdet gut tun, auch die Kartoffeläcker zu walzen. Besonders gut die ge-

ackerten Samenäcker. Bei Lüttich haben die Bauern ihre Kartoffeläcker sehr schön hergerichtet. Erst kultiviert, dann mehrere mal geeggt und gewalzt und dann erst die Kartoffeln gelegt. Da ich mich mehrere Tage selbst verköstigen mußte, hat mein Proviant schon ziemlich abgenommen. Dürft mir, da wir jetzt wenig Brot bekamen, demnächst auch etwas mitschicken. Den Schinken habe ich noch nicht gebraucht. Dieser hält sich gut. Bleibt gesund! Halt Dich munter und sei nebst den lieben Eltern herzlich begrüßt

von Euerem dankbaren, gehorsamen Sohn und Bruder Melchior.“

Die nächsten fünf Karten (8. Mai–18. Juli 1917) sind aus Milmort, seit 1977 Ortsteil von Herstal im Großraum Lüttich. Am 29. Mai schreibt Melchior: „... Bin nun hierher kommandiert als Abrichter im Handgranatenwerfen. Ist auch hier ganz gemütlich [...] Ist nur ein kleines Dorf, wo man nichts haben kann. Pferde, Rindvieh, Schafe und sogar die Schweine sind hier auf der Weide. Die armen Leute ernähren ihre Schweine an den Straßenböschungen. Dieselben [Schweine] sehen sogar gut aus.“ Umfangreich ist die Karte vom 31. Mai: „... Bedauere sehr, Euch bei der vielen Arbeit nicht helfen zu können. Ohne Gesuch gibt es keinen Urlaub, zur Zeit bis 15. nächsten Monats fahren Städter. Manche waren ¾ Jahr nicht daheim. Falls Willibald vor der Heuernte zu Euch kommen sollte und Ihr keinen Gefangenen bekommt, könnt Ihr ja ein Gesuch machen lassen. Schaden kann es auf alle Fälle nichts. Eben ist wieder ein Gewitter im Anzug. Darfst mir außer einem kleinen Paket auch ein großes mit Brot schicken. Da dasselbe so 10–14 Tage braucht, darf das Brot gut gebacken sein, daß es nicht schimmelt. Zur Getreideernte dürft Ihr das Gesuch auch bald machen lassen. Zur Heuernte sind schon ziemlich [viele Gesuche] eingelaufen. Nehmt halt jetzt etwas Taglöhner zur vielen Arbeit.“

Die in Milmort abgestempelte Karte vom 2. Juni zeigt seltsamerweise als Motiv die Partnachklamm in Garmisch-Partenkirchen, worauf der Schreiber nicht eingeht. Nach dem üblichen Dank für das „werte Paket“ denkt er wieder an Landwirtschaft und Familie: „... Regnet heute bereits den ganzen Nachmittag. Echtes Wachswetter. Dieses reicht nun zum Getreidemähen. So kann die Ernte immer noch gut werden. Habe auch von August nach seinem

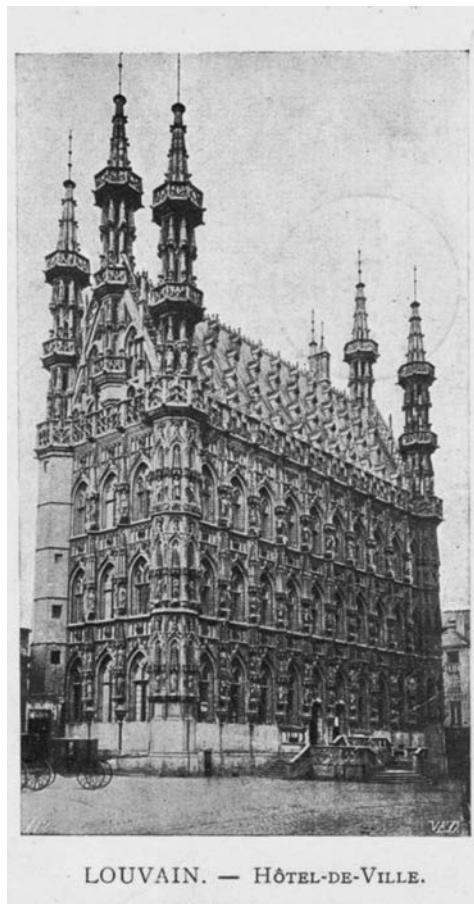


Abb. 7: Rathaus in Löwen (2.5.1917).

Besuch bei Willi die erfreuliche Mitteilung erhalten, dass es Ihnen [!] immer noch gut geht und Willi recht gemestet [gemästet] ist.“ Nach einer letzten Karte aus Milmort (18.7.: „in Eile“) verabschiedet sich der junge Mann mit folgender Karte aus Lütich (8. September 1917) von Belgien: „Bevor ich von hier scheide,/ Noch einmal Dein ich denk,/ Und sende Dir zur Freude/ Die letzten Grüße heute.“ Die letzte überhaupt erhaltene Feldpostkarte Melchior Starks vom 10. September 1917 zeigt das Tiergärtner Tor in Nürnberg und ist an seine Familie adressiert: „Meine Lieben! Gut hier an[ge]kommen, sende ich Euch bei Besichtigung der hiesigen Sehenswürdigkeiten die besten Grüße. Melchior. Werde erst in den nächsten Tagen zu Euch kommen, wenn alles geregelt ist. Auf Wiedersehn!“

Von den drei Brüdern des Melchior Stark sind nur insgesamt neun Feldpostkarten an Anna bzw. die Familie erhalten, sechs von Willibald, zwei von Michael (er ist wie Melchior im Landsturm: Wachmann in der 1. Kompanie des Kgl. Bayer. Landsturm-Infanterie-Bataillons [Würzburg]), eine von August. Während „Michl“ aufgrund der Nähe zu Melchior wohl kommunikativ (und z.T. auch „päckchenmäßig“) über diesen mitversorgt wurde (die zweite Karte von ihm kommt von „der Rückreise nach Belgien“ am 7. September 1917 aus Köln und bittet um zwei große Körbe Äpfel), dürfte bei den beiden anderen das Soldatenleben näher am Feind und daher weniger ruhig gewesen sein. Die Karten Melchiors aus der Etappe lassen ja kaum etwas ahnen vom Grauen des Kämpfens, Leidens und Sterbens in den Schützengräben. (Außerdem spielte sicher die Zensur eine Rolle; Nachrichten, die die Kriegsbegeisterung und den Wehrwillen beeinträchtigen konnten, waren verboten; das erste Kriegsopfer ist bekanntlich

stets die Wahrheit.) Die Karten Willibalds und Augusts sind auch keine eigentlichen Ansichtskarten, sondern zeigen propagandistisch-militärische Motive, z.B. „*Unsere Pioniere*“ (von August am 23. Juli 1916), „*Die erste deutsche Wache in Kowno*“ (= Kaunas in Litauen), „*Rechte Seite des Heldenfriedhofes in Amifontaine*“ (in der Picardie in Nordfrankreich), „*Patrouille im Gefecht beim Mondenschein*“, „*Zerschossenes Haus bei Cuts (Das Kreuz blieb unversehrt)*“ oder „*Parroy, von den Franzosen durch Granatfeuer zerstört*“ (alle von Willibald zwischen dem 5. Mai 1916 und 31. Juli 1917; Cuts liegt in der Picardie, Parroy in Lothringen). August war (nach Absender-Angabe) Pionier beim 21. Pionier-Regiment in der 40. Infanterie-Division, Willibald sendet als Schütze der 10. Maschinengewehrkompanie beim 8. Kgl. Bayer. Landwehr-Infanterie-Regiment seine kurz gehaltenen Karten aus dem „*Westen*“, „*Nordfrankreich*“ bzw. „*Im Unterstand*“ („*Kommen fort, wohin ist unbekannt. Der Urlaub ist eingestellt. Mir geht es noch gut.*“).

Melchior Stark hat wie seine Brüder den mit dem Waffenstillstand vom 11. November 1918 zu Ende gegangenen Weltkrieg überlebt, übernahm die Landwirtschaft und heiratete. Seine Frau, ebenfalls mit dem Vornamen Anna (geb. 1901) starb 1985, sein 1922 geborener Sohn Eduard fiel 1943 im 2. Weltkrieg. Dass sein aus den Feldpostkarten immer wieder ablesbares waches Interesse an der Welt bestehen blieb, zeigt eine zufällig erhaltene Ansichtskarte des über 60-jährigen vom 16. Dezember 1950 [Wer in Deutschland reiste damals schon?] aus dem Rom des Heiligen Jahres an Otto Brändler, den Witwer seiner geliebten Schwester Anna, die ja schon 1947 verstorben war: „*Hier aus der ewigen Stadt*



Abb. 8: Das Grab des Melchior Stark auf dem Gramschatzer Friedhof. Photo: Verf.

in all ihrer Herrlichkeit und unbeschreiblichen Schönheit Dein gedenkend, die besten Grüße sendet Dein Schwager Melchior.“ Nicht weit von seiner Schwester Anna ist der 1969 gestorbene Melchior Stark auf dem Friedhof zu Gramschatz beerdigt.

Dr. Roland Sauer (geb. in Karlstadt-Stetten) hat nach seinem Abitur am Grünwald-Gymnasium Würzburg Latein, Germanistik und Geschichte in Würzburg und Frankfurt/M. studiert. Er wurde mit einer Dissertation über die Pflichtenlehre des Ambrosius von Mailand promoviert und lehrte lange Zeit am Gymnasium Melrichstadt. Heute lebt er als StD i.R. in Bad Neustadt/S. Regelmäßig veröffentlicht er Beiträge im Heimatjahrbuch Rhön-Grabfeld und ist Verfasser eines Buchs und mehrerer Aufsätze über den Späthumanisten Paulus Schedius Melissus. Seine Anschrift lautet: Münchhausenweg 1, 97616 Bad Neustadt, E-Mail: RolandSauer@web.de.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturstiftung Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

Ich berate Sie gerne, kostenfrei und unverbindlich!

**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**



Manfred Welker

Der Erste Weltkrieg in Mühlhausen

Der Mühlhausener Pfarrer Richard Matthes beschrieb in seiner Ortschronik, dass am Sonntag, den 28. Juni 1914, in Bamberg das Gustav-Adolph-Vereinsfest gefeiert wurde. Die Festgemeinde hatte sich auf dem Michelsberg im Freien versammelt. Bei dieser Veranstaltung erfuhren die Anwesenden, dass der Österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin in Sarajewo getötet worden waren, „... da ahnten wohl nur die wenigsten Festteilnehmer, dass dieser politische Mord der mittelbare Anlass zu dem furchtbarsten aller Kriege werden sollte, die je geführt wurden.“



Abb. 1: Pfarrer Richard Matthes aus Mühlhausen.
Archiv Anna und Gertrud Bär.

Pfarrer Richard Matthes, von dem das gerade erwähnte Zitat stammt, wurde am 26. Juli 1857 in Schlopp/Oberfranken geboren. Die Studentenzeit mit dem Studium der evangelisch-lutherischen Theologie verbrachte er in Erlangen. 1883 wurde er zum Pfarrer in Affalterthal berufen und wechselte im Jahr 1888 nach Mühlhausen. 1925 wurde Matthes pensioniert und setzte im Jahr 1926 seine 1914 begonnene Pfarrbeschreibung fort. Matthes verstarb am 18. Juni 1935.

Die Landgemeinde Mühlhausen, bestehend aus Decheldorf, Mühlhausen, der Neumühle und Simmersdorf, in der Richard Matthes als Pfarrer wirkte, hatte im Jahr 1904 1.029 Einwohner, davon 861 Protestanten, 91 Katholiken und 77 Israeliten. Der Ort Mühlhausen selbst zählte 708 Einwohner. Die Einwohnerzahlen

dürften sich bis zum Ersten Weltkrieg nur unwesentlich verändert haben.

Noch vier Wochen nach dem eingangs genannten Bamberger Fest zeichnete die Region ein Bild tiefen Friedens und man stand mitten in der Ernte, als plötzlich weiße Plakate angeschlagen wurden. Der Kaiser befahl am 31. Juli 1914 den „*Zustand des drohenden Krieges*“. Am Samstag, den 1. August 1914, verkündeten dann rote Plakate die Mobilmachung, die König Ludwig III. ebenso für Bayern angeordnet hatte. „*Männer, Frauen, Dorffugend stehen in Gruppen mit ernsten, bleichen Gesichtern auf den Straßen und lesen und besprechen die angeschlagenen Proklamationen*,“ konnte Matthes beobachten.

Das Bezirkskommando ließ mit einem Auto einen Packen Mobilmachungspapiere bei der Wohnung des Bürgermeisters abge-

ben. Radfahrende Boten überbrachten in seinem Namen die Einrückungsbefehle: „Wo sie abgegeben werden: Bangigkeit und Bestürzung.“ Beim Ertönen der Schelle des Gemeindedieners liefen alle zusammen und fragten sich: „Was werden wir wieder Neues, Unheilvolles zu hören bekommen?“

Pfarrer Matthes wählte beim Vormittagsgottesdienst als Eingangslied „Ein fes-

te Burg ist unser Gott“ und notierte dazu, daß es „....wohl niemals mit so innerer Ergriffenheit wie an diesem Tage“ gesungen wurde. Seine Predigt hatte Psalm 27,13 zum Thema, mit der Einleitung aus Matthäus 24,6: „Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen; sehet zu und erschreckt nicht.“ In seiner Predigt stellte er fest, dass aufgrund der Entwicklungen in Europa mit einem Krieg bis 1915/1916 zu rechnen gewesen sei. Er hoffte auf einen ähnlich glücklichen Ausgang wie beim Deutsch-Französischen Krieg vor 44 bzw. den Napoleonischen Kriegen vor 100 Jahren.

Eine Konsequenz des Krieges war, daß die fahrplanmäßigen Eisenbahnzüge eingestellt wurden. Auf der Lokalbahn Bamberg–Mühlhausen–Wachenroth–Schlüsselfeld verkehrten nur noch zwei Kriegszüge, die aber nicht wie sonst nach Bamberg, sondern lediglich bis zur Hauptbahnstation Strullendorf fuhren.

Am Sonntag, den 2. August, begab sich als erster der 29-jährige Landwirt Georg Popp, Haus Nr. 107 in Mühlhausen, mit dem Frühzug zu seinem Regiment. Er hatte erst am 10. Juni 1914 geheiratet. Zunächst mussten einzelne Reservisten und Landwehrmänner fort. Ab dem 3. August nahmen ganze Trupps von Soldaten aus dem oberen Ebrach- und Haslachgrund auf dem Bahnhof Abschied von ihren Familienangehörigen. Die Abfahrenden riefen aus dem Zug: „An uns solls nicht fehlen; ihr könnt euch auf uns verlassen; wir wissen, was auf dem Spiele steht.“

Pfarrer Matthes notierte: „Es geht in einen furchtbar schweren Kampf! Feinde auf allen Seiten! Tut eure Schuldigkeit, kämpft tapfer! Wir sind jederzeit mit unseren Gebeten bei euch, schreibt fleißig heim an eure bangenden Lieben! Kehrt heil und gesund wieder! Gott geleite euch! Ein Hurra unseren tapferen Kriegern!“



Abb. 2: „Erinnerung 1914/15“. Friedrich Bär aus Mühlhausen.

Archiv Anna und Gertrud Bär.

Es gab Gerüchte über feindliche Automobile, deren Insassen spionieren und Millionen an Geld ins Ausland retten wollten. Aus diesem Grund stellte man Späher und Posten auf, hinter den Häusern wurden Leiterwagen bereithalten, um die Straße sofort sperren zu können. Jedes Auto, aber auch harmlose fremde Fußgänger wurden – alle erfolglos – kontrolliert.

Zeit zum Nachdenken und Schmerz blieb für die Daheimgebliebenen nicht, da die Ernte und die Feldarbeit drängten. Die ältere Generation, die ihre Höfe schon übergeben hatte, musste helfend eingreifen. Frauen und Kinder leisteten Außerordentliches, es gab große Nachbarschaftshilfe, so dass die Ernte glücklich heimgebracht wurde. Herbert Wassermann, ein jüdischer Jungling arbeitete in christlichen Anwesen mit. „*Köstlich, diese gegenseitige Hilfe!*“, notierte Pfarrer Matthes.

Am 9. August 1914 hielt Matthes einen allgemeinen Kriegsbuß- und Bettags-gottesdienst ab. Darin führte er aus, dass Kaiser Wilhelm als Friedensfürst zum Schwert greifen musste. Die Antwort an die Friedensstörer laute wie in den Befreiungskriegen: „*Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.*“ Matthes stellte fest, dass es vielen ernst mit der Buße war, denn der Krieg werde als Strafe Gottes für die Sünden des deutschen Volkes angesehen.

Feldpost

Während des Krieges wurden viele Briefe und Karten geschrieben. Die Soldaten äußerten darin starkes Gottvertrauen und baten, für sie zu beten. Aus den Briefen sprach aber auch die Sorge um die Arbeit auf den heimischen Anwesen. Sie gaben Anweisungen, wie der Acker zu bestellen oder der Bestand des Viehs zu verringern sei. Sie fragten nach dem Ertrag des Ge-

treides und der Futterernte, nach dem Stand der Kartoffel- und Rübenäcker sowie nach den Preisen der landwirtschaftlichen Produkte. Gleichzeitig äußerten sie, Gott zu danken, dass der Feind nicht ins Land gekommen sei und die Daheimgebliebenen willig ihr Scherflein für das Rote Kreuz geben sollten, um die durch Einfall geschädigten Grenzregionen zu unterstützen.

Siegesfeiern

Die Siege des deutschen Heeres wurden durch Telephon oder Telegraph gemeldet. In Mühlhausen wurden die Glocken geläutet, die Häuser beflaggt und am nächsten Tag die von der Regierung angeordneten Schulsiegesfeiern abgehalten. Unteroffizier Friedrich Faatz aus Mühlhausen, Haus Nr. 45, verteidigte am 18. August 1917 einen Unterstand mit verwundeten Soldaten gegen die Engländer, wobei er ebenfalls schwere Verwundungen erlitt. Für seine Tapferkeit erhielt er die silberne Tapferkeitsmedaille (eigl.: Militär-Verdienstmedaille), die die höchste Tapferkeitsauszeichnung Bayerns für Nicht-Offiziere war. Die Medaille wurde für herausragende, tapfere Kampfeshandlung an bayerische Unteroffiziere und Mannschaften verliehen.

Gefallene

Allmählich trafen die amtlichen Verlustlisten ein. Pfarrer Matthes musste Gefallenen von der Kanzel den Nachruf widmen. Der erste Tote war der 22-jährige Feldtillerist Johann Stumpf, der am 26. August 1914 bei Lunéville fiel. Am 17. September 1914 folgte der 24-jährige Landwirtssohn Johann Geyer aus Schirnsdorf, der auf dem Berg Bois de Ormate sein

Leben gelassen hatte. Bis zum Kriegsende hatte die Kirchengemeinde Mühlhausen über 40 Tote zu beklagen.

Freudige Momente waren, wenn der Gatte und Vater, Sohn und Enkel oder Bruder und Bräutigam zu wohlverdientem kurzen Urlaub eintraf. Es gab Jubel, Erzählen und Mitteilen. „Wie reich bepackt mit Lebensmitteln und Rauchwaren und von wie viel guten Wünschen begleitet zog er wieder hinaus ins Feld!“, so Matthes.

Außerdem wurde mit Liebespaketen das Nötigste, auch wärmende Kleidungsstücke, in das Feld gesandt. In Mühlhausen wurde am 9. August ein Hilfsausschuss gegründet, der Sendungen an die Soldaten verschickte. Der Vorstand setzte sich aus Pfarrer Richard Matthes, Julius Wassermann, August Kellermann, Lehrer Sigmund Hammelburger, Lehrer Fritz Wahle, Karl Reizenstein, Dr. Martin Scheiding, Hauptlehrer N. Mulzer, Posaunenchordirigent Heinrich Hacker, Theodor Bruckheim, Emil Reizenstein und Bürgermeister Friedrich Dingfelder zusammen.

Von August 1914 bis Ende 1915 konnten im Kirchengemeindebezirk 11.800 Mark gesammelt werden. Auch Naturalabgaben wie Schwarzfleisch und Wäsche wurden gerne angenommen. Zusätzlich brachten kirchliche „Opfertage“ beträchtliche Spenden fürs Rote Kreuz, Ostpreußen und Elsass-Lothringen oder Kriegerweihnachtssammlungen zusammen. Nicht vergessen werden dürfen die alljährlichen Opfer an Kriegsblinde, Kriegswaisen und das Kriegersiechenheim in Rummelsberg.

Kriegsgefangene

In der Landwirtschaft wurden Kriegsgefangene eingesetzt, meist Franzosen, Belgier und Russen, seltener Engländer, Serben und Rumänen. Zeit benötigte die



Abb. 3: Paul Bär und Thomas Bär als Soldaten.
Archiv Anna und Gertrud Bär.

Verständigung und das Einschulen in die deutschen Arbeitsmethoden. Die griechisch-katholischen Russen veranstalteten regelmäßig gemeinsame Andachtsversammlungen.

Gedächtnisgottesdienste

Da nicht für jeden Gefallenen ein eigener Gedächtnisgottesdienst gehalten werden konnte, hielt Pfarrer Matthes in gewissen Abständen Trauerfeiern ab. Im Chor der Kirche stand die mit Palmenzweigen und Kerzen geschmückte Leichbahre, mit einem Leichttuch bedeckt als Katafalk. Bei diesen Gottesdiensten wurden die Lebens-

läufe der im verflossenen Zeitraum gefallenen Soldaten verlesen. Solche Trauerfeiern fanden am 7. Februar 1915, am 26. September 1915, am 17. Dezember 1916, am 2. November 1917, am 24. November 1918 und am 23. November 1919 statt. Auf Anregung König Ludwigs III. von Bayern wurde ein Gedenkblatt für die Gefallenen angefertigt. Dagegen durften die Todesanzeigen auf behördliche Anordnung gegen feindliche Spionage hin den Ort und das Land, wo der Kämpfer gefallen war, nicht mehr enthalten, um den Standort der einzelnen Truppenteile nicht zu verraten.

Kriegsnöte der Heimat

Vor allem durch die Seeblockade gab es in den letzten Kriegsjahren und den Jahren danach Mangel an Nahrung, Kleidung, Leder, Fett, Öl und Petroleum. Für nahezu alles gab es Ersatzmittel. Brennesselstengel und andere faserhaltige Gewächse wurden zu Geweben verarbeitet. Aus Papier fertigten die Menschen Hemden, Tücher und anderes an. Alte Gesetzbücher und überflüssige Akten wurden den Papierfabriken unentgeltlich zur Verfügung gestellt, um daraus neues Papier herzustellen. Die Kinder der Schulklassen mussten im Wald unter Aufsicht ihrer Lehrer Bucheckern zur Ölgewinnung sammeln. Statt Petroleum wurde stinkendes Gas aus Karbid abgebrannt.

Viele Güter wurden behördlicherseits rationiert. Gegen die Abgabe einer Karte erhielt man nur eine kleine Menge der darauf verzeichneten und benötigten Dinge. In den Städten standen Schlangen von 300 bis 400 Personen vor den Geschäften, die zur Abgabe berechtigt waren, um nach stundenlangem Ausharren ein Stückchen Seife, ein Päckchen Rauchtabak, eine klei-

ne Portion Zucker, Fett, Kaffeerüben etc. für teures Geld zu bekommen.

Die Städter mussten statt mit Brot oder Kartoffeln mit „*Scherrüben*“ oder „*Dorschn*“, die sonst als Viehfutter dienten, vorliebnehmen. Um die Not zu lindern, fuhren sie zum Hamstern aufs Land. Denn auf dem Land war die Versorgungslage etwas besser. Aus Korn (Roggen) wurde Kaffee gebrannt, aus „*Rangersn*“ (Rüben) Kaffeerüben hergestellt. Viele bauten im Garten eigenen Tabak an, auch wenn er im Geschmack natürlich nicht mit dem einer Havanna zu vergleichen war. Wieder andere rauchten Buchen-, Nuss-, Erdbeer- und Himbeerblätter.

Getreide wurde bei Nacht und Nebel zur Mühle gefahren und entgegen des Verbots heimlich gemahlen. Wer den Verwandten in der Stadt Lebensmittel senden oder überbringen wollte, musste allerlei Listen und Schliche anwenden.

Die Menschen wurden immer schwächer und elender. Durch die fehlende Milch erreichte die Säuglingssterblichkeit in den Städten eine beängstigende Höhe. Das Bier hatte nur noch etwa 4% Gehalt, gegenüber 12% im Frieden.

Es herrschte Mangel an Kleingeld, da Kupfer und Nickel für Kriegsmunition Verwendung fand. Außerdem wurde durch die Kommunen Notgeld aus Eisen oder Papierscheine ausgegeben.

Kriegsende

Schon im zweiten Halbjahr 1917 und verstärkt 1918 zeigte sich bei den Truppen ein „*Geist der Kampfesunlust und der Widersetzlichkeit*“, wie es Pfarrer Matthes bezeichnete. Einige desertierten auf dem Weg zur Front oder warfen Ausrüstungsgegenstände zum Eisenbahnwagen hinaus. Die in den Urlaub heimkehrenden

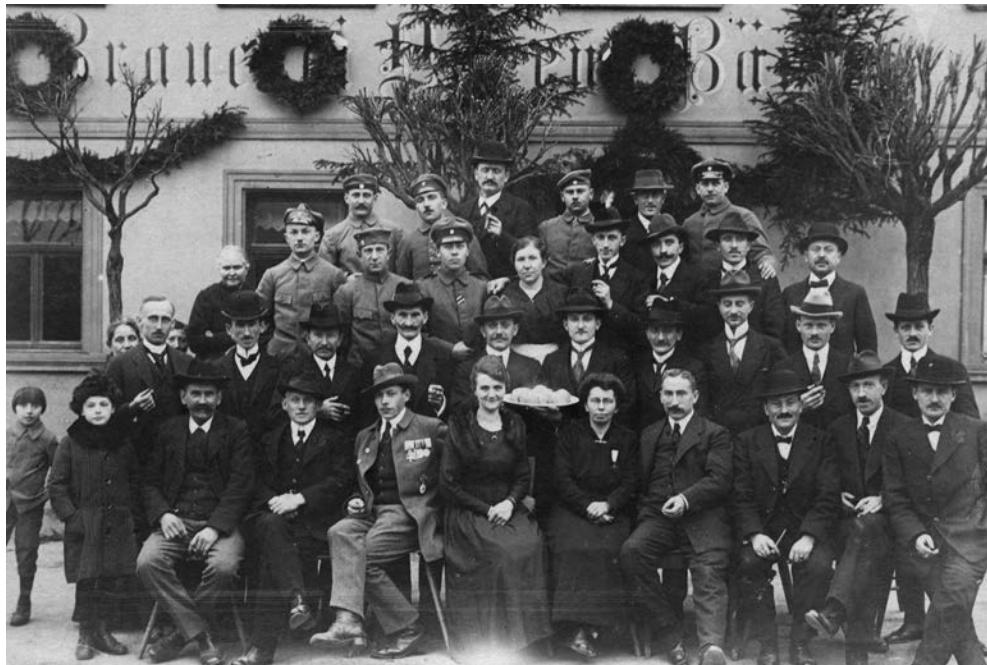


Abb. 4: Die Kriegerheimkehrfeier am 26. Januar 1919 in Mühlhausen.

Archiv Anna und Gertrud Bär.

Soldaten schimpften über ungenügende Verpflegung und üble Behandlung durch die Vorgesetzten sowie über deren sittenloses Zusammenleben mit ‚feindlichen‘ Kurtisanen. Die Urlauber erzählten auch: „Wir werden den Krieg nie gewinnen; das Kriegsmaterial, das die Amerikaner herüber schaffen, sei überwältigend in der Menge und vorzüglich in der Qualität, während das unsrige immer weniger und schlechter werde; der Geist der Armee sei nicht mehr der frühere, alles sei kriegsmüde und sehne sich nach Hause.“

In der Heimat wollte man diese Berichte nur schwer glauben, da die oberste Heeresleitung optimistische Meldungen verbreitete. In den Feldpostbriefen gab es häufige Klagen. „Wenn nur der Krieg einmal aus wäre, mag dann kommen, was

will“, konnte man etwa dort lesen. Der Nachschub für die Front setzte sich aus halbwüchsigen 17- und 18-jährigen Jünglingen zusammen, die ungenügend ausgebildet waren. Die revolutionäre Propaganda tat das Übrige.

„Es war ein tieftrauriger Anblick, als die Trümmer unserer einst so stolzen Armee so jammervoll heimkehrten“, notierte Matthes. Auch durch Mühlhausen zog eine Feldartillerieabteilung mit Geschützen und Bagage, „.... mit halbverhungerten Gäulen und Maultieren“. Am Bahnhof und am Dr. Opp'schen Haus sowie an den Ortseingängen Mühlhausens waren in aller Eile Ehrenpforten errichtet worden, auf dem Weg hatten mitleidige Deutsche die Geschütze und Wagen mit kleinen Fichten und bunten Bändern geschmückt. Bei

den kümmerlichen Heeresresten traten einem aber die Tränen ins Auge.

Die Ankommenden wurden mit Jubel von ihren Angehörigen und der Bevölkerung meist vom Posaunenchor mit klingendem Spiel herein geleitet. Ähnlich wurden später auch die heimkehrenden Gefangenen in Empfang genommen.

Am 26. Januar 1919 hatten die Kirchenbehörden einen „Kriegerheimkehr-Dankgottesdienst“ angeordnet. Als Predigttext war Psalm 107,1–8 vorgesehen. Matthes stellte die Deutschen als friedliebendes Volk dar. „Das haben wir einer Welt voll Feinden gezeigt, die 4 1/2 Jahre brauchten, bis es endlich ihrer Übermacht gelang, uns niederzuringen nicht mit dem Schwerte, aber mit Hilfe des Hungers.“ Die deutschen Soldaten hätten unerhörte Heldentaten zu Wasser, zu Lande und in der Luft vollbracht und Übermenschliches geleistet. „Niemals in der Weltgeschichte hat ein Heer Gleicher erduldet, Gleicher vollbracht!“, resümierte Matthes.

Er sprach vom Herbst, der die Schützengräben in Morast verwandelte, von Sommerhitze und Winterkälte, von den Soldaten, die durchnässt und von Hunger geplagt wurden. „Die herrlichen Siege, die durch eure Tapferkeit erfochten wurden, mussten bezahlt werden mit Strömen deutschen Blutes und mit zahllosen Todesopfern. Viele, viele, die jubelnd auszogen, sind draußen Stille geworden.“ Sie brauchten die tiefste Demütigung ihrer Mutter Germania nicht mehr mitzuerleben, ihnen blieb all das Traurige und Schmerzliche, das die Deutschen nun durchleben mussten, erspart. „Habt heißen, tiefen Dank, ihr treuen Kämpfer im kühlen Grab auf dem Ehrenfelde!“, meinte Pfarrer Matthes, der die Ereignisse mit Theodor Körner verknüpfte. Der Sängerheld der Freiheitskriege hatte in sein Tagebuch geschrieben: „Deutsches

Volk, du herrlichstes vor allen, Deine Eichen stehn, du bist gefallen“ und ergänzte wenige Tag später „Deutsches Volk, du bist gefallen, aber sinken, sinken kannst du nicht!“

Matthes rief die Anwesenden dazu auf, nicht zu verzweifeln sondern mit Vertrauen und Hoffnung an den politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Neubau des Vaterlandes heranzutreten. Die Friedenszeit fordere die hehren Tugenden der Ausdauer und Beharrlichkeit, des Gehorsams und der Treue, der Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt auch im Kleinsten.

Nach dem Gottesdienst zog ein Festzug mit Mitgliedern sämtlicher Vereine, weiß gekleideten Mädchen, der Turnerjugend und Schulkindern durch die geschmückten und beflaggten Straßen zum Friedhof an das Grab des einzigen Kriegers, der aus dem Felde in die Heimat überführt worden war. Es handelte sich um den am 17. September 1916 beerdigten Landwirtssohn Heinrich Faatz. Bürgermeister Friedrich Dingfelder hielt die Gedenkrede und legte einen Kranz nieder. Am Abend fand im Dingfelder'schen Saal ein Festessen mit Musikvorträgen des Posaunenchors und des Liederkranzes statt. Umrahmt wurde die Feier von zeitgemäßen Gedichten, die Rosamunde Matthes vortrug.

Versailles

Des „Schmachfriedens von Versailles“ vom 28. Juni 1919 gedachte Matthes am 29. Juni 1919 als „dies ater“, als schwarzem Tag. Am 25. April 1920, am Sonntag Jubilate, fand die kirchliche Ehrung der heimgekehrten Gefangenen statt.

Kriegerdenkmalweihe in Mühlhausen

In der Gemeinde Mühlhausen wurden in den Ortsteilen Denkmäler durch freiwillig



Abb. 5: Das heute nicht mehr vorhandene Kriegerdenkmal in Mühlhausen im Jahr 1976.

Archiv Anna und Gertrud Bär.

aufgebrachte Gaben errichtet. Sie wurden am 10. September 1922 in Schirnsdorf, am 15. Oktober 1922 in Decheldorf und am 10. Juni 1923 in Mühlhausen enthüllt. Das Kriegerdenkmal in Mühlhausen wurde von der Steinmetz- und Bildhauerwerkstatt Spreng in Bamberg entworfen und gefertigt. Darauf waren die Namen der 27 Gefallenen verzeichnet. „... [S]ie mögen erzählen von der schweren und doch auch wieder großen Zeit, da Treue bis zum Tod das Losungswort unserer Heere war, da Tausende und Abertausende das Gelöbnis der Treue zum Vaterland in so ruhmvoller Weise durch den Tod besiegt haben.“ Es folgte ein kurzer Abriss des Kriegsverlaufs. Die Toten ruhten in „Allmutter Erde [...] weich gebettet in russischem Sand- und Sumpfgelände

wie in den Hochtälern der rauhen Karpaten und der serbischen Berge oder in den weiten Ebenen Flanderns und Frankreichs, wo auf zahllosen Gräbern die Gräser und Blümlein im Winde leise zittern wie heute noch daheim die Herzen, wenn sie an ihre toten Lieben im fernen, fremden Lande denken.“ Weiter wurde bei dieser Gelegenheit vorgetragen: „Nicht ihr habt den Krieg verloren, sondern die durch Parteileidenschaft zerrissene, vom Hunger zermürbte und nach Frieden winselnde Heimat hat versagt, hat euch die starke, deutsche Wehr und Waffe aus der Hand gerungen und euch um alle Fürchte eurer glänzenden Siege gebracht.“ Ein Vorgeschnack der die Jahre der Weimarer Republik prägenden einseitigen Propaganda.

Nach dem Gottesdienst wurde in der Versammlung das Weihelied durch den



Abb. 6: Das 1996 errichtete Denkmal in Mühlhausen.

Liederkranz Frohsinn vorgetragen, worauf die Ansprache des Vorstandes des Krieger- und Militärvereins, Hans Hirschmann, der die Enthüllung vornahm, folgte. Pfarrer Matthes weihte das Denkmal und befahl es dem Schutze Gottes. Der 1. Bürgermeister Friedrich Dingfelder übernahm anschließend das Denkmal, das ein Obelisk aus Zeiler Sandstein, gekrönt mit dem Eisernen Kreuz, auf einem Granitpodest war, für die Gemeinde und legte einen Kranz nieder. Seine Beschriftung lautete: „1914–18. Ihren Heldensohnen gewidmet von der dankbaren Gemeinde Mühlhausen-Simmersdorf.“ Auf der Rückseite waren die 27 Namen der Gefallenen, die überwiegend im Westen gefallen waren, verzeichnet.

Dieses Denkmal aus dem Jahr 1923 ist nicht mehr vorhanden. An seiner Stelle wurde am 17. November 1996 zum Gedenken an die Gefallenen und Vermissten

beider Weltkriege und die jüdischen Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft ein neues Denkmal enthüllt.

Dr. Manfred Welker aus Herzogenaurach ist promovierter Kunsthistoriker und hat eine Ausbildung zum Schlossermeister absolviert. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Seit 2002 Kreisheimatpfleger des Landkreises Erlangen-Höchstadt, engagiert sich Welker seit Jahren auf vielfältige Weise in seiner Heimatstadt Herzogenaurach und im Gebiet des Altlandkreises Höchstadt a.d. Aisch. Sein Interesse liegt in der Dokumentation von Brauchtum und Tradition aber auch neuerer Zeitgeschichte. Seine Anschrift lautet: Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach, E-Mail: ManfredWelker@web.de.

Literatur:

Matthes, Richard: Die Gemeinde Mühlhausen in Vergangenheit und Gegenwart. Nachdruck der 1928 erstellten Ortschronik. Johann Fleischmann (Bearb.). Materialien Reicher Ebrachgrund. Heimatkundliche Sonderschriften Heimatverein Reicher Ebrachgrund e.V. Band 7. Mühlhausen 2008, S. 337–365.

Ortschaften-Verzeichnis des Königreichs Bayern. München 1904, Sp. 1040.

Zum Lebenslauf von Pfarrer Richard Matthes siehe: Lottes, Martin: Kirchengeschichte der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Mühlhausen. Mühlhausen 1999, S. 342–343.



Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

halbigdruck
offset  digital

EGUMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Dieter Morcinek

Apotropaia am und im Bamberger Dom

Viel ist schon über den Bamberger Dom geschrieben worden, aber wer meint, damit sei schon alles Interessante erschöpfend behandelt worden, der täuscht sich gründlich. Die Diskussion um die Identität des Domreiters beispielsweise ist immer noch nicht beendet. Auch über die Frage des Baubeginns ist man sich mangels ausreichender Quellen uneinig. Ein Thema aber, das fast nie in der Literatur auftaucht, sind die relativ zahlreichen apotropäischen Bildwerke an und in diesem Sakralbau. Gemeint sind die Unheil und böse Mächte abweisenden Plastiken am Dom, die man verhältnismäßig häufig findet, wenn man nur weiß, wo sie zu finden sind.

Hand aufs Herz, liebe Leserin, lieber Leser, kennen Sie dieses Wesen? – Wenn Sie schon einmal den Bamberger Dom besucht haben, müssten Sie es eigentlich kennen. Denn es blickt nicht gerade freundlich auf Sie herunter, wenn Sie den Dom durch die Adamspfoste betreten oder verlassen



Abb. 2

(Abb. 1). Seine Zähne fletschende Droh-mimik richtet sich nicht gegen harmlose Besucher, sondern gegen böse Mächte, die am Betreten des Gotteshauses gehindert werden sollen. Es ist ein apotropäisches Bildnis. Aber die Wenigsten bemerken diesen Dämon – oder ist es ein Teufel? Hoffentlich kann er auf die Mächte des Bösen mehr Eindruck machen.

Die beiden Wächterlöwen, die nach Auffassung vieler Fachleute noch vom Heinrichsdom stammen, sind natürlich kaum zu übersehen (Abb. 2). Weniger auffällig sind dagegen die zum Teil rätselhaften Darstellungen der monströsen Wesen, die das

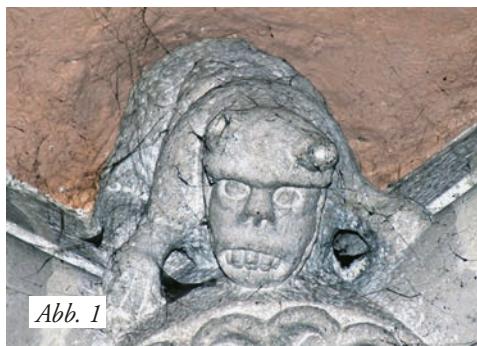


Abb. 1



Abb. 3



Abb. 4

Mittelfenster des Ostchors bewachen und dabei Menschen und kleine Ungeheuer verschlingen. Noch rätselhafter sind die Mischwesen, die an den Kanten der Ostapsis angebracht sind. Eines davon (Abb. 4) stellt eine doppelt geschwänzte Wassernixe mit Eselsohren dar.

Was uns heute abstrus erscheint, war im Mittelalter relativ häufig an Sakralgebäuden anzutreffen. Funktion und Aussage dieser Abbildungen sind umstritten. Ob sie als Abwehrmittel oder als Warnung gedacht waren, erschließt sich uns, die wir der Sprache der Bilder weitgehend entwöhnt sind, nicht mehr. Eine Figur kann man erkennen, wenn man entsprechende Parallelbeispiele kennt. Dieses seltsam anmutende Motiv finden wir überraschender Weise zum Beispiel im Eingangsbereich der Coburger Morizkirche (Abb. 5), im



Abb. 5

Kreuzgang des Bamberger Karmelitenklosters (auch hier mit Eselsohren, Abb. 6) und, um ein älteres Beispiel zu bringen, an der Apsis der romanischen Kirche Notre Dame von Rioux in Frankreich (Abb. 7).

Im Dominieren fallen am ehesten noch die beiden Zungenblecker in den Gewölbesegegnen des 3. Jochs im Hauptschiff (Abb. 8) auf, von denen die Gästeführer gern schnurrige Geschichten über mit der Entlohnung unzufriedene Maler erzählen,



Abb. 6



Abb. 7

die ihren Bauherren, dem Domkapitel, mit diesen Darstellungen einen Streich gespielt haben sollen. Dabei handelt es sich jedoch durch ihre Mimik eindeutig um apotropaische Zahn- und Zungenblecker (mit einem antijüdischen Gestus durch ihre Ausstattung mit dem spitzen Judenhut).

Apotropaische (das heißt, gegen vermeintliche oder tatsächliche Unheilbringer

gerichtete) Darstellungen sind in der Geschichte der Sakralkunst relativ häufig, wurden aber aus durchaus verständlichen Gründen fast ebenso häufig ignoriert oder zumindest totgeschwiegen. Vielleicht deswegen musste erst ein exponierter Verhaltensforscher wie Irenäus Eibl-Eibesfeld kommen, um das Thema mit neuen und unbefangenen Augen anzugehen. „*In den alten Kirchen Europas findet man [...] höchst merkwürdige Gebilde, die zu unserer christlichen Glaubenswelt nicht so recht passen. Ihre Existenz wird meist schamhaft verschwiegen, und vielfach sind sie dem Verfall preisgegeben. Es handelt sich um jene Skulpturen, die in der Spezialliteratur als ‚Grotesken‘ geführt werden, um Fratzen und Fabelwesen [...]. Was sollen diese Gesichter schneidend [...] Figuren inmitten der hebräen Welt der christlichen Symbolik?“¹*



Abb. 8

turen, die in der Spezialliteratur als ‚Grotesken‘ geführt werden, um Fratzen und Fabelwesen [...]. Was sollen diese Gesichter schneidend [...] Figuren inmitten der hebräen Welt der christlichen Symbolik?“¹

Die Gewölbe der beiden Turmgeschosse, die hinter der Adams- und der Gnadenpforte liegen, sind wie die Portale unterschiedlich gestaltet. Das Kreuzrippengewölbe im Torgeschoss des Südost-Turms ist am Durchdringungspunkt der beiden Gewölberippen lediglich durch ein kreisförmiges pflanzliches Ornament geschmückt. Akanthusblätter sind wie Blütenblätter im Kreis um den Schnittpunkt



Abb. 9

der Grate auf den Gewölberippen angeordnet. Bei der Fertigstellung dieses vermutlich ersten Innenraums der neuen Kathedrale hatte man noch kein apotropäisches Schutzprogramm vorgesehen. Man verließ sich offenbar auf die beiden Wächterlöwen und die Apotropaia an den Außenkanten der Apsis.

Am Schlussstein des Eingangsgewölbes im Nordost-Turm (Abb. 9) dagegen finden wir in allen vier Zwickeln, also da, wo die Gewölberippen sich scheinbar durchdringen, aufwendige, aber schwer zu deutende, weil offenkundig unfertige figürliche und pflanzliche Darstellungen. Es ist zu erkennen, dass es sich hier zum Teil um Sitzfiguren handelt, die zwar mit nach außen gewandtem Rücken angeord-



Abb. 10



Abb. 11

net sind, sich aber in anatomisch fast unmöglich Weise über die Schulter blicken (Abb. 10, 11, 12). Die pausbäckigen Gesichter mit wulstigen Lippen sind nur grob modelliert und nicht geglättet. Alle Figuren machen einen unfertigen, ja fast planlosen Eindruck, so als hätten die Endbearbeiter den Plan der Verfertiger der Rohlinge nicht gekannt und nur auf gut Glück versucht, etwas Erkennbares daraus zu machen. Auf jeden Fall haben sie aber dann das Ganze nicht zu Ende gebracht.

Einen nicht ganz so rätselhaften Gesamteindruck hinterlassen auch die figür-



Abb. 12

lichen Darstellungen an den Gewölbeschlusssteinen der beiden östlichsten Joche in den beiden Seitenschiffen. Diese insgesamt vier Joche weisen besonders gestaltete Schlusssteine auf. Bei ihnen ist der Schnittpunkt der Gewölberippen nicht nur durch aus pflanzlichen Formen gebildete Rosetten betont, sondern auch in den



Abb. 13

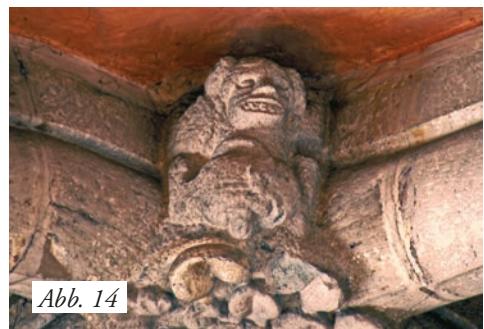


Abb. 14

östlichen und westlichen Zwickeln mit figürlichen Darstellungen besetzt (Abb. 13). Die beiden anderen Zwickel bleiben dagegen frei. Die eben geschilderten Skulpturen sind gleich in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert: Die Dämonen, die an den Schlusssteinen der östlichen Gewölbejoche in den beiden Seitenschiffen auftreten, ge-

hören einem seltenen, wenn nicht gar einzigartigen Typus an. Es sind vierbeinige Mischwesen, die mit ihren Quastenschwänzen entfernt an Löwen erinnern, deren Köpfe jedoch als menschenähnliche Schreckmasken mit weit aufgerissenen Augen, gefletschten Zähnen (Abb. 14) und in den meisten Fällen mit gebleckter Zunge ausgebildet sind. Ihnen allen gemeinsam sind ein starker Augenbrauenwulst, eine aufgestülpte Nase, ein übergroßer Mund mit wulstigen Lippen und ein schwach ausgebildeter Unterkiefer. Ein ganz und gar einzigartiges Kennzeichen, das alle Dämonendarstellungen in diesem Bereich gemeinsam haben, sind zwei kreisrunde Ringe auf der Stirn, die in der Mitte napfartig vertieft sind (Abb. 15). Dem Verfasser ist nur einziges Parallelbeispiel für diesen Darstellungstypus von Dämonen bekannt, das sich im Kreuzgang der romanischen Bischofskirche Saint Trophime in Arles, Südfrankreich befindet (vgl. Abb. 16).

Wie schon erwähnt, sind an fast allen Skulpturen der Schlusssteine unvollständig ausgearbeitete Stellen auszumachen. Beim Beispiel der Abbildung 15 ist nur der Kopf des Dämons halbwegs elaboriert, obwohl ihm eine letzte Oberflächenglätzung fehlt. Seine Hinterhand ist noch weiter von der Vollendung entfernt. Hier



Abb. 16

sieht man noch die groben Meißelspuren der ersten Formgebung, und die beiden sichtbaren Tatzen müssten noch wie bei den anderen Skulpturen zum Teil geschehen, in krallenbewehrte Fingerglieder differenziert werden, bevor die Figur als fertiggestellt betrachtet werden könnte. In diesem (unfertigen) Zustand sieht es so aus, als trüge das Monster Fausthandschuhe.

Auffällig ist die Tatsache, dass diese Apotropaia sich nur im östlichsten Teil des Bauwerks befinden, der noch vor der (nicht einheitlich datierten) Bauunterbrechung fertig war. Erkenntlich ist diese Bauunterbrechung (Abb. 17) an der heute noch gut sichtbaren Baufuge links vom Fürstenportal.

Der Inhaber des Bamberger Lehrstuhls für Denkmalschutz, Professor Dr. Achim Hubel, der von einem frühen Baubeginn um 1190 ausgeht, meint, dass dieser Bau teil unter starkem Zeitdruck fertiggestellt wurde, damit man die feierliche Erhebung der Gebeine der 1200 heiliggesprochenen Kaiserin Kunigunde, die 1201 erfolgte, in einem entsprechend würdigen Rahmen



Abb. 15



feiern konnte. Hubel begründet das mit dem ungewöhnlich langen Zeitraum zwischen Heiligsprechung und Erhebung Kunigundes zur Ehre der Altäre. Diese Begründung leuchtet in Verbindung mit neuen Erkenntnissen über die Identität der knienden Kreuzfahrerfigur unter der thronenden Maria über der Gnadenpforte durchaus ein. Eine ausführliche Begründung dieser Annahme ist in diesem Zusammenhang aus Platzgründen leider nicht möglich.²

Die Tatsache, dass die Schlusssteine der beiden ersten Joche der zwei Seitenschiffe fast ausnahmslos noch Bearbeitungsdefi-

zite aufweisen, ist ebenfalls ein deutliches Indiz für den Zeitdruck, unter dem die Arbeiten in diesem Bauabschnitt standen. Ohne schwerwiegende Zwänge werden die Steinmetze ihre unfertigen Werke sicher nicht aus der Hand gegeben haben, denn Fertigstellungsarbeiten *in situ*, also nach dem Einbau, waren nur von aufwendigen Gerüsten aus möglich, und das Überkopfarbeiten mit Hammer und Meißel war nicht bloß unangenehm, sondern sogar höchst gefährlich und daher praktisch unmöglich. Außerdem widersprach der Einbau von un- oder halbfertigen Architekturteilen (obwohl so etwas schon



Abb. 18



Abb. 19

manchmal zu beobachten ist, z.B. im Speyerer Dom) sicher dem Arbeitsethos der Steinmetze. Wo das dennoch geschah, waren also starke Zwänge im Spiel.

Das wird besonders deutlich am Schlussstein des Jochs 2 im nördlichen Seitenschiff, dem letzten also, das vor der vorläufigen Teil-Fertigstellung des Ostchors vollendet werden musste, damit der Bau zur Feier der Erhebung der Gebeine der heiligen Kaiserin als würdiger Rahmen dienen konnte. Dieses Architekturteil ist, obwohl an exponierter Stelle, nicht einmal halbfertig, sondern im Rohzustand eingebaut worden (Abb. 18 u. 19). Das wäre sicher nicht geschehen, wenn zu dieser Zeit nicht höchster Termindruck auf der Baustelle geherrscht hätte. Die Unfertigkeit der apotropäischen Gewölbeschlusssteine im Bamberger Dom könnte also indirekt die Annahme des frühen Baubeginns, der durch direkte Belege bislang nicht nachweisbar ist, ein wenig unterstützen.

Man sieht nur, was man weiß! – Unter diesem Motto wollte der vorliegende Artikel diese fast unbekannten Bildwerke im Bamberger Dom einfach in den Blick-

punkt rücken. Die daran angeschlossenen Spekulationen über ihre Zuhilfenahme bei Überlegungen zur Datierung des (ungefähren) Baubeginns der Kathedrale erheben keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Sie sollen nur zeigen, dass es für den aufgeschlossenen Betrachter auch an scheinbar wohlbekannten Orten noch Manches zu entdecken gibt.

StD i.R. Dieter Morcinek war über 20 Jahre als Lehrer am Herder-Gymnasium in Forchheim und nach seiner Versetzung bis zu seiner Pensionierung am E.T.A.-Hoffmann-Gymnasium Bamberg als Lehrer und Stellvertretender Schulleiter tätig. Danach absolvierte er eine gründliche Ausbildung als Gästeführer der Stadt Bamberg und betreute zahlreiche Reisegruppen, aber auch in- und ausländische Journalisten sowie Film- und Fernsehteams in Bamberg und Umgebung. Seine Anschrift lautet: Güntherstraße 8, 96 049 Bamberg, E-mail: dieter@morcinek.de.

Anmerkungen:

1 Eibl-Eibesfeld, Irenäus / Sütterlin, Christa: Im Banne der Angst. Zur Natur- und Kunstgeschichte menschlicher Abwehrsymbolik. München 1992, S. 9.

2 Vgl. aber Hubel, Achim: Der Bamberger Dom. Protokoll einer Ausbildungsveranstaltung für Gästeführer im Bamberger Dom am 03.12.2001.

Hartmut Schötz

Das Ende eines alten Handwerks

Auch in Ansbach ist es mit dem Zinngießerhandwerk vorbei. Zuletzt wurden in der Werkstatt des letzten Zinngießers noch Reparaturen für den Antiquitätenhandel und Museen ausgeführt. Die Werkstatt mit den Werkzeugen und historischen Formen ist vom Ansbacher Markgrafenmuseum übernommen worden.

Vor einiger Zeit ging ein altes Handwerk, das jahrhundertelang auch in Ansbach bestanden hatte, für immer zu Ende: Die Werkstatt der Zinngießerei Göschel im Hause Neustadt 11 wurde letztmals genutzt und zog dann ins Ansbacher Markgrafenmuseum am Kaspar-Hauser-Platz 1 um. Dort sind die Exponate eingelagert, und es wird wohl etliche Zeit dauern, bis alles wieder aufgebaut ist, der Gießofen wieder steht, Werkzeuge an ihrem neuen Platz sind und auch die alten Formen gezeigt werden können, soweit ein Raum dafür zur Verfügung steht.

Das Zinngießerhandwerk ist damit nun auch in Ansbach ausgestorben. In der bis zur Gebietsreform 1972 zu Mittelfranken gehörenden Stadt Eichstätt (heute Oberbayern) gibt es heute noch die Zinngießerei Eisenhardt. Sie dürfte zu den letzten in unserem Raum gehören.

Bereits um 1996 drehte der Bayerische Rundfunk in der Reihe „Der letzte seines Standes“ einen Film über die alte Zinngießerei Göschel in der Ansbacher Neustadt. Damals konnte Zinngießermeister Erwin Göschel (1921–2003) noch einmal sein Handwerk präsentieren. Zwar hatte des-

sen im Jahr 1958 geborener Sohn Wolfgang auch den Beruf des Zinngießers erlernt und wie sein Vater die Meisterprüfung abgelegt, doch das schwindende Interesse an Gebrauchs- und Zierzinn veranlasste ihn schließlich im Jahre 2000, den Verkaufsladen im Hause Neustadt 11 zu schließen und sich einen neuen Beruf zu suchen. Ein ehemaliger Mitarbeiter hat in der Werkstatt danach noch Reparaturen an Zinngegenständen für den Kunsthandel und Museen ausgeführt. Zum Niedergang der Zinngießereien führte sicherlich



Abb. 1: Die Auslage der Zinngießerei Göschel in der Ansbacher Pfarrstraße.

Photo: Studio Berberich, Ansbach.

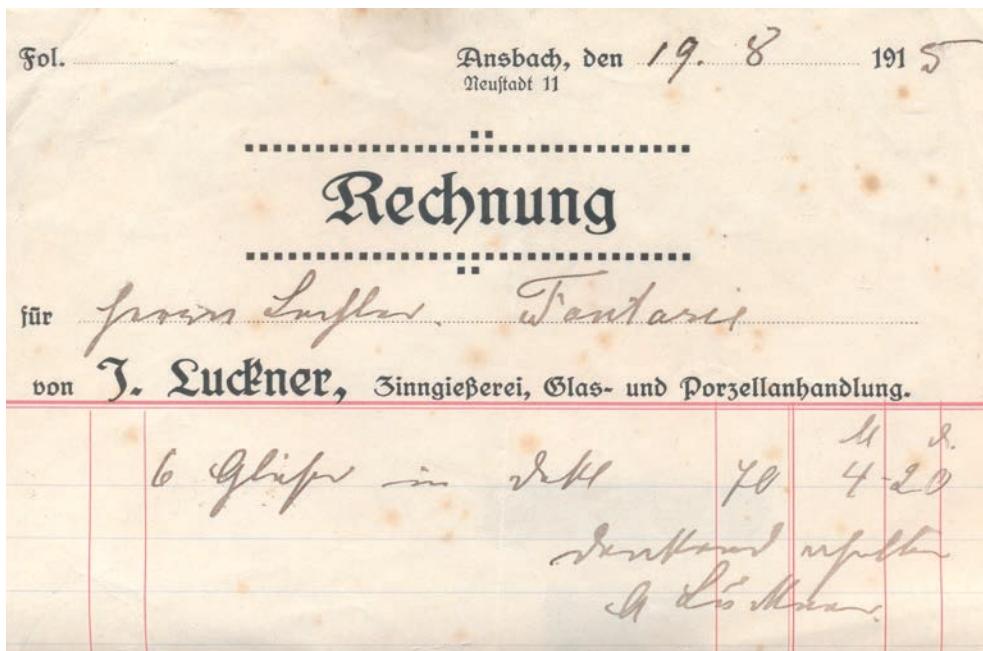


Abb. 2: Rechnungsformular der Zinngießerei Josef Luckner aus dem Jahr 1915.

Archiv Hartmut Schötz.

auch das von den Kaufhäusern vertriebene Billigzinn, das gepresst wird und in keinem Verhältnis zu der gediegenen Handwerksarbeit eines Zinngießers steht.

Der erste Laden der Zinngießerei Göschel befand sich in Ansbach in der Pfarrstraße 3. Im März 1953 wurde ein Bauplan zum Einbruch eines Schaufensterns in die Straßenfassade dieses Hauses gezeichnet. Doch noch vor 1958 übersiedelte Erwin Göschel in die Werkstatt der einstigen Zinngießerei Josef Luckner im Hause Neustadt 11. Von der Pfarrstraße brachte Göschel den Formenschatz der dort vorher bestehenden Zinngießerei Schlosser mit.

Zinngießermeister Josef Luckner stammte aus der Chamer Luckner-Familie, wie übrigens auch der am 9. Juni 1881 in Dresden geborene spätere Seeoffizier Felix Graf

von Luckner. Ende des vorletzten Jahrhunderts ließ sich jener Zinngießermeister Luckner in Ansbach nieder. Überliefert ist, dass er über viele Jahrzehnte bei der Landbevölkerung beschädigtes Zinn abholte oder aufkaufte, um es in seiner Werkstatt zu überholen.

Es kam schon ab und zu einmal vor, dass ein weicher Zinnlöffel abbrach oder ein auf zu heißem Feuer abgestellter Zinteller schmolz. Auch Salzfässer waren noch im vorletzten Jahrhundert aus Zinn gefertigt worden. Nach Jahrzehntelangem Gebrauch konnte es dann und wann passieren, dass das Salz Löcher in den Boden des Gefäßes fraß. Zur Schadensbehebung gab es damals die Möglichkeit, entweder das Fässchen zu löten oder es einzuschmelzen und mittels einer vorhandenen Form ein

neues Salzfass zu gießen. Im Februar 1941 feierte Josef Luckner seinen 90. Geburtstag. Noch danach gravierte er Krüge, Teller und Kannen gestochen scharf. Nach seinem Tod ruhte die Werkstatt kurzfristig,

Hartmut Schötz begann nach seiner Bundeswehrzeit seine Tätigkeit 1981 beim Bezirk Mittelfranken. 1986 wurde er Mitarbeiter des damaligen Bezirksheimatpflegers Dr. Kurt Töpner, mit dem er auch von 1989 bis 2003 die jährlich erschienenen Begleitbände zu den Denkmalprämierungen des Bezirks Mittelfranken zusammenstellte. Seit 1981 schreibt er heimatgeschicht-

bis Erwin Göschel die Räume übernahm. Mit dem Umzug der Werkstatt und ihres Handwerkszeugs ins Markgrafenmuseum ist nun die Ära des Zinngießens in Ansbach wohl endgültig zu Ende gegangen.

liche Beiträge für die „Fränkische Landeszeitung“, das „Frankenland“ sowie weitere Organe. Über die jüngere Geschichte seiner Heimatstadt Ansbach erschienen zahlreiche Buchveröffentlichungen sowie weitere Bände über Dinkelsbühl und Rothenburg o.d.T. Seine Anschrift lautet: Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach, E-Mail: haschoetz@googlemail.com.

BÜCHER ZU FRÄNKISCHEN THEMEN

Hubert Kolling: **Kirchenfeste und religiöse Bräuche in Unterzettlitz**. Mit Beiträgen zu den Themen Friedhof und Beerdigungen, Wallfahrer und Wallfahrten sowie praktiziertes Christentum. Geschichtsfreunde Unterzettlitz (Hrsg.) (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kultur, Bd. 4). Unterzettlitz [Selbstverlag] 2013, ISBN 978-3-00-041109-0. geb., 492 S., 562 s/w u. Farabb., 25,00 Euro (Bestellung unter Tel.Nr. 09573/5032 od. 7457).

Nachdem Hubert Kolling 2012 in der von ihm begründeten Schriftenreihe „Quellen

und Forschungen zur Geschichte und Kultur“ die Festschrift „Die Herz-Jesu-Kapelle in Unterzettlitz (1887–2012)“ veröffentlichte (vgl. die Rez. in FRANKENLAND, Heft 1, 2016, S. 63ff.), legte er 2013 – thematisch dazu passend – das Buch „Kirchenfeste und religiöse Bräuche in Unterzettlitz“ vor, das auch Beiträge zu den Themen Friedhof und Beerdigungen, Wallfahrer und Wallfahrten sowie praktiziertes Christentum enthält. Bei dem Band, dessen Herausgabe erneut in Händen der „Geschichtsfreunde Unterzettlitz e.V.“ lag, stützte sich der Autor zum einen auf Archivalien aus dem Staatsar-

chiv Bamberg, dem Stadtarchiv Bad Staffelstein und dem Gemeinearchiv von Unterzettlitz, zum anderen auf eine Reihe von Interviews, die er mit älteren Dorfbewohnern führte.

Seine Forschungsergebnisse breitet Kolling in acht Kapiteln aus, wobei er den Bogen seiner Darstellung jeweils von der Vergangenheit bis in die Gegenwart schlägt. Im ersten Kapitel schreitet er durchs Jahr und stellt die „Kirchenfeste und religiösen Bräuche“ in ihrer lokalen Ausprägung vor. Zur Sprache kommen hierbei beispielsweise die Sonn- und Feiertage, Ostern, Maiandachten, Pfingsten, Erntedank, Weihnachten und Mariä Lichtmess, ebenso wie das Fest der hl. Erstkommunion, wobei er auch die sogenannten „Erstkommunionbilder“ von den 1930er Jahren bis heute dokumentiert.

Im zweiten Kapitel „Friedhof und Beerdigungen“ widmet sich Kolling den Sterbebräuchen, einschließlich der Kosten, die von der Gemeinde Unterzettlitz zu verschiedenen Zeiten für die Nutzung, Unterhaltung und mehrfache Erweiterung des Staffelsteiner Friedhofs aufzubringen waren. Hierbei gewährt er zugleich tiefe Einblicke in die Aufgaben der „Lokal-Armenpflege Unterzettlitz“, die immer wieder die Kosten zur Beerdigung der Ärmsten zu tragen hatte. In diesem Zusammenhang betrachtet er auch das Totengedenken mit Hilfe von sogenannten Sterbebildern, die er – versehen mit Angaben zu den alten und neuen Häuser-Nummern der Verstorbenen – dokumentiert. Sie sind, ebenso wie die im vierten Kapitel aufgelisteten Todesanzeigen, Nachrufe und Danksagungen eine wertvolle Quelle für weitere Forschungen zur Lokalgeschichte, insbesondere für die einzelnen Familien.

Während sich Kolling im fünften Kapitel mit dem Brauch des „Wallens“ beschäf-

tigt, wobei er einerseits die Unterzettlitz betreffenden Wallfahrer, andererseits die durchs Dorf ziehenden Wallfahrten in den Blick nimmt, wendet er sich im sechsten Kapitel dem „Praktizierten Christentum“ zu, wobei er auch die in den letzten Jahren zahlenmäßig sich sehr stark vergrößernde Gruppe der in Unterzettlitz lebenden Protestanten im Blick hat. Mit dem siebten Kapitel hat er „Das 125-jährige Jubiläum der Herz-Jesu-Kapelle 2012“ mit vielen Einzelheiten für die Nachwelt festgehalten. Das achte Kapitel enthält schließlich das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis, den Nachweis der Abbildungen und den Anmerkungsapparat.

Zu dem gelungenen Werk, das mit einer großen Zahl von Abbildungen illustriert ist, darunter viele zeitgenössische Dokumente wie Quittungen und Rechnungen, kann man dem Autor nur gratulieren und ihm eine möglichst große Leserschaft wünschen. Ohne Zweifel wird der Band mit dazu beitragen, Unterzettlitz in der Region, ebenso wie in der Welt der Wissenschaft und der Kultur weiterhin lebendig zu erhalten.

Manfred Pappenberger

Dieter Fauth: **Wertheim im Nationalsozialismus aus Opferperspektiven. Denkbuch zum Projekt Stolpersteine.** Zell am Main [Verlag Religion & Kultur] 2013, ISBN 978-3-933891-26-6, 764 S., zahlr. Abb. 48,00 Euro.

Seit den 1990er Jahren hat sich das vom Kölner Künstler Gunter Demnig angestoßene Projekt „Stolpersteine“ zum Ziel gesetzt, für Todesopfer des nationalsozialistischen Regimes vor den Häusern, in denen sie gelebt haben, je einen Gedenkstein in Pflastersteingröße zu verlegen. 1992 wurde der erste Stein vor dem Köl-

ner Rathaus in das Pflaster eingelassen. Seitdem haben sich rund 1.200 vor allem deutsche Städte und Gemeinden ein Beispiel daran genommen. Bis heute ist die Anzahl dieser Erinnerungsobjekte auf über 50.000 gewachsen.

Beim Wertheimer Projekt „Stolpersteine“ handelt es sich um eine umfassende bürgerschaftliche Initiative. Von der Stadt Wertheim, zahlreichen Privatpersonen sowie lokalen Stiftungen und Firmen finanziert, will es aller vom NS-Regime verfolgten und ermordeten Bürger Wertheims gedenken, nämlich Behinderten und psychisch Kranken, rassistisch Verfolgten, zu denen neben vielen Juden auch ein Mädchen aus der Volksgruppe der Sinti zählte, sowie politisch und religiös Verfolgten. Diese drei Personengruppen geben auch die Gliederung des im Umfeld dieses Projektes aus der Feder von Dieter Fauth entstandenen voluminösen Buches in drei Hauptteile vor. Der 73 Personen, die während des Nationalsozialismus oder zeitnah dazu in Wertheim mit seinen Stadtteilen und den eingemeindeten Orten lebten, wird außer mit einem sogenannten „Stolperstein“ vor dem Haus ihres letzten Wertheimer Wohnsitzes (Verlegung 2009–2013) auf diese Weise auch mit einem Personenartikel im Gedenkbuch gedacht.

In den ausführlichen Biogrammen, die auf Vorarbeiten und Quellenrecherchen des ehemaligen Wertheimer Stadtarchivars Erich Langguth (* 1923) zurückgehen, werden die familiären Umstände der Opfer detailliert beschrieben, um sie in der Wertheimer Gesellschaft der Kriegs- und Vorkriegszeit verorten zu können. Auf vorbildliche Weise werden die Lebens- und Leidenswege jedes einzelnen Opfers auf der Basis umfassender Archivrecherchen nachgezeichnet, wobei zahlreiches Bild-

material die Lebensläufe auf anschauliche Art ergänzt.

An die Ermordetenlisten von Euthanasieopfern sowie rassistisch verfolgten Wertheimern schließt sich eine Überlebendenliste mit 359 jüdischen Bürgern an, die rechtzeitig (in den meisten Fällen in die USA oder nach Israel) emigrieren konnten. Ein Anhang zu diesem Teil (S. 545–568) vervollständigt die Publikation durch genaue Stammbäume der jüdischen Familien Wertheims des 19. und 20. Jahrhunderts, die den größten Anteil an Opfern des NS-Regimes in der Stadt ausmachten. In einem dritten Teil zieht der Band die Wege ermordeter und überlebender politisch und religiös Andersdenkender nach, die ins Visier der Nazis geraten waren. Auch hier überwog erfreulicherweise die Zahl derer, die die Verfolgung überlebten.

Abgerundet wird der Band durch eine Reihe von Interviews, die der Autor zwischen 2009 und 2011 vor allem mit Zeitzeugen des NS-Regimes führte. Sie vermitteln subjektive und damit besonders lebendige und anschauliche Eindrücke vom Leben in Wertheim der 1930er und 1940er Jahre aus verschiedenen Perspektiven.

Das Gedenkbuch kann für sich nicht nur in Anspruch nehmen, gerade die jüdische Personengeschichte Wertheims des 20. Jahrhunderts in beeindruckender Breite aufgearbeitet und dargestellt zu haben, sondern darüber hinaus – als Ergänzung zu den über die Stadt verteilten, im Boden eingelassenen Messingtafeln – auch der israelitischen Gemeinde der Stadt, aber auch den zahlreichen Verfolgten, Ermordeten sowie Entkommenen unter der christlichen Bevölkerung ein ehrenvolles Denkmal aus Papier und Druckerschwärze gesetzt zu haben.

Andreas Flurschütz da Cruz

Hans Bauer: Goethe: **Franken Wein & Frauen. Ein vergnügliches, aber durchaus lehrreiches Lesebuch.** Dettelbach [Verlag J.H. Röll] 2013, ISBN 978-3-89754-412-3, geb., 368 S. mit zahlreichen s/w u. Farabb., 79,90 Euro.

„Unwirsch war der Herr Geheimrat, wenn's am Steinwein ihm gebrach“, singen noch heute die Würzburger Studenten und künden auf diese Weise von der zum Allgemeinplatz gewordenen Liebe des Dichterfürsten zu Franken und seinem Wein. So lässt sich das vorliegende „Lesebuch“, ganz im Sinne eines nützlichen Florilegums, wirklich „vergnüglich“ lesen, und es ist dabei durchaus „lehrreich“. Denn man erfährt eine Menge über Goethe, den erfahrenen Weinkenner, Vielreisenden und Frauenhelden, wobei der Schwerpunkt auf seine fränkischen Kontakte (außer bei der Damenwelt, bei deren Behandlung ein fränkischer Kontext nicht recht einzuleuchten vermag) gesetzt wird. Wer also an stillen Kaminabenden neben dem Salzgebäck zu seinem Schoppen noch eine anregende Lektüre begehrt, wird mit den Griff zu diesem voluminösen, reich bebilderten und ansprechend gestalteten Band nicht fehlgehen.

Eingebettet in Goethes Liebe und Gedanken zum Wein begrenzt sich das Kapitel über seine fränkischen Weinhändler allerdings auf 16 Seiten, wobei seine Bestellungen in Dettelbach, Kitzingen, Rüdenhausen, Schweinfurt, Würzburg und Mainstockheim die Breite des hiesigen Lieferpektrums für den Weimarer Weinkeller des Dichters herausarbeiten. Dann wendet sich das Werk chronologisch und knapp (10 S.) den Reisen des Dichters durch die fränkische Landschaft zu, um in drei umfangreichen Teilen (107 S.) schließlich seine Besuche in fränkischen Städten, Dör-

fern und Gegenden zu schildern, nicht ohne auf die zeitüblichen Reiseumstände wie Straßen, Verkehr und Gasthäuser einzugehen. In diesem Zusammenhang finden auch einige Persönlichkeiten unserer Region (21 S.), deren Lebensweg den Goethes kreuzte, Erwähnung.

Auf 105 Seiten widmet sich das Buch anschließend Goethes zahlreichen Liebschaften (die bereits an anderer Stelle ausführlich gewürdigt wurden) und dessen verbalisierter Sinnlichkeit, wobei außer der Schilderung seiner Beziehungen zu einzelnen Damen auch seine Sehnsüchte, Lüste und Launen gegenüber dem weiblichen Geschlecht insgesamt beleuchtet werden. Eindeutige fränkische Präferenzen dieses „pirschenden Charmeurs“ lassen sich jedenfalls nicht feststellen. Letzte kurze Kapitel (10 S.) geben noch Hinweise zu Goethes Familie, Wappen sowie seinem Verhältnis zum Tod. Abschließend folgen auf einige sinnvolle, kurz gefasste Bemerkungen zu des Dichters Lebenslauf und Wohnungen, Weinlieferungen sowie Reisen nach dem Verzeichnis von Literatur und Quellen [Reihenfolge!] die Orts- und Personenregister, die die Benutzbarkeit des Buches auch als Nachschlagewerk ermöglichen.

Insgesamt trifft der gewählte Titel das Gebotene ziemlich genau, denn das bunte Kompendium lässt in seinen beiden Hauptteilen des Genussmenschen Goethes fränkische Wein- und Reisebezüge in gleicher Weise wie seinen auf das schöne-re Geschlecht gerichteten großen Appetit aufscheinen und wird in dieser Hinsicht sicherlich Lesefreude bescheren. Ob das Werk, das mit Quellen- und Literaturverzeichnis sowie zahlreichen Fußnoten einen gewissen Anspruch erheben möchte, über Unterhaltung hinaus größere Wirkung in Wissenschaft und literarhistorischer For-

schung erzielen wird, darf u.a. auch wegen der eigenwilligen und gewöhnungsbedürftigen Prinzipien bei der Gestaltung des Anmerkungsapparates wohl bezweifelt werden.

Peter A. Süß

Johannes Wilkes: **Das kleine Frankenbuch. Facetten einer Region.** Cadolzburg (ars vivendi verlag) 2014, ISBN 978-3-86913-409-3, 182 S., 14,90 Euro.

Allnächd – scho widder a Frangn-Buch!
Jou werkli – und ein sehr gut gelungenes! Ein kleines, amüsantes Lesebuch, eine kenntnisreiche und humorvolle Entdeckungsreise durch die drei fränkischen Regierungsbezirke sowie auch durch die Wessenszüge der Franken. Dabei werden neben vielen populären Fakten und Örtlichkeiten eine Fülle an weniger Bekanntem, aber Sehenswertem und Wissenswertem vorgestellt, etwa geographische Gegebenheiten, geschichtliche Ereignisse, kulturell Bemerkenswertes, fesselnde Persönlichkeiten und viele örtliche Eigentümlichkeiten: von der Karstquelle „Bodenloses Loch“ auf der Frankenhöhe über den „fränkischsten aller Flüsse“ bis zu den „Bäumen aus dem Frankenwald“, die Amsterdams Hauptbahnhof die Grundfeste gaben. Wer weiß schon, dass das „Entenhausen“ des Donald Duck das oberfränkische Schwarzenbach widerspiegelt (dank der genialen Micky Maus-Übersetzerin Erika Fuchs).

Ein Mann aus dem Ruhrpott, der in Erlangen als Kinder- und Jugendpsychiater arbeitet und nebenbei Franken erwandert und erradelt hat, erzählt leicht und witzig von den vielen Gesichtern Frankens und der fränkischen Seele. Vielfältige, bekannte und weniger bekannte Mosaiksteinchen fügt er zusammen zu einem liebevollen Gesamtbild Frankens, das Au-

ßenstehenden wie auch Einheimischen viel Interessantes nahe bringt und Lust auf eigene Entdeckungsreisen macht. Überdies stößt der Leser bei den historischen Streifzügen immer wieder auf auch in der Gegenwart Bekanntes. So machte der „Wilde Markgraf“ in Ansbach im 18. Jahrhundert „jede Menge Schulden, um seine Schlösser aufzupolieren“.

Der Autor durchstreift kurzweilig die Landschaften, das kulturelle Schaffen und auch die Geschichte von Karl dem Großen bis zum 2006 eingeführten „Frankentag“. Er singt ein Loblied auf die fränkischen Besonderheiten, auf die fränkische Sprache und auf die fränkischen Spezialitäten, vom Schäufele bis zum Bier und Wein. Viele interessante und auch witzige Details kommen zur Sprache, aber auch die üblichen Stereotypen beispielsweise über die Charakterzüge und Eigentümlichkeiten der Franken. Der Franke ist eben ein „Gewürfelter“, wie schon der Schriftsteller Hans Max von Aufseß meinte: wendig, bodenständig, bescheiden, rebellisch – und spezialisiert auf das „Haar in der Suppe“.

Neben vergnüglichen Anekdoten und hochinteressanten Fakten bringt das Buch auch vieles, was weniger bekannt oder kaum beachtet ist, wenn der Autor beispielsweise eingeht auf die Geschichte der Markgrafen oder des Fränkischen Reichskreises oder wenn er fränkische Erfindungen vorstellt bzw. großartige fränkische Persönlichkeiten. Das gilt auch für den Hinweis auf die zahlreichen großen Filme, die in fränkischen Städten gedreht wurden und internationale Stars nach Franken brachten.

Nicht ausgespart werden auch dunkle Kapitel der fränkischen Geschichte, die Judenpogrome und Hexenprozesse oder der NS-Größenwahn in Nürnberg. Dem stellt der Autor zugleich Beispielhaftes ge-

genüber, etwa die „Erinnerungskultur in Franken“. Imponierend ist der Mut einer fränkischen Bauernfamilie im Landkreis Ansbach, die ein jüdisches Mädchen auf ihrem Bauernhof versteckte und vor dem Holocaust bewahrte. Nach dem Krieg wurde dieses Mädchen (Charlotte Knobloch) dann eine engagierte und herausragende Vertreterin des deutschen Judentums. Tief beeindruckt auch die Geschichte, wie in Ansbach am Ende des Zweiten Weltkriegs ein Schüler seine Stadt beim Einmarsch der Amerikaner vor dem „*Endkampf*“ bewahrte und dafür vom NS-Stadtkommandanten hingemordet wurde.

Alles in allem ist dieses kleine Frankenbuch leicht und schön zu lesen, informativ und anregend. Es stellt die vielfältigen Facetten Frankens in 72 kurzen Kapiteln vor, eine Liebeserklärung an Land und Leute.

Alexander von Papp

Werner P. Binder: Aysch bringt rote Pfaffenhütlein. Literarische Landschaft zwischen Steigerwald und Frankenhöhe. Nürnberg (Bartlmüllner Verlag) 2015, ISBN 978-3-942953-19-1, geb., 533 S., zahlr. Abb., 39,80 Euro.

Die Aufgaben, Bedingungen und Perspektiven der regionalen Literaturforschung sind seit einigen Jahren wieder verstärkt zum Gegenstand literatur- und kulturwissenschaftlicher Forschungsansätze geworden. Die vielgestaltigen und innovativen Zugangsweisen regionaler Fallstudien, kleinräumiger kultureller Topographien oder literarischer Spurensuchen führt dabei immer wieder den traditionellen Bezugsrahmen nationaler Literaturen und Philologien an seine Grenzen, indem man sich mit Autoren und Büchern, literarischen Zirkeln und Vereinen sowie mit lite-

rarischen Orten und Figuren befasst, die als längst verschollen oder zweitrangig eingestuft worden waren. Für die germanistische Mediävistik wurde vor einigen Jahren sogar ein „Lexikon der regionalen Literaturgeschichte des deutschen Mittelalters“ vorgeschlagen; eine Reihe von zeitlich übergreifenden lokalen und regionalen Studien hat sich inzwischen mit dem literarischen und kulturellen Profil bestimmter Räume und Regionen in Deutschland auseinandergesetzt.

Die mit großer Präzision und mit viel Liebe zum Detail recherchierten biographischen und lokalen Skizzen, literarischen Begegnungen und Stippvisiten von Werner P. Binder zwischen Steigerwald und Frankenhöhe sind als ein literatur-archäologisches Projekt zu verstehen und lesen, das man aus guten Gründen als wohl einzigartig bezeichnen kann und das in Zukunft als Standardwerk verwendet werden dürfte. In einer solchen Dichte und Bandbreite ist in den letzten Jahren kaum ein bewusst kleinräumig angelegtes Untersuchungsgebiet durchforstet und vermessen worden. Der Verfasser konzentrierte sich dabei auf den südlichen Steigerwald, den Aischgrund und die nördliche Frankenhöhe; in der Nord-Süd-Ausdehnung reicht das Untersuchungsgebiet vom Maindreieck bis in die alte Reichsstadt Rothenburg.

In zeitlicher Hinsicht spannen die hier versammelten Miniaturen einen weiten Bogen vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Anhand der interessanten Rezeptionsgeschichte des sagenumwobenen Raubritters aus dem Aischgrund, Eppelein von Gailingen, verdeutlicht der Verfasser den bis heute feststellbaren Bekanntheitsgrad einer historischen Persönlichkeit. In anderen Beiträgen geht es um die wenig bekannten Bezüge von Schriftstellern zu den Orten der Region: So kam das Schloss

Frankenberg in den Besitz der weitverzweigten Adelsfamilie Hutten durch die bekannte literarische Fehde ihres berühmtesten Sprosses, Ulrich von Hutten (1488–1523), der als Humanist und Schriftsteller gegen den Herzog von Württemberg zu Felde zog, weil dieser seinen Vetter Hans von Hutten hatte ermorden lassen. Die publizistische Fehde der Jahre 1516/1517 zeigte Wirkung, indem der Kaiser gegen den Herzog die Reichsacht verhängte und ein Rechtsverfahren anstrengte. Mit der Abfindungssumme erwarb die Familie wenige Jahre später die Burg Vorderfrankenbergs, die 1783 an die Freiherrn von Pöllnitz überging. Aus der Reihe zahlreicher ungewöhnlicher Lebensgeschichten soll hier insbesondere auf die aus Nürnberg stammende Schriftstellerin Maria Katharina Stockfleht (um 1634–1692) verwiesen werden, die als erste Frau im Barock einen Roman verfasste, der noch dazu als frühes Zeugnis der weiblichen Emanzipation gilt. Und wer weiß schon, dass eine der ersten Übersetzungen von Goethes berühmtem „Werther“ ins Französische von dem aus Sugenheim stammenden Schriftsteller Karl Siegmund Freiherr von Seckendorff-Aberdar (1744–1785) stammt? Bei seiner Begegnung mit Goethe im Jahre 1808 versicherte Napoleon dem Dichterfürsten, er habe den Werther sieben Mal gelesen. Sein Handexem-

plar, das im Musée Bonaparte in Kairo verwahrt wird, war die Übersetzung Seckendorffs.

Aus der Fülle der Beiträge, die in den Jahren 2005 bis 2012 als Serie in der „Fränkischen Landeszeitung“ und in der „Windsheimer Zeitung“ erschienen sind, ließen sich viele weitere nennen, die bislang interessante literarischen Bezüge thematisieren oder einzelnen Dichterpersönlichkeiten gewidmet sind. Wer sich ausführlich mit Adalbert Stifter, Georg Friedrich Rebmann, Henriette Feuerbach, August Sperl, Paul Heyse, Johann Wolfgang Heydt, Hans Böckler, Max von der Grün und anderen Literaten, Übersetzern oder Buchdruckern beschäftigen will, wer etwas über die erste Koranübersetzung ins Deutsche, das Ende der Gruppe 47 in Marktbreit oder das Knastcamp des Jahres 1969 in Füllersee erfahren will, dem sei die Lektüre dieses umfangreichen Buches empfohlen, das das kulturelle Profil einer Landschaft weiträumig erschließt. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis und ein Register runden den überaus ansprechend ausgestatteten Band ab, der einen außerordentlichen Beitrag zur fränkischen Literaturgeschichte leistet und als Vorbild für andere fränkische und deutsche Regionen dienen sollte.

Johannes Schellakowsky

Eckhard Blüchel

Abschied vom Ehrenvorsitzenden der FRANKENBUND-Gruppe Bayreuth Gerhard Trausch

Die FRANKENBUND-Gruppe Bayreuth musste am 2. Dezember 2016 Abschied von ihrem Ehrenvorsitzenden Gerhard Trausch nehmen, der einem schweren Krebsleiden erlegen ist. Anfang letzten Jahres hatte er den Entschluss gefasst, das Amt des 1. Vorsitzenden der Bayreuther Gruppe aus gesundheitlichen Gründen niederzulegen. Über zwei Jahrzehnte sammelte und pflegte er die vielfältigen Zeugnisse unserer fränkischen Geschichte und Tradition, um sie in Verbindung mit wissenschaftlichen Forschungsergebnissen möglichst vielen Menschen anschaulich und erlebbar weiterzugeben.

Im Jahre 1993 war Gerhard Trausch mit seiner Ehefrau Brigitte dem FRANKENBUND beigetreten. In einem Zeitungsartikel des Nordbayerischen Kuriers Bayreuth kennzeichnete er seine Zeit im FRANKENBUND wie folgt: „*Knapp 20 Jahre habe ich mich nur reingesetzt, habe zugehört, bin mitgefahren bei den Veranstaltungen. Dann habe ich organisiert, den Verein gelebt und geleitet.*“ Hier wage ich zu widersprechen: Das war untertrieben! Denn wie er organisierte, wie er den FRANKENBUND lebte und leitete, war von großer Perfektion und absoluter Professionalität geprägt. Des FRANKENBUNDES Ziel der Pflege fränkischer Kultur und Landeskunde lag ihm besonders am Herzen. Immer wieder wies er die „Frankenbündler“ darauf hin, dass es in einer sich ständig verändernden Welt wichtig sei, gerade auf die örtlichen Wurzeln unseres Lebens hinzuweisen und so ein Heimatbewusstsein zu entwickeln.

Wir alle erinnern uns gerne an die gemeinsame Zeit, die wir mit Gerhard Trausch verbringen durften. Er bedeutete uns unermesslich viel. Als ich ihn im Januar 2016 als 1. Vorsitzender der Bayreuther FRANKENBUND-Gruppe beerben durfte, war es für ihn eine Selbstverständlichkeit den unerfahrenen Nachfolger bezüglich seiner neuen Funktion zunächst einmal zu beruhigen, ihm seine umfassende fachmännische Unterstützung zuzusichern und ein akribisch geordnetes Schriftwesen zu übergeben. Die Weiterpflege der Mitgliederdatei und das Einziehen der Mitgliedsbeiträge ließ er sich als Computerspezialist selbst bis zu seinem Tode nicht nehmen.

Ein Wort des Dichters Heinrich Heine trifft auf Gerhard Trausch im Besonderen zu: „*Jeder einzelne Mensch ist schon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte.*“ Dieses Wort beschreibt den Verlust, den wir beklagen. Gerhard Trausch bedeutete uns eine Welt. Wir alle haben unsere ganz persönlichen Erinnerungen, die uns mit dem Verstorbenen verbinden. Diese Erinnerungen sind heiter und ernst, fröhlich und traurig, bedeutsam oder auf den ersten Blick ein bisschen banal, Jahrzehnte alt oder noch sehr jung. Alle diese Erinnerungen, Anekdoten,



Abb.: Der Ehrenvorsitzende der Gruppe Bayreuth Gerhard Trausch (†).

Erfahrungen zusammen genommen ergäben einen unermesslichen Schatz, ein dickes Buch, das wohl ungeschrieben bleiben wird. Doch wir werden all dies immer in unseren Herzen und Gedanken bewahren und werden oft an Gerhard Trausch zurückdenken. Nach und nach wird uns die Erinnerung Trost spenden und ein Gefühl der Dankbarkeit geben: Wir durften Gerhard Trausch kennen, durften einen wunderbaren Menschen lieben und schätzen und durften seine Hilfe und Zuwendung erfahren.

Wir haben von Gerhard Trausch außerordentlich viel gelernt. Dieses Erbe werden wir auf die eine oder andere Art, besonders innerhalb unseres FRANKENBUNDES, an seine Nachfolger und die Mitglieder weitergeben. So wird Gerhard Trausch im Sinne des Wesens dieser Weltgeschichte, von der Heinrich Heine sprach, fortleben: Sie wird nicht begraben, sondern dient den Nachfahren als lehrreiches Beispiel. Sie überdauert ein Menschenleben, ja ganze Generationen. Doch das, was Gerhard Trausch als Menschen ausmachte, wird die Zeiten überdauern. Er wird bei uns bleiben, wir werden ein Stück von ihm in uns tragen und weiterreichen. Der FRANKENBUND Bayreuth, den er mit seiner Persönlichkeit geprägt hat, hat ihm viel zu verdanken.

Wilhelm Otto Keller

Zum Tode von Dr. Alf Dieterle

Am Morgen des 10. Dezember 2016 starb im Alter von 73 Jahren nach kurzer, schwerer Krankheit der Vorsitzende der FRANKENBUND-Gruppe Miltenberg, Dr. Alf Dieterle, im Kreise seiner Familie. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte der gebürtige Karlsbader mit seiner Familie 1955 schließlich in Gröbenzell bei München eine neue Heimat gefunden. An der Oberrealschule München-Pasing machte er sein Abitur und begann an der Ludwig-Maximilians-Universität ein Studium für das Lehramt an Höheren Schulen in den Fächern Biologie, Chemie und Geographie. 1970/71 verbrachte er einen Studienaufenthalt in Afghanistan. 1973, im Jahr seiner Promotion, kam er als Referendar an das Johannes-Butzbach-Gymnasium Miltenberg. Hier am Untermain fasste er Fuß und gründete eine Familie.

Von Beginn an engagierte er sich auch außerhalb des Schulbetriebs, zunächst im Naturschutz, dann in der Geschichte des Untermains und in der FRANKENBUND-Gruppe Miltenberg, deren Vorsitz er 1997 übernahm. Er war erst der dritte Vorsitzende nach Dr. Hannes Karasek, dem Gründer der Gruppe, und Wilhelm Otto Keller, als dessen 2. Vorsitzender er vorher schon jahrelang amtiert hatte. Alf Dieterle besaß ein breites Interessenspektrum und war ein sehr kenntnisreicher, passionierter Sammler. War er einmal einem Problem auf der Spur, entwickelte er detektivischen Scharfsinn und imposante Schaffenskraft. Mit seinem breitgefächerten Wissen verstand er es, nicht nur die Fahrten, sondern auch Mitgliederversammlungen unterhaltsam und humorvoll zu gestalten und seine Zuhörer mit seinen „Fundsachen“ immer wieder zu verblüffen. Eini-



Abb.: Dr. Alf Dieterle bei einem seiner Besuche im Museum am Marktplatz.

Photo: Anja Keilbach.

ges konnte er der Öffentlichkeit in Ausstellungen des Museums.Stadt.Miltenberg zugänglich machen. „Keramik damals“ hieß zum Beispiel die von Dr. Dieterle konzipierte und bestückte Ausstellung zum 80-jährigen Bestehen der Firma Scheurich Keramik, Kleinheubach, im Jahr 2008.

Zum 60-jährigen Bestehen der Miltenberger Gruppe fand 2005 nicht nur der FRANKENBUND-Bundestag im Alten Rathaus statt. Mit einer von Dr. Dieterle initiierten und organisierten Veröffentlichung zum 500. Geburtstag des 1505 in Miltenberg geborenen, bedeutenden Graecisten Johannes Hartung, zu der er selbst mehrere Beiträge lieferte, stellte die Gruppe Miltenberg einen lange vergessenen großen Franken wieder ins Licht der Öffentlichkeit. Inzwischen führt die Miltenberger Realschule den Namen Johannes-Hartung-Realschule.

Die Förderung der Miltenberger Museen lag Dr. Dieterle sehr am Herzen. So unterstützte der FRANKENBUND zum Beispiel die audiovisuelle Präsentation im Museum.Burg.

Miltenberg mit einem Zuschuss oder den Erwerb eines bisher unbekannten Porträts des Arztes und Chronisten Dr. Christian Winzmann, dessen Biographie Dr. Dieterle erforschte. Dr. Winzmann war zeitweilig auch Besitzer des heutigen Museumshauptgebäudes. In der Vortragreihe „Geschichte statt Stammtisch – aber trotzdem nicht trocken“, die die Volkshochschule Miltenberg zusammen mit dem Museum veranstaltet, referierte Dr. Dieterle regelmäßig.

Sein schweres Leiden trug er mit bewundernswerter Fassung. Pläne für das Jahr 2017 zeigten, dass er dennoch optimistisch in die Zukunft schaute. Die Miltenberger Gruppe des FRANKENBUNDES wird ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

FRANKENBUND ehrt Regierung von Mittelfranken

Die Regierung von Mittelfranken ist langjähriges institutionelles Mitglied des FRANKENBUNDES und tritt daher gemeinsam mit uns für die Ziele unserer Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege ein, nämlich das Verständnis für die kulturelle Entwicklung Frankens zu fördern und die fränkische Eigenart in Sprache und Kunst, Sitte und Brauch zu pflegen. Nun hat Regierungspräsident Dr. Thomas Bauer deshalb aus den Händen des Vorsitzenden der Gruppe Ansbach, Herrn Alexander Biernoth, in dankbarer Würdigung der 20-jährigen Mitgliedschaft eine Urkunde erhalten. Begleitet wurde der Vorsitzende vom Stv. Vorsitzenden Bürgermeister a.D. Dieter Distler und vom Schatzmeister Dieter Amon.

Regierungspräsident Dr. Bauer lobte den FRANKENBUND für seine vielfältigen Aktivitäten, insbesondere auch im Zusammenhang mit der Einrichtung des „Infozen-



Abb.: Bei der Überreichung der Urkunde an die Regierung von Mittelfranken (v.l.n.r.): Dieter Amon, Dr. Thomas Bauer, Alexander Biernoth, Dieter Distler. Photo: Regierung von Mittelfranken.

trums Synagoge Ansbach“ und der Verlegung der „Stolpersteine“. In Anbetracht der sinkenden Mitgliederzahl, die auch vielen anderen Vereinen und Verbänden Sorge bereitet, sicherte Regierungspräsident Dr. Bauer dem FRANKENBUND zu, seine Behörde werde auch weiterhin treues Mitglied des FRANKENBUNDES bleiben. PAS

Fränkische Lebensbilder im Fokus der Reformation – Eine Wanderausstellung des Frankenbundes in Verbindung mit der Reformationsdekade/Luther 2017

Die Wanderausstellung präsentiert Personen aus der Anfangszeit der Reformation, die in Franken lebten, wirkten und Stellung zur neuen Lehre bezogen. Die vorgestellten Biographien geben durch die geschilderten Aktivitäten und persönlichen Standpunkte individualisierte Einblicke in die Ausbreitung und Motive der Reformation.

Die einzelnen Lebensbilder vermitteln auch das eine oder andere Erfolgsrezept der neuen Lehre: die weitläufige Vernetzung ihrer Vorkämpfer, die einen intensiven Austausch über neu erschienene Schriften und Ideen pflegten ebenso wie ihre Mobilität – Eigenschaften, die die gegenwärtige Gesellschaft gerne für sich reklamiert.

Die vielfältige Darstellung der Lebensbilder unterschiedlichster Persönlichkeiten in der Ausstellung ist das Ergebnis eines wissenschaftlich arbeitenden Autorenteams in historischen, theologischen und kunsthistorischen Fachgebieten. Der Bogen der elf Biographien spannt sich von Markgraf Georg dem Frommen über seinen Kanzler Georg Vogler, Lazarus Spengler, Sebastian Hagelstein, Johann Rurer, Johannes Teuschlein, Argula von Grumbach, Primus Truber, Hans Böhm, Caritas Pirckheimer bis hin zum Landpfarrer Georg Hausecker. Neben der Beschreibung eines Epitaphs ist auch die Kleidung der Pfarrer ein Thema.

Informationen zur Ausstellung:

Evelyn Gillmeister-Geisenhof (Bezirksvorsitzende des Frankenbundes für Mittelfranken), gillmeister-geisenhof@gmx.de; Tel.Nr.: 09149/90 86 88; www.frankenbund.de.

Stationen der Ausstellung:

Bad Windsheim

Museum Kirche in Franken

11. März bis 23. April 2017
Di.–So. von 10.00 bis 17.00 Uhr

Rothenburg ob der Tauber

Franziskanerkirche
Mai–Juni 2017

Weißenburg

St. Andreas-Kirche
Juli–August 2017

Niklashausen

Evangelische Kirche
September 2017

Nürnberg

Reformations-Gedächtnis-Kirche
Oktober–Anfang November 2017

Ansbach

Markgrafengymnasium
November 2017–Anfang Januar 2018

Stein

FrauenWerk Stein e.V.
März 2018

Heilsbronn

Münster
April 2018
in Verbindung mit der Reformationsdeka-
de/Luther 2017

Fränkische Lebensbilder im Fokus der Reformation



Edlen Bestrengen und ehrwerten hams
und Amtman zu Roth
Gleich wie ein schönes Blümchen Zart
Vermeidet das Raum aufzangen warf
Also bedeckte Knäblerin Kleine
Durch Lüdtes gemalt hingerissen farr
Was ist die wohl Soltches Lants
Was soll uns bringen über freude
Von Sind du schwarz wach und lasse
Wer hersehn du entzückt haf
Durch Christi blut sindt rein von sünden
Gewaschen und mit Gott verbanden.

Museum Kirche in Franken Bad Windsheim

11. März bis 23. April 2017
Di.–So. von 10.00 bis 17.00 Uhr

Eine Wanderausstellung des Frankenbundes
in Verbindung mit der Reformationsdekade/Luther 2017

Photo: E. Gillmeister-Geisenhof.

6. Fränkischer Thementag am 6. Mai 2017 in Nürnberg: Reformation in Franken

Passend zu unserer Wanderausstellung wird sich der diesjährige Thementag am 6. Mai mit der **Reformation in Franken** befassen. Tagungsort ist Nürnberg – eine Stadt, in der 1525 per Ratsbeschluss die Reformation ein- und durchgeführt wurde. Mit diesem Schritt wurde die Stadt zum Aushängeschild der neuen Lehre, für deren weitere Verbreitung das in der Stadt ansässige und sehr leistungsfähige Druckgewerbe maßgeblich beitrug.

Dem Thema widmet sich die Tagung in gewohnt vielfältiger Weise mit Vorträgen und Führungen durch Nürnberg auf den Spuren der Reformation sowie der Präsentation unserer Wanderausstellung.

Das genaue Programm wie auch das Anmeldeformular finden Sie auf unserer Homepage (www.frankenbund.de) in der Rubrik: aktuell. Gern erteilt die Geschäftsstelle weitere Auskünfte zu dieser Veranstaltung; sie ist zu erreichen unter Tel. Nr. 0931 – 56712 oder info@frankenbund.de.

6. Unterfränkische Regionaltagung am 16. Juni 2017: Mainschiffahrt von Gemünden nach Veitshöchheim mit Aufenthalt in Karlstadt

Abfahrt in Gemünden um 10.00 Uhr an der Schiffsanlegestelle

Ankunft in Veitshöchheim gegen 17.00 Uhr an der Schiffsanlegestelle

9.00 Uhr: Bustransfer von Veitshöchheim nach Gemünden für diejenigen, die in Veitshöchheim parken.

Ca. 17.00 Uhr: Bustransfer von Veitshöchheim nach Gemünden für diejenigen, die in Gemünden parken.

Wieder erwarten Sie ein umfangreiches Programm auf dem Schiff und interessante Führungen in Karlstadt.

Teilnahmegebühr inkl. Schiffahrt, Führungen, Weinprobe und Bustransfer für Mitglieder des Frankenbundes: 30 Euro pro Person, für Nichtmitglieder: 40 Euro pro Person; für Kinder gibt es wie bisher Ermäßigung.

Weitere Informationen sowie das Anmeldeformular finden Sie auf der Homepage des Frankenbundes (www.frankenbund.de) in der Rubrik: aktuell.

Anmeldungen in der Bundesgeschäftsstelle des Frankenbundes unter: 0931 – 567 12, per E-Mail unter: info@frankenbund.de oder per Post an: Frankenbund e. V., Stephanstraße 1, 97070 Würzburg.

Anmeldeschluss: 12. Juni 2017.



Photo: Dr. Axel von Erffa.

Geschichte

Hans Bauer/Hans-Ludwig Oertel

Die „Topographia Tettelbacensis“ des Sigismund Wermerskircher 1602. Historische und literarische Anmerkungen über ein zu Unrecht vernachlässigtes Gedicht (Teil II) 75

Günter Dippold

Alexander von Humboldt und sein fränkisches Erbe 90

Klaus Kastner

Zwei Burgherren in der Fränkischen Alb während des Zweiten Weltkrieges:

Dr. Hans Haunhorst auf Burg Hartenstein und Hermann Göring auf Burg Veldenstein 102

Kunst

Alexander Biernoth

Die katholische Pfarrkirche St. Dionysius in Flachslanden-Virnsberg 115

Kultur

Alexander von Papp

Die „Arisierung“ jüdischen Eigentums in Würzburg. Eine Studie zeigt die erschreckenden und abstoßenden Unmenschlichkeiten 118

Aktuelles

Bernhard Wickl

2017: Doppeljubiläum in Schwabach 121

Bayerische Landesausstellung 2017 in Coburg: „Ritter, Bauern, Lutheraner“ 123

Würzburgs feiert den 150. Geburtstag des berühmten Dichters Max Dauthendey 126

Renate Wolfrum

20. „Oberfränkische Malertage“ 2017 in Lichtenfels 126

Bücher zu fränkischen Themen 128

Frankenbund intern

Bernhard Wickl

Unserem Bundesfreund Hans Wörlein zum 85. Geburtstag 137

Bundesfreund Hartmut Schötz zum Ansbacher Stadtheimatpfleger bestellt 138

Rüdiger Frisch

Bericht über den 6. Fränkischen Thementag „Reformation in Franken“ am 6. Mai 2017 in Nürnberg 138

Neue Gruppenvorsitzende in Miltenberg 141

Die Frankenbund-Gruppe Bamberg hat wieder einen 1. Vorsitzenden 142

Tag der Franken am 2. Juli 2017 142

Wanderung + Orgelvorführung = Orgelwanderung. Ziel am 16. September 2017:

die Wallfahrtskirche auf dem Gügel 143

Oberfränkische Regionalfahrt: Burgen-Schlösser-Dynastien 143

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

– das Bayerische Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,

– den Bezirk Mittelfranken,

– den Bezirk Oberfranken,

– den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Dr. Hans Bauer	Rektor i.R., ehrenamtlicher Heimatpfleger im Lkr. Kitzingen Richard-Wagner-Straße 22, 97318 Kitzingen dr.haba@web.de
Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach biernoth@ansbach.org
Prof. Dr. Günter Dippold	Bezirksheimatpfleger von Oberfranken Brückleinsgraben 1, 96215 Lichtenfels guenter.dippold@uni-bamberg.de
Dr. Ute Feuerbach M.A.	Historikerin, 2. Vorsitzende des Heimatvereins Volkacher Mainschleife e.V. Gründleinstraße 3, 97332 Volkach upia-feuerbach@t-online.de
Dr. habil. Dieter Fauth	Betzengraben 5, 97299 Zell am Main post@dieterfauth.de
Rüdiger Frisch	Studiendirektor i.R. Gerstenweg 34, 90768 Fürth ruediger.frisch@nefkom.net
Prof. Dr. Klaus Kastner	Landgerichtspräsident a.D. Jean-Inselsberger-Str. 13, 90473 Nürnberg kue.kastner@gmx.de
Dr. Hans-Ludwig Oertel	Akademischer Direktor i.R. Schlesierstraße 58, 97340 Marktbreit hloertel@gmail.com
Dr. Alexander von Papp	freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker alexander@vonpapp.de
Manfred Pappenberger	Diplom-Pädagoge Zur Mühle 12, 96129 Strullendorf mpappenberger@yahoo.de
Prof. Dr. Christina Vanja	Archivdirektorin beim Landeswohlfahrtsverband Hessen, Professorin für Neuere Geschichte an der Universität Kassel Fachbereich 05 – Gesellschaftswissenschaften Nora-Platiel-Straße 1, 34127 Kassel christina.vanja@lww-hessen.de
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart Tho.Voit@t-online.de
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach bwickl@franken-online.de
Renate Wolfrum	Schriftführerin des Vereins „Oberfränkische Malertage e.V.“ Kreuzknockhaus Nr. 36, 95355 Presseck wolfrum.guenther@t-online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Hans Bauer/Hans-Ludwig Oertel

Die „Topographia Tettelbacensis“ des Sigismund Wermerskircher 1602

Historische und literarische Anmerkungen
über ein zu Unrecht vernachlässigtes Gedicht (Teil II)

Im März-Heft der Zeitschrift FRANKENLAND erschien der 1. Teil der Untersuchung zum 1602 vom Stadtschwarzacher Pfarrer Sigismund Wermerskircher in perfekten lateinischen Hexametern verfassten Lobpreis der Stadt und der Wallfahrt Dettelbach. Hier folgt nun der 2. Teil dieser literarischen Würdigung des Gedichts.

2. Charakteristik der Stadt Dettelbach des Jahres 1602

2.1 Die Inhalte der Topographia 2.1.1 Die Lage und der Reichtum der Stadt

In überschwenglichen Worten preist der Autor das von ihm offenkundig geliebte und verehrte Dettelbach. Im Jahr 1602 besaß der Ort nun wenig mehr als ein Jahrhundert das Stadt- und Marktrecht. Die Erhebung durch Rudolf von Scherenberg hatte die erhoffte Wirkung gebracht, die Stadt blühte und gedieh, ja, war zu beträchtlichem Wohlstand gelangt. Wermerskircher beschreibt das so (84–104):

84 „Wer könnte übergehen die festen
Türme, welche die wenn auch kleine
Stadt
in anmutiger Reihenfolge von allen
Seiten, ihrer fünfzig,³⁶
umgeben und sie sicher durch dichte
Bewachung schmücken?

- 87 Selbst Städte, die dreimal größer, wirst
du wohl nicht mit mehr Türmen sehen.
Ich will übergehen die mit Wasser ge-
füllten Gräben, die mächtigen Tore
und die prächtigen Gebäude, und
schließlich die wohl gekleideten Bür-
ger,
- 90 reich an Schätzen, welche dank gütiger
Gottheit weithin die Hügel erzeugen,
Hügel, die triefen von muskatigem
Nektar.
Ich selber habe oft staunend gesehen,
wie zu gleicher Zeit
- 93 die Straßen wimmeln von hundert
Pferden und die Stadt widerhallt
von Viergespannen aller Art, die Ge-
spanne beladen
mit wertvollen Gütern und dem Ge-
schenk des Bacchus.
Die weinmächtige Stadt brodelt häu-
fig von großem Menschengedränge,
- 96 sie ist den Schwaben, den Böhmen
und zahlreichen Hessen wohl bekannt.
Und gleichermaßen wird hier am Ort
die segensspendende Ceres mit ver-
schiedenen Früchten gefeiert,
und die Willkommene bringt den Ge-
schmack, so süß wie Ambrosia,
- 99 Ceres, die glänzende Gelage am lan-
gen Tisch feiern lässt,
diese stets so reine Ceres, wie auch das
Trinkwasser und die Luft, die rein ist
und
die Appetit macht, die klar ist und frei
von jeglicher Seuche,

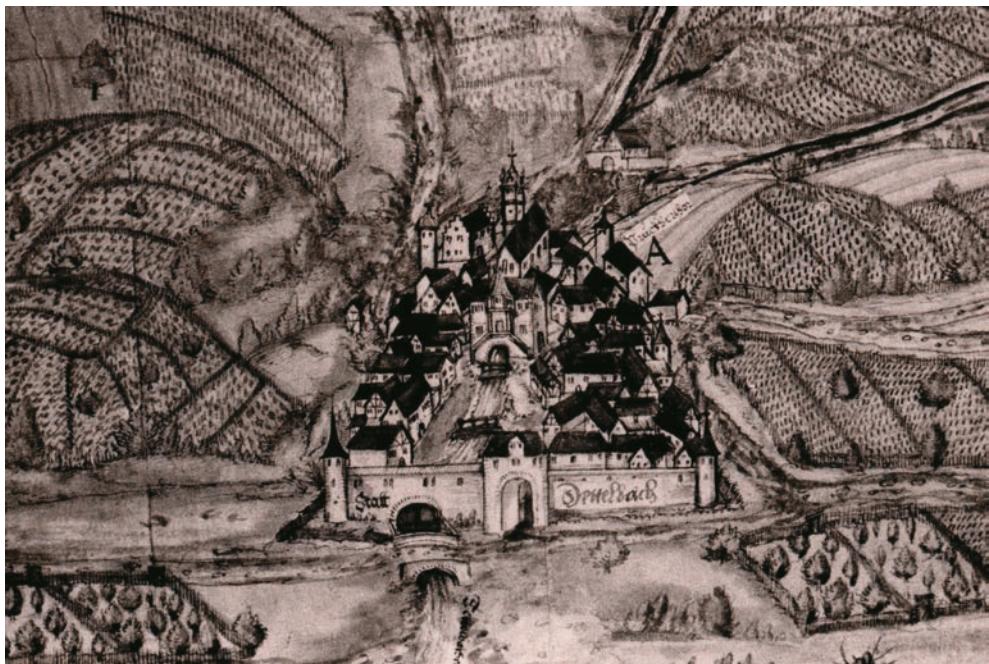


Abb. 5: „Das würzburgische Städtchen Dettelbach“ 1577.

Hauptstaatsarchiv München, Ausschnitt aus Plansammlung 9172.

102 die atmet mit lebendigem Luftzug und gesundem Klima.

Zwar können andere Städte in einzelnen Punkten konkurrieren, aber diese Stadt hier kann sich in allem vergleichen,

denn sie ist berühmt durch Wein, Getreide, Klima, Brunnen und Reichtum.“

Wermerskircher ist beeindruckt von der zum Zeitpunkt des Jahres 1602 rundum geschlossenen Stadtbefestigung. Sie war damals von einem Graben umgeben, der an den ebenen Stellen mit Wasser gefüllt war. Die Türme standen in dichter Reihenfolge nebeneinander. Fünf Stadttore an den wichtigen Ausfallpunkten öffneten und schlossen den Weg in die Stadt. Im Norden lag eine kleine Vorstadt, die „Kühngas-

se“, von mehreren Türmen umgeben und vermutlich mit einem weiteren Stadttor als Vorwerk ausgestattet, wie wir es heute noch am Beispiel der Iphöfer Stadtmauer bewundern können. Insgesamt bot die Umringung wohl wirklich ein eindrucksvolles Bild, das wir heute zumindest teilweise nachempfinden können. Das alles verleitet den Autor zu dem Lobpreis:

„*Maiores triplo videoas non pluribus urbes.*“ (87)

Mehr Türme dürftest du wohl bei dreifach größeren Städten nicht sehen.

Den „Reichtum der Bürger („...cives/Polentes opibus“ [89f.]) begründet der Dichter mit den reichen Erträgen, vor allem der Weinberge. Auf Dettelbacher Gemarkung sind für das Jahr 1599 immerhin 460 Hektar Weinberge nachweisbar; der Vermerk

des Grundbuchs verweist zudem auf 28 Hektar, die damals brach lagen, so dass auf eine maximale Ausdehnung des Weinbaus von annähernd 500 Hektar geschlossen werden kann.³⁷ Wermerskircher lässt nun in seinen Worten die Annahme zu, dass der umfassende Reichtum an Wein zu einem regen Weinhandel geführt habe und zu einem regen Transportverkehr von Weinführwerken und Besuchern aus weiter entfernten Regionen (95f.):

„*Tantis vinipotens crebro urbs concursibus ardet*

Et Svevis, Bojsque et nota frequentibus Hassis.“

Die weinmächtige Stadt brodelt häufig von so großem Menschenauflauf.

Sie ist den Schwaben, den Böhmen und den zahlreichen Hessen wohl bekannt.

2.1.2 Die Pfarrkirche St. Augustinus

Die Dettelbacher Pfarrkirche mit ihren zwei ungleichen Türmen ist noch heute das Wahrzeichen der Stadt. Obwohl der große Turm nur 38 m hoch ist, überragt sie dank ihrer Lage auf einem Hügel die Dächer der Umgebung auf signifikante Weise. Das hat Wermerskircher damals schon als eindrucksvoll empfunden (16–27):

- 16 „Es erhebt sich in himmlische Zonen ein Hügel,
der hoch emporragt durch die Spitze
eines atlasgleichen Turms,
der dem göttlichen Augustinus ge-
weicht ist; ein Hügel,
- 18 von der Stadt dicht bebaut und ge-
adelt durch ihr vornehmstes Gebäude.



Abb. 6: Die Kirche St. Augustinus Dettelbach mit ihren zwei ungleichen Türmen, dem Ostchor (links, 1489–1503) und dem Westchor (1768–1774). Aufnahme um 1940.

Photosammlung Stadtarchiv Dettelbach.

- Diese Kirche, berühmt durch ihren kunstvollen Chor,
ist erbaut der Reihe nach in zehn Rotunden
- 20 und ebenso vielen Altären, die von Gold glänzen.
Sie gewährt viel Licht und glänzt durch zahlreiche Denkmäler,
die Leben, Gesichter und die Generationen der Vorfahren darstellen.
- 23 Sie enthält anschließend daran gemalte Bilder, am Platz für die Bürger,
wo man Gott erkennen und die blutigen Darstellungen seines tränenreichen Todes erfahren kann,
sowie den Triumph über den erlittenen Tod, in der Reihenfolge, in der der Leidensweg in den hl. Schriften dargestellt ist.“

Über die Ausstattung der Pfarrkirche sind wir durch eine Inventarliste, die Julius Echter im Jahre 1613 – auch für die Wallfahrtskirche und die Spitätkapelle Dettelbachs – anlegen ließ, bis ins Detail informiert. Diese Quelle³⁸ beschreibt en détail zwölf Altäre mit all ihren Figuren, Bildern und farbigen Fassungen, erwähnt einen spätromanischen Taufstein, ja sogar einen Palmesel, der bei der Gründonnerstagsprozession durch die Straßen gezogen wurde. Mit den zwölf Flügelaltären besäße Dettelbach heute einen bedeutenden Kunstschatz, denn es waren durchgängig spätgotische Altäre aus der Bauzeit der Kirche (um 1510); die Annahme, dass darunter auch Altäre aus der Nähe oder der weiteren Umgebung Riemenschneiders gewesen sein müssten, ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Sie wurden allerdings bei der Barockisierung des Innenraums 1768 entfernt. Ihr Verbleib bzw. ihr Bestand sind ungewiss, was wohl nie aufgeklärt werden kann. Ein unschätzbar großer Verlust!

Wermerskircher aber setzt ganz andere Schwerpunkte. Die reiche Ausstattung mit Altären erwähnt er nur mit einigen wenigen Worten (20f.):

„...auro fulgentibus aris.

Multa luce favens, monumentis splendida multis...“

...von Altären, die von Gold glänzen.

Sie gewährt viel Licht und glänzt durch zahlreiche Denkmäler...

Viel wichtiger war ihm die ausführliche Würdigung einer Bilderfolge, die als Gesamtzyklus des Leidens und der Auferstehung Jesu 16 Stationen umfasste, die an den Wänden des Langhauses hingen („*Exhibit hinc Tabulas, statio qua Civica, pictas*“ [23]) und die der Autor im Detail beschreibt: Jesu Einzug in Jerusalem – Fußwaschung – Abendmahl – Jesus am Ölberg – Jesus vor Kaiphas – Jesus wird geschlagen – Jesus wird ausgepeitscht – Dornenkrönung – Jesus vor Pilatus – Kreuzaufnahme – Kreuzigung – Kreuzabnahme und Grablegung – Jesus steigt in die Unterwelt – Auferstehung – Himmelfahrt – Pfingstfest. Das Echter'sche Inventar jedoch erwähnt diesen Bilderzyklus mit keiner Silbe und nennt auch die anderen von Wermerskircher erwähnten Denkmäler nicht (21f.):

„...monumentis splendida multis,
quae Patrum vitas referunt vultusque genusque“

...und glänzt durch zahlreiche Denkmäler,

welche die Leben, die Gesichter und die Generationen der Vorfahren darstellen.

Es muss sich wohl um Epitaphien des 16. Jahrhunderts gehandelt haben, die an den Wänden aufgestellt waren oder auf dem Boden lagen, Gedenksteine von Stifterfamilien der Stadt. Dem Inventarschreiber des Fürstbischofs erschienen sie 1613 wohl zu marginal, als dass er sie hät-

te erwähnen wollen, und auch die Tafeln des Bilderzyklus – die wir heute vermutlich, gäbe es sie noch, als wertvolle Kunstgegenstände schätzen – waren ihm nicht wichtig genug. Von dem Bilderzyklus ist nichts mehr vorhanden, und es gibt auch keine Nachrichten über das Aussehen, den Künstler und den Verbleib; vermutlich sind sie ebenfalls bei der Barockisierung der Kirche im 18. Jahrhundert beseitigt worden. Denkbar ist allerdings auch, dass sie schon in den Jahren zwischen der Entstehung des Gedichts 1602 und der Verfassung der Inventarliste 1613 eliminiert wurden, weil sie nicht in das Kunstverständnis Julius Echters passten.³⁹ Die vermuteten Epitaphien jedoch hat es wohl gegeben: Bei einer grundlegenden Umgestaltung des Innenraumes im Jahre 1967⁴⁰ kamen beim Aufbruch des Fußbodens zwei Epitaphien zum Vorschein, von denen das eine die Jahreszahl „1503“ trug, das andere ein Wappen in Form eines Baumstumpfes;⁴¹ man darf wohl davon ausgehen, dass es zwei verbliebene Epitaphien aus jener Reihe sind, die Wermerskircher meinte.

2.1.3 Das Rathaus

1484, als Rudolf von Scherenberg das Dorf Dettelbach zur Stadt erhoben hatte, brachen die Bürger ihr altes Rathaus ab und bauten sich in die Mitte ihres Ortes ein neues und prächtiges Gebäude. Es wurde auf einem Kreuzgewölbe über den Dettelbach gebaut, erhielt im Erdgeschoss eine von acht Säulen gestützte Markthalle, im 1. Obergeschoss den großen Festsaal, im 2. Stockwerk einen kleineren Versammlungsraum, Verwaltungsräume und den repräsentativen Sitzungssaal. Diese großzügige Ausstattung kann die Stadt Dettelbach aus Eigenmitteln nicht gestemmt

haben, so dass hohe Wahrscheinlichkeit besteht, dass Scherenberg einen finanziellen Zuschuss beisteuerte – Julius Echter tat dies ein Jahrhundert später (1609) ähnlich beim Sulzfelder Rathaus. Kurzum: das Dettelbacher Rathaus war zu Zeiten Wermerskirchers ein imponierendes Gebäude, das die Dächer der Umgebung weit übertrug, durch seine Mächtigkeit und seine Ausstattung beeindruckte und in der Region weithin ohne Vergleichsbeispiel war.⁴² Kein Wunder also, dass er es mit der gebührenden Ehrfurcht und mit überhöhenden Prädikaten beschreibt (69–83). In hohem Maße fasziniert ihn der Standort des Rathauses über dem Bach, dessen Hochwässern es bei Unwettern unerschüttert widersteht:⁴³



Abb. 7: Das Dettelbacher Rathaus, Südseite, mit doppelläufiger Freitreppe, Verkündhalle und fünfseitigem Erker mit gotischem Maßwerk. Aufnahme um 1910.

Photosammlung Stadtarchiv Dettelbach.

- 69 „Ein Bach durchschneidet die Mitte der Stadt. Dort steht in der Mitte das sonnenbeschienene Rathaus, mit dreimal zehn Stufen von rechts und ebenso von links, wobei turmatische Zinnen am hohen Himmel glänzen.“
- 72 Es ist geräumig und gewaltig und durchflutet von viel Licht.
Es ist der Schutz der Stadt, eine starke Insel gegen den verfluchten Kriegsgott, gestützt von marmornem Bogen, und es widersteht dem ungestümen Verderben
- 75 durch Winde, Wasser und Stürme. Wenn auch der reißende Bach die Stadt-Mauern vom Berg her unterspülte und alles weithin zum Einsturz brächte und die Türme zu Boden streckte und überall
- 78 gewaltige Trümmer nach sich zöge, so bleibt doch das marpesische (felsenfeste) Rathaus mit unerschütterlicher Mauer bestehen und spottet den geschwollenen Fluten und den erfolglosen Strömungen.
- 81 Die Ratsherrenschaft selbst, gewichtig, klug und rechtskundig, beschäftigt sich mit heißem Bemühen um die Angelegenheiten der Bürger,
- 83 treu der Religion und sehr bedacht auf Gerechtigkeit.“

2.1.4 Bedeutsame Gebäude in der Stadt

2.1.4.1 Der Türmer auf dem Turm

In alter Zeit drohten viele Gefahren, vor allem Feuersnöte, in einer auf so engem Raum zusammengefügten Siedlung mit vielen Fachwerkhäusern und lange Zeit sogar mit Stroh gedeckten Gebäuden. Die Aufgabe des Türmers, der seine Wohnung im obersten Stockwerk des Pfarrkirchturms hatte, war deshalb von allerhöchster

Bedeutung. Im „Eides- und Pflichtenbuch“, das Julius Echter im Jahre 1612 für Dettelbach anlegen ließ und das die Verpflichtungen aller städtischen Beamten und Bediensteten enthält,⁴⁴ ist auch der Aufgabenbereich des Türmers detailliert festgelegt. Er hatte ein „*getreuliches Aufsehen*“ über die Stadt und die gesamte Umgebung zu halten und musste, je nach Gefahr – bei aufziehendem Unwetter, Feuer in der Stadt, sich näherndem feindlichen Reitervolk – mit der Trompete oder mit dem Läuten der Glocken die Bevölkerung aufmerksam machen. Doch auch zu den Gottesdiensten hatte er die Glocken erklingen zu lassen, wie Wermerskircher schreibt (50–55):

- 50 „Der Wächter hochoben auf einem Turm und er bewacht alles weithin, indem er mit der hl. Glocke tönt, an Festtagen außerdem mit der neueren Glocke, welche ihren Namen vom großen Namen der Maria hat.⁴⁵
- 53 Und er bläst auf seinem Signalhorn und begrüßt der Reihe nach die Reiter. Der Turm ist sehr hoch, gebaut aus Quadersteinen, von wo ganz Dettelbach überblickt werden kann und die Felder samt dem Fluss.“

2.1.4.2 Die würzburgische Amtskellerei

In unmittelbarer Nachbarschaft der Pfarrkirche befand sich seit 1484, dem Jahr der Stadterhebung, die Amtskellerei. Sie war in den verbliebenen Gebäuden der ehemaligen Burg der Ritter von Tetilbach untergebracht. Der Amtskeller war in der Regel ein würzburgischer Beamter, der im Auftrag des Fürstbischofs dessen Rechte und Ansprüche in der Stadt und im Stadtrat überwachte. Die Wirtschaftsgebäude der Amtskellerei samt ihren tief-

gründigen Kellern dienten zur Aufnahme der Zehntabgaben, vor allem des Weines (56–57):

56 „Ganz in der Nähe sieht man das hohe Haus des Vaters des Vaterlandes,⁴⁶ welches überfließt von Weizen und Wein oben und unten.“

2.1.4.3 Das Lyzeum und der Marktplatz

Der Autor hat ein weiteres Gedicht der Dettelbacher Schülerschaft gewidmet:

„Accessit Symphonia Oraculorum Christi, in gratiam Studiosae Iuventutis Tettelbacensis“.

Beigefügt ist eine Zusammenstellung von Aussprüchen Christi, gewidmet der studierenden Jugend von Dettelbach (vgl. 1.2).

Der überörtlichen Bedeutung der jungen Stadt und ihres Ansehens im würzburgischen Amtsbereich entsprechend gab es in jenen Jahren eine gut besuchte Schule, in der zunächst Lesen und Schreiben erlernt wurden, aber auch die Grundzüge des Latein Unterrichtsgegenstand waren. Das erwähnte Kircheninventar von 1613⁴⁷ gibt an, dass 70 bis 80 Schüler die Schule besuchen, manchmal sind es weniger, 55 oder 60, „weil sie von den Eltern zum theil uffs Feldt gebraucht wurden“. Es beschreibt sehr anschaulich den Lehrstoff: „Der grösste theil ist deren, so allein Buchstabieren oder lesen lernen; der andertheil geringer, welche die Rudimenta auswendig, auch Coniugiren undt decliniren lernen, undt der noch weniger theil deren, welche die Grammatica ahmfangen außwendig zu lernen, Epistolas Ciceronis zu explicieren, kleine Argumenta ex Germanico in Latinum zu vertiniren, et in Latina lingua einer den anderen zu exerciniren. Es ist aber keiner, der ein Epistel oder Argument sine Vitio vel congruens köndte componiniren.“

Darüber hinaus wird der Stundenplan der Schule beschrieben. Das „Eides- und Pflichtenbuch“ von 1612⁴⁸ präzisiert diese Angaben noch, denn es enthält die gesamte Schulordnung sowie die Pflichten von Schulmeister, Cantor und Locatus.⁴⁹

Wermerskircher versäumt nicht, die Schule zu erwähnen, um die herausgehobene Stellung seiner geliebten Stadt zu unterstreichen. Wo genau sie sich befand, ist unklar, doch lag sie seiner Angabe zufolge in unmittelbarer Nachbarschaft von Amtskellerei und Kirche, oberhalb des Marktplatzes, vermutlich in den oberen Räumen des Kirchnerhauses, das noch heute neben der Kirchentreppe steht (58–60):

58 „An anderer Stelle wimmelt das gelehrt Lyzeum von zahlreicher Schülerschaft, mit traditionellen Studien und altüberbrachter Frömmigkeit. Weiter unten befindet sich der Handelsmarkt und um Waren wird eifrig gefeilscht.“

2.1.4.4 Das Horn'sche Spital

Ein weiteres bedeutsames Gebäude, eine wohltätige Institution, ist Wermerskircher zu Recht eine eigene Erwähnung wert: (61–65)

61 „Jungfräuliche Mutter, für dich steht noch bereit ein zweiter Hügel mit anmutiger Kuppe und einem Hospiz für die Armen, ausgezeichnet durch eine glänzende Kirche. Entflammst von der Liebe zur Vaterstadt, hat ihn einst Hornius bebaut, 64 Hornius, welcher, da er bedeutend an Frömmigkeit und Gelehrsamkeit war, zu Recht gefeiert werden soll mit ewigem Lobgedicht.“

„Hornius“ meint den Stifter des Spitals Dr. Matthias Horn (1460–1534), einen

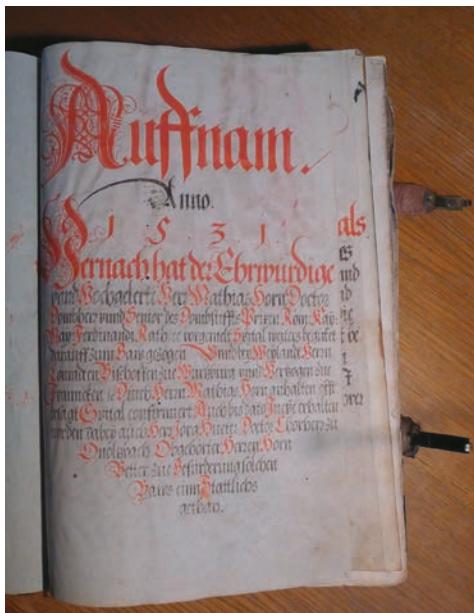


Abb. 8: Titelblatt des Spitalstiftungsbuches 1531 (Stadtarchiv Dettelbach, Band XIII 6 D).

reichen Domherren aus Brixen, dessen Familie aus Dettelbach stammte. Schon die Brüder des Matthias, Dr. Johannes und Dr. Kilian Horn – beide ebenfalls hohe geistliche Würdenträger – hatten 1481 mit dem Bau eines Spitals für Arme und Kranke begonnen, Matthias erweiterte und festigte 1531 diese Stiftung. Das Spital verfügte zu Wermerskirchers Zeit über beträchtlichen Grundbesitz, reiche Zins- und Zehnteneinnahmen, die ein Spitalpfleger im Namen des Stadtrats verwaltete.⁵⁰ Die finanziellen Spielräume des Spitals waren zu jener Zeit so beträchtlich, dass der Spitalpfleger ständig stattliche Beträge zum Bau der neuen Wallfahrtskirche (1608–1614) zuschießen musste – Julius Echter beteiligte sich zwar, hielt sich bei der Finanzierung aber zurück. Dr. Georg Hutter, ein Neffe der Stifter, brachte ebenfalls sein Vermögen in das Spital ein, dar-

unter seine reichhaltige Bibliothek, die zahlreiche Inkunabeln enthielt.⁵¹

Das Spital liegt auf einer kleinen Anhöhe in der westlichen Altstadt. Zur Ausstattung gehörte von Anfang an eine Kapelle, die 1488 sogar Rudolf von Scherenberg höchstpersönlich weihte, was seine besondere Wertschätzung für die junge Stadt belegt. Der Lobpreis Wermerskirchers auf das Spital und seinen Stifter ist also keineswegs übertrieben.

2.2 Die Aussagen der „Topographia“ als historische Quelle

Trotz seiner überhöhenden Schilderung und lobpreisenden Sprache kann die „Topographia Tettelbacensis“ durchaus als zuverlässige historische Quelle gelten. Ihre Aussagen korrespondieren mit anderen Nachweisen und verdichten diese:⁵²

Bedeutsam ist Wermerskirchers Erwähnung der Zahl der Türme in der Stadtmauer, die er mit 50 angibt (85). Er bestätigt annähernd die in den ältesten Stadtchroniken genannte Zahl von 52 Türmen, die anhand der Urkatasterkarte von 1832 nicht zu beweisen sind. Hier lassen sich lediglich 40 Standorte von Türmen nachweisen. Die restlichen 10 oder 12 Türme sind damit ein Hinweis darauf, dass die im Nordwesten gelegene Vorstadt „Kühngasse“ ebenfalls ummauert und mit Türmen gesichert war.

Interessanterweise spricht der Autor bei der Beschreibung der Pfarrkirche und der Türmerwohnung nur von einem Turm: „...die Spitze eines atlasgleichen Turms“ (17) und erwähnt den kleineren Treppenturm nicht. Dieser muss um 1570 entstanden sein, wie Jahreszahlen an einem Fenstergewände (1568) und auf der Treppe (1573) nahelegen. Es ist unklar, warum Wermerskircher das Kurio-

sum der beiden ungleichen Türme nicht erwähnt.

Eine völlig neue Erkenntnis ist die Existenz eines Bilderzyklus des Leidens Christi in der Pfarrkirche. Wermerskirchers Beschreibung ist der einzige Nachweis dafür, denn keine andere Quelle erwähnt ihn.

Der Hinweis auf das „Lyzeum“ verdichtet und ergänzt die Informationen, die andere Quellen, vor allem das Inventar der Echterzeit von 1613, liefern. Zugleich wird die Bedeutung von Schule und Bildung in der Stadt und ihre zentralörtliche Bedeutung zu jener Zeit herausgehoben.

Wermerskircher schildert das angenehme Klima des Maintals, die anmutige Landschaft, aber auch die Fruchtbarkeit des Bodens und die reichen Erträge der Weinberge und zeichnet ein sehr anschauliches Bild der kulturlandschaftlichen Situation. Die herausragende Rolle des Weinbaus, auf die Wermerskircher verweist, ist anhand zeitgleicher Quellen nachweisbar;⁵³ eine neue Erkenntnis jedoch ist seine Schilderung des regen Handels- und Fremdenverkehrs in der Stadt sowie eines überregionalen Weinhandels, der sogar Böhmen, Schwaben und Hessen erfasst.

Das erste Wunder und seine Vorgeschichte erzählt der Autor mit seinen Wörtern, sich auf den Bericht von Trithemius stützend, aber dabei andere Schwerpunkte setzend. Von emotionalem Wert ist die lebhafte Schilderung der Begegnung Lemmerers mit dem bösen Geist, der ihn von seinem Gelübde abbringen will, aber auch sein inbrünstiger Lobpreis Jesu und der Muttergottes vor dem Bildstock. Anschaulich wird die Diskussion mit den Ratsherren im Rathaus geschildert, der rasch ansteigende Strom von Gläubigen beschrieben, vom Bau der ersten Kapelle erzählt; nicht ohne Genugtuung und mit erkennbarer Verehrung gibt der Dichter

ein lebendiges Bild der Besuche Julius Echters vor Ort (386–392):

386 „Wie oft hat sich Julius, der berühmte Vater des Vaterlandes, hierhin begaben, wobei er mit seinem Gebet dem Gotteshaus Glanz verlieh und die Sakramente spendete?“

Wie oft hat der große Herzog unter einer Linde im Schatten der reinen Quelle,

389 die an der Kirche vorbeifließend kühles Wasser herausströmen lässt, im Freien seine Mahlzeit eingenommen?

Diese weihevolle Stätte ist auch von hohen Fürsten und Königen besucht worden,

392 und sie sah erhabene und mächtige Herren.“⁵⁴

3. Die Wunderbeschreibungen

3.1 Die Wunderberichte der Dettelbachwallfahrt im Zusammenhang

Trithemius hat in seiner ersten Bestandsaufnahme der Wundertaten alle Ereignisse beschrieben, die zwischen 1505 und 1510 geschahen, 63 an der Zahl, darunter die am eigenen Leib erfahrene Heilung von einem Halsleiden. Eucharius Sang⁵⁵ übernimmt 17 davon in seine Aufzählung und berichtet über weitere 13 Geschehnisse, die in seiner Zeit als Weihbischof zu vermelden waren. 1642 hat der Franziskanerpater Chrysostomus Beitmiller,⁵⁶ der 1629/30 im Dettelbacher Kloster als Prediger tätig war und später das gleiche Amt in der Oberen Pfarre zu Bamberg wahrnahm, sieben neue Wunder niedergeschrieben, die bis 1641 geschahen. Ein unbekannter Maler⁵⁷ schuf in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts 25 Mirakelbilder; 13 davon zeigen Wunder, die bei Trithemius, drei, die bei Sang erwähnt

sind, darüber hinaus sieben Ereignisse, über die keine schriftlichen Nachrichten erhalten sind und die der Maler also aus eigenem Hörensagen festgehalten hat. Da Groppe⁵⁸ in seinem zweibändigen Werk schließlich zwei Wunder erwähnt (Zu einem unbekannten Zeitpunkt befreit Maria ganz Franken von einer Blatternseuche; 1631 erscheint sie den Schweden bei der Plünderung der Wallfahrtskirche), sind insgesamt 92 Wunder der Dettelbachwallfahrt schriftlich überliefert:

Trithemius: 63,
Sang: 13,
Beitmiller: 7,
Gropp: 2,
Mirakelmaler: 7.

Da das Gedicht von Wermerskircher 1602 erschien, kannte er die Berichte von 63 Wundern bei Trithemius und von weiteren vier Wundern, die bis 1602 geschahen und von Sang 1607 festgehalten wurden. Darüber hinaus ist nicht auszuschließen, ja sogar höchst wahrscheinlich, dass sich weitere wundersame Dinge ereigneten, die der Dichter aus eigenem Erleben erfahren hatte: kurzum eine Fülle an Wissen und Nachrichten, die seine fromme Seele zutiefst beeindrucken mussten.

3.2 Die Aussagen der „Topographia“

Während bei Trithemius die ausführliche Beschreibung der Wunder den Hauptinhalt seines Werkes darstellt, deutet sie Wermerskircher aber nur stichwortartig an:

- 412 „Carmine quis referat Mater quae munera terris
Dividat? Hic vinclis oneratus solvitur illis,
Lumine donatur caecus; pede claudus,
anhelus
 415 *Flamine, ventosus placida Palinurus arena,*

Ipsa licet medio iaceat ratis hausta profundo;

Sensibus insanus; correptus daemone mente;

- 418 *Prole parens; cute sincera scabiosus; aquosus*
Sanguine; contractus vegeta vi; viribus aeger,
Corporis et quis non vigor exoratur ab illa?

- 421 *Et quis non morbus vel pestifer exulat illa?*
Non etiam quos fauce rapax mors hauserat atra
Illius auxilio revocati ad lumina vitae?“

- 412 Wer könnte wohl in einem Lied beschreiben, welche Geschenke die (Gottes)-Mutter auf Erden verteilt? Dieser, mit Fesseln beladen, wird von ihnen gelöst,
 der Blinde mit Augenlicht beschenkt;
 mit dem Gang der Lahme; der Keuchende mit Atemluft,

- 415 der vom Wind umtoste Steuermann mit friedlicher Küste,
 mag auch das Schiff, selbst vollgeschlagen, mitten in tiefem Wasser liegen;
 der Wahnsinnige wird beschenkt mit heilen Sinnen; der vom Teufel Besessene mit neuem Verstand;

- 418 mit einem Nachkommen der Vater;
 der Aussätzige mit reiner Haut;
 der Wassersüchtige mit (neuem) Blut; der Gelähmte mit belebender Stärke; der Kranke mit (neuen) Kräften.

- Ja, welche Lebenskraft könnte von ihr nicht durch Bitten erlangt werden?

- 421 Welche Krankheit oder Seuche wird von ihr nicht vertrieben?
 Sind nicht auch jene, die ein raffgie-

riger Tod in seinem dunklen Rachen schon verschlungen hatte, durch ihre Hilfe in die Lichter des Lebens zurückgerufen worden?

3.3 Die Wunderberichte und die Topographia: ein Vergleich

Wermerskircher hat den ausführlichen Bericht des Trithemius aufgegriffen und fasst ihn knapp und exemplarisch zusammen, wie die Synopse zeigt; der Schwerpunkt seines Gedichts waren ja nicht die Wunderberichte (s. 1.3); darüber hinaus mischen sich in seinen Überblick wohl auch zeitgenössische Ereignisse, von denen er gehört oder die er vielleicht sogar selbst beobachtet hat. Suchen wir nach ausführlichen Parallelen:

„Wer könnte wohl in einem Lied beschreiben, welche Geschenke die (Gottes)-Mutter auf Erden verteilt?“

„Dieser, mit Fesseln beladen, wird von ihnen gelöst“: Trithemius (das 6. Wunder: Valentin Waldsachs von Würzburg wird aus der Gefangenschaft befreit und opfert 100 Pfund Wachs. 21. September 1507); Sang (21. Kapitel: Caspar Braun aus Kitzingen, rechtskräftig wegen Ehebruchs in den Turm verurteilt, entkommt daraus nach Anrufung der Muttergottes. 1602).⁵⁹

„...der Blinde mit Augenlicht beschenkt“: Hierzu ist kein Wunderbericht bei Trithemius oder Sang überliefert.

„...mit dem Gang der Lahme...der Gelähmte mit neuer Stärke“: Trithemius (das Anfangswunder: Nikolaus Lemmerer liegt ein Jahr lang darnieder, wird geheilt und pilgert nach Dettelbach. 1505).

„...der Keuchende mit Atemluft“: Trithemius (das 37. Wunder: Ein Priester wird zweimal von Krankheiten geheilt, einmal von einem Steinleiden, ein anderes Mal vom Asthma. Ohne Jahr).



Abb. 9: Mirakelbild des ersten Wunders.
Photo: Verlag J.H. Röll Dettelbach.

„...der vom Wind umtoste Steuermann mit friedlicher Küste“: Trithemius (das 13. Wunder: Die drei Karlstadter Bürger Martin, Paulus und Konrad befinden sich auf der Rückreise einer Wallfahrt von Santiago de Compostela, geraten in Seenot und werden durch die Hilfe der Dettelbacher Muttergottes gerettet. 1507).

„...der Wahnsinnige mit heilen Sinnen“: Trithemius (das 53. Wunder: Johann, Lehrer aus Obereisenheim, verliert Sprache und Vernunftgebrauch und wird geheilt. 1510).

„...der vom Teufel Besessene mit neuem Verstand“: Trithemius (das 2. Wunder: Ein Sommeracher verspottet drei Frauen, die zum wundertätigen Bildstock pilgern. Die Strafe des Himmels trifft ihn auf der Stelle, und er kann nicht mehr sprechen, nur noch wie ein Stier brüllen. Reumüsig

betet er selbst vor dem Bildstock und wird geheilt. 1505), Sang (18. Kapitel: Anna aus Würzburg war vom Teufel besessen, wird befreit. 1590).

„....mit einem Nachkommen der Vater“: Trithemius (das 22. Wunder: Nikolaus Keller von Wilfritzhausen⁶⁰ kommt mit seiner Frau wegen ihrer glücklich überstandenen Geburtswehen. 5. Juni 1507).

„....der Aussätzige mit reiner Haut“: Trithemius (das 14. Wunder: Elisabeth von Bibergau, eine Weberin, war drei Jahre lang mit den Blattern⁶¹ behaftet, so dass sie nichts als nur ihre Zunge regen konnte, ist deswegen an aller Arznei verzweifelt, verlobt sich mit einem Opfer der hl. Maria nach Dettelbach, darüber sind alle Beschwerden vergangen. 1507).

„....der Wassersüchtige mit (neuem) Blut“: Trithemius (das 8. Wunder: Ein an der Wassersucht schwer erkrankter Knabe wird wieder gesund. 1507).

„....der Kranke wird beschenkt mit (neuen) Kräften, und welcher, der ohne Lebenskraft ist, würde von ihr nicht erhört?“: Trithemius (das 29. Wunder: Der Müller N. Friedrich aus Emersheim⁶² wird von einer schweren Krankheit befreit. 1509).

„Sind nicht auch jene, die ein raffgieriger Tod in seinem dunklen Rachen schon verschlungen hatte, durch ihre Hilfe in die Lichter des Lebens zurückgerufen worden?“: Trithemius (das 4. Wunder: Der sechsjährige Sohn des Konrad Lutanista (Lautenspieler) aus Weyer bei Schweinfurt fällt in einen Brunnen und wird gerettet. 1507); Sang (19. Kapitel: Lorenz, Sohn des Bartholomäus Dulk, Bürgermeister von Effeldorf, stürzt in einen Brunnen, wird für tot gehalten, erwacht nach Anrufung Mariens zu neuem Leben. 1597, Ende September).

Anhang: Gliederung der „Topographia Tettelbacensis“

1–9 PROÖMIUM: Gegenstand des Gedichts: Stadt, Wallfahrtskirche, Wiesen und Gärten.

10–104 ÜBERBLICK ÜBER DIE STADT

10–15 Die Lage am Main.

16–49 St. Augustin, vor allem die 16 Bildtafeln im Langhaus mit der Leidensgeschichte Christi.

50–60 Hoher Turm mit Wächter.

Das Hohe Haus (Amtskellerei).

Das Lyzeum.

Der Marktplatz.

61–65 Das Horn'sche Siechenhaus.

66–68 Ein weiter, ansteigender Platz (die Mainleite?).

69–83 Das Rathaus, das den Fluten des Baches trotzt.

84–96 Die Stadtbefestigungen und die weithin berühmten Weinberge ringsum.

97–104 Der Reichtum an Getreide.

105–428 DIE WALLFAHRTSKIRCHE „MARIA IM SAND“

105–345 Die Entstehung der Wallfahrtskirche.

105–113 Erneutes feierliches Proömium mit Anrufung der Muse.

114–124 Maria beschloss, dort, wo einst ihr Bildstock stand, eine wundertätige Kirche zu errichten.

125–144 Nikolaus Lemmerer wird bei einer Schlägerei am Jakobi-Fest in Melkendorf gelähmt.

145–158 Dem Siechen erscheint im Traum ein Engel: Gelobe eine Kerze dem (dir bekannten) Bildstock in Dettelbach, und Du genesest!

159–185 Nikolaus legt nach reiflicher Überlegung das Gelübde ab und wird umgehend gesund – zum Erstaunen der Nachbarn.

186–193 Nikolaus macht sich so- gleich auf den Weg nach Dettelbach. 194–222 Ein böser Geist stellt sich ihm in den Weg und versucht ihn zurückzuhalten.

223–235 Nikolaus ruft Maria und Jesus an, der Geist verschwindet.

236–243 Er setzt bei Schwarzach über den Main und gelangt zum Bildstock.

244–251 Er wirft sich tief ergriffen davor nieder und stammelt ein Gebet:

252–303 Lobpreis der Gottheiten:

252–272 Dank an Christus, durch dessen Tod er sein Leben zurückerhielt.

273–303 Dank an Maria, die trotz ihrer Trauer Leidenden hilft.

304–312 Traumerscheinung: Lemmerer soll dem Rat in Dettelbach von dem Wunder berichten und die Wachskerze zeigen!

313–325 Ein Teil der Ratsmitglieder belächelt ihn, der bessere Teil glaubt ihm und beschließt den Bau einer Kirche.

326–333 Der Bildstock wird zunehmend besucht, Gelder werden gespendet, die Kirche gebaut.

334–345 Bischof Laurentius gibt seine Zustimmung, die Wallfahrt blüht, Wunder ereignen sich.

346–428 Das Wallfahrtsgeschehen:

346–355 So hat Maria ihren Wohnsitz, mit ihrem nach dem warmen Süden gerichteten Standbild.

356–363 Die Wallfahrer strömen zusammen, in einfacher Kleidung, teils als Büßer.

364–373 Sie lösen Gelübde ein und legen reichlich Weihegaben nieder.

374–385 Der Priester feiert eine Messe, die von Musik begleitet wird.

386–392 Bischof Julius macht häufige Besuche.

393–398 Selbst Ungläubige kommen staunend.

399–411 Für Mariens heilende Wunderkraft zeugen Bilder und andere Votivgaben.

412–423 Wundersame Hilfen durch Maria werden aufgezählt.

424–428 Mögen Hilfe und Trost der Heiligen Mutter erhalten bleiben!

429–459 DIE FRUCHTBARE UMGEUNG VON DETTELBACH

429–434 Einleitung: Die Umgebung soll nur noch kurz beschrieben werden.

435–444 Farbenprächtige Wiesen und Wälder werden von bunten Vögeln belebt.

445–448 Erwähnt werden auch die Blumengärten und die fruchtbaren Obstbäume.

449–454 An den Quellen könnten einst Musen gewohnt haben, die freilich Maria gewichen sind.

455–459 In dieser fruchtbaren Umgebung hat der Dichter selbst vom Wein im Kreise fröhlicher Freunde gekostet.

460–464 EPILOG: Mit dem Blick auf die gesegnete Landschaft, erfüllt von der Liebe zu Maria, schließt der Dichter.

Anmerkungen:

36 Die Zahl der Türme in der Dettelbacher Stadtbefestigung ist umstritten. Denzinger, Johann: Historisch-topographische Beschreibung der

Stadt Dettelbach. Würzburg 1857, S. 67 spricht von 52 Türmen; diese Zahl kommt nur zustande, wenn man die Ummauerung der bis

Dr. Hans Bauer ist ehrenamtlich als Heimatpfleger im Landkreis Kitzingen tätig. Über die Stadtgeschichte Dettelbachs hat er durch die Auswertung originaler Quellen viele neue Erkenntnisse gewinnen können. Durch eine größere Zahl von Publikationen ist er auch der Leserschaft der Frankenaliteratur bekannt, zuletzt durch sein umfassendes Werk: „Mirakelbilder. Die Wunder der Marienwallfahrt nach Dettelbach.“ Seine Anschrift lautet: Richard-Wagner-Straße 22, 97318 Kitzingen, E-Mail: dr.haba@web.de.

Dr. Hans-Ludwig Oertel war am Institut für Klassische Philologie der Universität Würzburg vor allem für die Ausbildung künftiger Latein- und Griechischlehrer zuständig. Er hat Schulausgaben antiker Autoren und fachdidaktische Bücher verfasst; in seinem Ruhestand widmet er sich vor allem lokalgeschichtlichen Themen. Seine Anschrift lautet: Schlesierstraße 58, 97340 Marktbreit, E-Mail: hloertel@gmail.com.

- zum Dreißigjährigen Krieg bestehenden Vorstadt „Kühngasse“ einbezieht. Wermerskircher ist somit der authentischste Zeuge, wenn man seinem Gedicht in diesem Punkt sachliche Korrektheit unterstellt.
- 37 Vgl. Bauer: Dettelbach (wie Anm. 1), S. 61f.
- 38 Diözesanarchiv Würzburg, Dekanat Dettelbach VR 1592–1929 fasc. I: *Inuentarium siue Designatio, vndt Beschaffenheit aller Ornaten, vnd Kirchen Sachen in der Pfarr: Walfahrt: vnd Spittal Kirchen zue Dettelbach. Beschrieben Anno dni 1613.*
- 39 Dass Echter auch in die Gestaltung seiner Bauwerke eingriff, beweist das Beispiel der 1602 noch bestehenden Wallfahrtskapelle: Diese besaß ein Tympanon mit der Darstellung des Jüngsten Gerichts aus der Nähe Riemenschneiders, das Echter beim Bau der großen Wallfahrtskirche entfernen und in die Umfassungsmauer des Wallfahrtshofes einfügen ließ.
- 40 Bericht Mainpost Kitzingen 03.02.1967.
- 41 Das Wappen mit dem Baumstumpf ist auch auf jenem Tympanon zu finden, das im Portal der ersten Wallfahrtskapelle angebracht war (s. Anm. 39). Es befindet sich heute im Riemenschneidersaal des Mainfränkischen Museums Würzburg. Von dem unbekannten Steinmetzen sind weitere Werke in Volkach, Marktbreit und Sommerach (dort: „Die Graue Marter“) bekannt; in der kunsthistorischen Literatur wird er als „Meister des Dettelbacher Tympanons“ bezeichnet. Das Wappen mit dem Baumstumpf könnte auf den damaligen

Pfarrer der Augustinuskirche verweisen. Vgl. Bauer, Hans: Der verschenkte Kunstschatz, in: ders.: Sagen und Geschichten aus Dettelbach. Band I. Dettelbach 2010, S. 39–42.

- 42 Noch heute ist das Dettelbacher Rathaus (rd. 25 m hoch, mit einer Gesamtnutzfläche von mehr als 1.000 qm) eines der bedeutendsten Rathäuser Frankens. Im Landkreis Kitzingen ist es zudem das älteste (Bauzeit 1484–1512). Die baugeschichtliche, kunsthistorische, wirtschaftliche, administrative und rechtliche Geschichte des Rathauses s.: Bauer, Hans: Das Rathaus 1512–2012. 500 Jahre Rathaus Dettelbach. Dettelbacher Kunstmacher Band II. Dettelbach 2012.
- 43 Das Rathaus, scheinbar weit und ungefährdet vom Mainufer entfernt, wurde in der Vergangenheit immer wieder vom Hochwasser des Flusses heimgesucht. Zuletzt im Jahre 1909, als es ein Jahrhunderthochwasser gab, belegten historische Photos, dass auch das Rathaus im Wasser stand. Ursache war der durch das Hochwasser zurückgestaute Dettelbach, über dem es steht, der nicht mehr abfließen konnte und die gesamte Umgebung unter Wasser setzte. Wermerskircher hat aus der mündlichen Überlieferung wohl von dem verheerenden Hochwasser von 1551 gehört oder selbst eines erlebt, das die ganze Stadt in Mitleidenschaft zog, sogar die hinter dem Rathaus am Brücker Tor befindliche Stadtmauer zum Teil unterspülte und einstürzen ließ. Das Rathaus jedoch stand unerschütterlich und „spottet“

- den erfolglosen Strömungen.“ Vgl. Bauer, Hans: Der Main und seine Rolle in der Stadtgeschichte. Dettelbacher Geschichtsblätter Nr. 11. Dettelbach 1976.
- 44 Stadtarchiv [StadtA] Dettelbach, Band II 11 D.
- 45 Von dieser „Ave-Maria-Glocke“, 1490 gegossen, ist heute nur noch ein Bruchstück vorhanden; sie wurde im Zuge der Glockensammelaktionen im 1. Weltkrieg vom Turm geworfen und zerbarst. Die andere hier erwähnte Glocke wurde 1914 abgebaut und eingeschmolzen.
- 46 Gemeint ist der Fürstbischof von Würzburg als Grundherr der Stadt.
- 47 Vgl. Anm. 38.
- 48 Vgl. Anm. 44.
- 49 Der „Locatus“ war ein vom Schulmeister bestellter, „gemieteter“ (*locare* = mieten) Hilfslehrer, nach heutigem Sprachgebrauch ein „Pädagogischer Assistent“.
- 50 Die „Horn’sche Spitalstiftung“ gibt es bis heute; sie unterliegt, wie es Matthias Horn 1531 verfügt hatte, der Aufsicht durch den Stadtrat. Zur Gesamtgeschichte des Dettelbacher Spitals s. Bauer, Hans: Horn und Hutter. Die Geschichte des Spitals Dettelbach. Dettelbacher Kunstmacher Band III. Dettelbach 2014.
- 51 Diese sog. „Spitalbibliothek“ wurde von der Stadt Dettelbach im Jahre 1717 für 160 Gulden an die Universitätsbibliothek Würzburg [UB Wü] verkauft, wo sie heute zu den wertvollsten Beständen gehört. Vgl. dazu Mälzer, Gottfried: Georg Hutter – ein fränkischer Inkunabelnsammler des 16. Jahrhunderts. Stuttgart 1987, S. 411–425.
- 52 Wesentliche Hinweise auf die Gebäude der Stadt und ihre Funktionen gewährt vor allem das Salbuch, das Julius Echter für Dettelbach, 1591 anlegen ließ. StadtA Dettelbach, Band V 19 D.
- 53 Alle Weinlagen mit ihren Anbauflächen sind im Steuerbuch von 1599 erfasst. StadtA Dettelbach, Band XII 1 D.
- 54 Die ausführliche Beschreibung der adeligen Besucher und ihrer Weihegaben: *Inuentarium der Heyligen Wallfarth Kirchen Dettelbach Ao. 1615.* UB Wü, M.ch.f.375 (vgl. Dünninger, Hans: Maria siegt [wie Anm. 6], S. 55).
- 55 Zu den Autoren Trithemius und Sang vgl. 1.1.
- 56 Beitmiller, Chrysostomus: Brunnquell Mariæ Dettelbach, darinn der Ursprung und das Aufnehmen dieser H. Wallfahrt, beschrieben durch F. Chrysostomum Beitmiller Franciscanum, Prediger in unserer lieben Fräwen Pfarr zu Bamberg. Würzburg bei Elias Zinckh anno 1642.
- 57 Bauer, Hans: Mirakelbilder. Die Wunder der Marienwallfahrt nach Dettelbach. Dettelbach 2016, S. 41–44.
- 58 Gropp: *Collectio* (wie Anm. 6), I, S. 38 und II, S. 94.
- 59 Dieses mehr als merkwürdige Wunder – die Jungfrau Maria befreit einen Ehebrecher? – ist sogar auf einem Mirakelbild festgehalten. Das Bild wurde jahrhundertelang wegen seiner unglaublichen Aussage hinter einer anderen Leinwand versteckt und kam erst 1987 bei einer Restaurierung wieder zum Vorschein. S. dazu: Bauer, Hans: Dettelbach. Maria hilft einem Ehebrecher, in: ders.: Das Kitzinger Land. Kostbarkeiten-Denkmäler-Kuriositäten. Band II. Volkach 2007, S. 14–19.
- 60 Der Ortsname existiert nicht. Denkbar ist eine Verballhornung des Namens Wittershausen (Lkr. Bad Kissingen).
- 61 Die „Blattern“, im modernen Sprachgebrauch als „Pocken“, damals als eine Art „Aussatz“ bezeichnet, waren in jenen Zeiten eine unheilbare Plage und wurden als Strafe des Himmels verstanden. Von Mensch zu Mensch durch Tröpfcheninfektion übertragen war diese Seuche seit dem 15. und 16. Jahrhundert weit verbreitet. Der Befallene litt unter hohem Fieber, Schüttelfrost und hässlichem Hautausschlag. In schweren Fällen führte der Krankheitsverlauf zum Tod; in leichteren Fällen ließ die Krankheit nach einigen Wochen nach, deutlich sichtbare Narben auf der Haut blieben zurück. Im 20. Jahrhundert hat man durch gezielte Pockenschutzimpfungen diese Krankheit weitestgehend besiegt.
- 62 Es kann nur Einersheim bei Iphofen, heute Markteinersheim (Lkr. Kitzingen) gemeint sein.

Alexander von Humboldt und sein fränkisches Erbe

Im Juli 1792 betrat der preußische Bergassessor Alexander von Humboldt, aus Berlin über Jena anreisend, erstmals bayreuthisches Gebiet, die Exklave Kaulsdorf an der Saale, nahe Saalfeld. Wenige Tage darauf erreichte er das Amt Lauenstein, und von dort fuhr er weiter Richtung Naila.¹ Ende Februar 1797 verließ der preußische Oberbergrat Alexander von Humboldt Bayreuth in Richtung Jena und kehrte nie mehr zu den Stätten seiner fränkischen Wirksamkeit zurück.²

Gut viereinhalb Jahre währte die fränkische Phase in Humboldts Leben.³ Dabei war er keineswegs die gesamte Zeit über in Franken, sondern nur etwa zwei Drittel jener Jahre und hielt sich hier kein ganzes Jahr am Stück auf. Im Sommer 1792 untersuchte er für knapp ein Vierteljahr die bayreuthischen Bergwerke und Hämmer und stellte im Ansbachischen Studien über eine Porzellanfabrik, eine Saline, ein Vitriolwerk und weitere Einrichtungen an. Schon aufgrund seines mündlichen Berichts, den er dem Leiter des preußischen Bergwesens, dem Minister und Oberbergauptmann Friedrich Anton von Heinitz (1725–1802), erstattete, bestellte ihn der König im September 1792 zum Oberbergmeister für die bayreuthischen Bergbaureviere.⁴

Daraufhin machte er sich sogleich auf königliches bzw. ministerielles Geheiß zu

einer Erkundungsreise nach Bayern auf, wo er die Porzellanmanufaktur Nymphenburg und die Saline Reichenhall in Augenschein zu nehmen hatte; er zog weiter über Hallein und Linz nach Wien, von dort nach Schlesien, um erst im Januar 1793 nach Berlin zurückzukehren.⁵ Nicht vor Ende Mai 1793 trat er in Bayreuth seinen Dienst als Oberbergmeister an. Elf Monate darauf finden wir ihn wieder in Berlin, von wo er als bergmännischer Gutachter die Salzproduktion in Kolberg sowie die Berg- und Hüttenwerke in den von Preußen neu annexierten Regionen Polens besichtigte.⁶

Nach sechs Wochen im Bayreuthischen übernahm er, von Minister Karl August von Hardenberg (1750–1822) beauftragt, diplomatische Aufträge am Mittel- und Niederrhein, in den Niederlanden und Westfalen; ferner besuchte er die Bergwerke in der Grafschaft Altenkirchen im Westerwald, die 1791/92 mit Bayreuth an Preußen gekommen war.⁷ Erst im November 1794 kehrte er ins Bayreuthische zurück, träumte aber längst davon, den Staatsdienst hinter sich zu lassen und zu Forschungsreisen aufzubrechen. „Meine alten Pläne bleiben dieselben; ich nehme in 2 Jahren den Abschied und gehe nach Russland (Sibirien) oder sonst wohin“, hatte er schon im April zuvor geschrieben.⁸

Humboldt blieb, von kurzen Abwesenheiten abgesehen, bis Juli 1795, um dann eine viermonatige Privatreise in die Schweiz, nach Norditalien und in die französischen Alpen zu unternehmen; sein Hauptanliegen war es, „den Zusammenhang des tyrol., Lombardischen und Schwei-

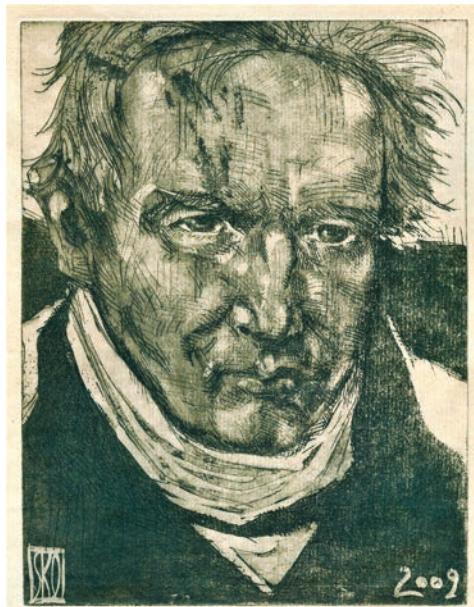


Abb. 1: Alexander von Humboldt. Radierung von Stephan Klenner-Otto (Neudrossenfeld), 2009.

zer Gebirges zu sehen“.⁹ Von Februar bis April 1796 weilte er in Berlin,¹⁰ und im Juli 1796 entsandte ihn Hardenberg zum Befehlshaber der im Südwesten des Reichs stehenden französischen Truppen, um zu erreichen, dass Frankreich die Neutralität der preußischen Territorien achte.¹¹

Von August 1796 an hielt er sich, sieht man von einer kurzen Berlinreise und einer Erkundung der benachbarten Oberpfalz ab, im Bayreuthischen auf. Zum Jahresende schied er aus dem Staatsdienst, um dann, sobald es die Witterungsverhältnisse zuließen, zu seinem Bruder Wilhelm nach Jena zu übersiedeln. Er kam nie wieder nach Franken zurück.

In Franken begegnet uns Humboldt als rastloser Arbeiter, ständig pendelnd zwischen Kaulsdorf, dem Amt Lauenstein, dem Raum um Steben und Naila, Goldkronach und Goldmühl, der Hauptstadt

Bayreuth, Wunsiedel, Schirnding und Arzberg. Die Leistungskraft Humboldts besticht: Reisen, Befahrungen von Gruben, Gespräche mit Bergleuten, Studium archivalischer Quellen, Berichte, private Briefe, wissenschaftliche Experimente und Forschungen auf unterschiedlichen naturkundlichen Feldern, nebenbei Konstruktion einer neuartigen Grubenlampe und eines Beatmungsgeräts.

Humboldts Wirken in Franken

Humboldt war ganz und gar Kind der Aufklärung. Die in diesem Geist agierenden Staatenlenker brauchten das, wofür sie ihn nach Franken entsandten: eine Bestdandsaufnahme. Sie bedurften der Daten wie ein Fisch des Wassers. Statistiken, Karten, Wirtschaftspläne schienen die unverzichtbare Grundlage jedweden staatlichen Handelns.

In jener Zeit galten altes Herkommen und Tradition wenig. Geschätzt war das neue Wissen der Selbstdenker, mochte es bisweilen auch eher papieren sein und in der Praxis nicht immer bestehen. Hauptsache, es las sich rational. Für diesen Geist, der sich bisweilen, bei schwächeren Persönlichkeiten, als Ungeist entpuppte, stand Humboldt.

Minister von Heinitz entsandte mit ihm einen jungen Absolventen der Bergakademie Freiberg, gerade einmal 22 Jahre alt. Ein Berliner kam nach Franken, einer preußischen Beamtenfamilie entstammend, die erst drei Jahrzehnte vor seiner Geburt geadelt worden war, mit einer Mutter aus hugenottischem Geschlecht, aber auch mit schottischen Vorfahren. Er war von erstklassigen Privatlehrern geschult worden, war freilich, weil unterfordert, ein mäßiger Schüler gewesen. Er konnte kein gründliches Studium vorweisen, hat-

te nur in die Universitäten Frankfurt a.d. Oder und Göttingen und die Handelsakademie Hamburg hineingeschnuppert und seine Lehrjahre mit einem halben Jahr an der Bergakademie Freiberg abgeschlossen. In dieser Zeit hatte er sich eigentlich den Wirtschaftswissenschaften und dem Montanwesen gewidmet, sich selbst verstand er vornehmlich als Botaniker.

Heinitz beorderte den in praktischen Fragen wenig erfahrenen, in Gelehrtenkreisen freilich schon respektierten Humboldt nach Franken, und dieser bewährte sich, nicht zuletzt durch seinen stupenden Fleiß, seine rasche Auffassungsgabe, seinen Blick für das Wesentliche und seine Fähigkeit, mit Menschen umzugehen. In entwaffnender Ehrlichkeit schrieb er 1793 seinem engen Freund Johann Carl Freiesleben (1774–1846), der, obwohl jünger, dank familiärer Vorprägung in Freiberg sein Lehrer gewesen war: „Ich trete [in] einen praktisch-bergmännischen Dienst ein, ich der ich vor 2 Jahren von Ihnen noch lernte, was ein Spatgang sei.“¹²

Sein Bericht, den er im September 1792 mündlich erstattete und dann im April 1793 dem Minister in Schriftform vorlegte,¹³ bildete die Grundlage für seine Karriere im preußischen Staatsdienst. „Ich habe mit meinen Grubenberichten so viel Ehre eingelegt, daß ich die alleinige direction des praktischen Bergbaus in den 3 Bergämtern Naila, Wunsiedel und Goldkronach erhalten habe“, schrieb er im August 1792 an Freiesleben.¹⁴ Daneben hatte er in sein Ressort gehörige Einrichtungen in der Provinz Ansbach zu bereisen.

Humboldt reüssierte rasch im Staatsdienst, und darin wollte ihn Heinitz halten, auch über die zwei Jahre hinaus, für die sich Humboldt nach eigenem Bekunden verpflichtet sah. Das Berg- und Hüttenwesen in Schlesien oder in Westfalen

sollte ihm anvertraut werden, doch er schlug die hoch bezahlten Stellen aus, um seinen Traum einer Forschungsreise und freien Wissenschaftlerexistenz zu leben.¹⁵ Durch die Beförderung zum Oberbergrat im Mai 1795¹⁶ gelang es, den in die Ferne Strebenden wenigstens noch für kurze Zeit an die preußische Provinz Bayreuth zu binden.

Den in Freiberg geschulten Humboldt erschütterte, als er das Land bereiste, der schlechte Zustand mancher Bergwerke. Da mag manchmal aufklärerische Geringsschätzung für das Bewährte, aber Unmoderne durchschimmern, dennoch traf die Analyse wohl den Kern. „Was schaurigeres sah ich nie. Ueberall trifft man hier Monamente ehemaliger Größe“, schrieb er im Juni 1793 aus Goldmühl bei Goldkronach.¹⁷ Schon im Herbst zuvor hatte er lediglich den Eisensteinbergbau in Steben als aktiv dargestellt, „mit Zinn, Kupfer und besonders dem Goldkronacher Goldbergbau [...] sieht es bis jetzt noch ärmlich aus.“ Montantechnische Innovationen waren im Bayreuthischen und Ansbachischen nicht ausreichend angekommen: „die gewöhnlichsten [...] Hülfsmittel kennt man nicht.“¹⁸

Die Fachleute, die Praktiker erschienen dem Oberbergmeister rückständig. Mit Blick auf das Vitriolwerk Crailsheim im Ansbachischen bemerkte Humboldt 1793, „die Unwissenheit der dasigen Bergleute [sei] grenzenlos“.¹⁹ Anfang 1794 äußerte er im Rückblick: „Als ich auf Nailaer Refier ankam, fand ich überall Unwissenheit unter dem gemeinen Bergvolke, Vorurtheile von Schürfen, Witterungen p., Unkenntniß der bekanntesten Erze p.“ Um dem Missstand abzuhelpfen, gründete er 1793 in Steben eine Bergschule „für Knaben bis ins 18te Jahre und für Haspelknechte und Lehrhäuer bis ins 26te“. Da es kein geeig-

netes Lehrbuch gab, schrieb Humboldt es kurzerhand selbst.²⁰ Eine weitere Schule, fürs Wunsiedler Revier bestimmt, trat in Arzberg ins Leben.²¹

Humboldt bemühte sich eindringlich, den Goldbergbau um Goldkronach wiederzubeleben und ertragreiche Gruben durch staatliche Investitionen und Hilfen zu fördern. Er suchte nach Erzvorkommen an altbekannten Plätzen und an neuen Stellen. Besonders intensiv forschte er nach Steinkohle; zu diesem Zweck ließ er um Kulmbach, Lanzendorf und Kothigenbiersbach Bohrungen anstellen,²² letztlich ohne Ertrag. Ähnlich erfolglos blieb die Suche nach einer Salzquelle.²³

Ein wesentliches Anliegen, das Humboldts dienstliches Wirken bestimmte, war es, den Menschen ihren Lebensunterhalt zu ermöglichen. Die Humanität, die zeitlebens sein Denken durchdrang, findet sich bereits in seinen fränkischen Jahren. So erklärte er im Januar 1794 seine Anstrengungen um den letzten Endes bescheidenen Bergbau dieser Region: „*Man mißt nach den Schwierigkeiten, die man zu überwinden hat, ein Paar Hundert Bergleuten ihre Existenz zu erhalten, und 2–3000 Kübel werden einem ein so wichtiges Objekt, als andern 30000 Kübel sind.*“²⁴

Wiederholt lenkte er den Blick des Königs besonders auf das Amt Lauenstein: „*Von der Natur stiefmütterlich behandelt, unfähig sein eigenes Bedürfnis an Korn und Fleisch zu befriedigen, kann es sich durch die Industrie seiner Bewohner doch kaum von der Furcht einer allmäßigen Verarmung sichern.*“ Er, Humboldt, sei entschlossen, „*wenigstens von meiner Seite alle Mittel aufzubieten, welche den Wohlstand der dürftigen, aber arbeitsamen hiesigen Volksklasse vermehren kann.*“²⁵ Seinen Versuch, mit Hilfe eines staatlichen Darlehens einen Dachschieferbruch bei Ludwigsstadt wie-

derzubeleben, begründete er zunächst damit, dass dadurch einst „*viele Menschen Unterhalt fanden*“.²⁶

Humboldt bemühte sich um eine wirtschaftliche Ertüchtigung der Porzellanfabrik in Bruckberg bei Ansbach, um, wie er 1793 dem König schrieb, „*einer arbeitsamen Menschenklasse dauerhaft Nahrung zu verschaffen*“.²⁷ Noch eines seiner letzten fränkischen Schreiben, gerichtet an den Bayreuther Kammerpräsidenten Friedrich von Schuckmann (1755–1834) – Humboldt war schon aus dem Staatsdienst geschieden – schließt mit dem Ruf: „*Suchen Sie doch Absaz für unsern Serpentinstein. Das arme Bergvolk!*“²⁸

Humboldts Erfolge

Nicht zuletzt dank seines eingehenden Studiums von Akten des 16. Jahrhunderts,²⁹ aus einer großen Zeit des Goldkronacher Bergbaus, erzielte Humboldt hier rasch Erfolge. Im Januar 1794 konstatierte er für Goldkronach selbstzufrieden: „*Seit 8 Jahren hatte man ehemals mit 14000 f. Zubuße kaum 3000 Ct. gefördert, ich schafe in diesem einen Jahre allein mit 9 Mann 2500 Ct. Golderze, die kaum 700 f. kosten.*“³⁰

Wesentliche Grundlage seiner Arbeit waren jedoch Befahrungen und die Prüfung genommener Proben. Die Befunde entschieden, wie es weitergehen solle. In Steben hielt er es, wie er im Herbst 1794 schrieb, „*für meine Pflicht, den Gruben aufzuhelfen, welche durch Armuth der Gewerken gesunken, aber sich durch Reinheit des Eisensteins auszeichnen*“.³¹ Es war ihm darum zu tun, ertragreiche, wenigstens Ertrag versprechende Gruben zu fördern.

Anderes, was nur Geld zu verschlingen schien, aber keinen dauerhaften Nutzen versprach, galt ihm als stillzulegen. So be-

endete er – nach vier kostspieligen Jahrzehnten – den Betrieb der ansbachischen Saline Gerabronn im Brettachtal.³²

Um Schirnding spornte er durch die Anlage des Carl-Erbstollens private Unternehmer an: Es sei, bemerkte er im März 1795, „die Bergbau- und Schürflust in der Schirndinger Refier aufs höchste gestiegen“. Durch das staatliche Vorbild verbreiteten sich Neuerungen: „Wer die Gruben 1792 befür, wird Vorrichtung des Abbaus und besonders Zimmerung (ehemals das Hauptübel der hiesigen Refier!) gegenwärtig umgewandelt finden.“³³

Ähnlich selbstbewusst schrieb er, daselbe Wort gebrauchend, an den König: „Der Bergbau hiesigen Landes ist seit 2 Jahren umgewandelt.“³⁴ Mehrmals mahnte er den Monarchen, in den Bemühungen fortzufahren, und wiederholt verwies er ihn darauf, „wie reichlich die Gebirge hiesiger Fürstenthümer mit Metallen gesegnet sind, und wie sehr sie daher die landesväterliche Aufmerksamkeit verdienen“.³⁵ König Friedrich Wilhelm II. (reg. 1786–1797), voller Lob für Humboldt, sicherte seine Gunst bereitwillig zu.

In die Zuständigkeit Humboldts fielen auch Fabriken. Von der Reform der staatlichen Porzellanfabrik zu Bruckberg war bereits die Rede. Im Bayreuthischen gab es eine solche Einrichtung beim Dienstantritt Humboldts noch nicht. Er förderte gemeinsam mit dem Amtmann des Amtes Lauenstein die Gründung einer Porzellanfabrik,³⁶ die 1793 der Coburger Kaufmann Johann Friedrich Paul Schmidt und der Veilsdorfer Porzellanfabrikant Georg Christian Friedemann Greiner beantragten. Das grundsätzliche Problem war der Holzunger einer solchen Fabrik, und Humboldt vermittelte geschickt zwischen den forstlichen Interessen und den Not-

wendigkeiten der Fabrikgründer.³⁷ Nicht zuletzt dank seines Wirkens nahm die Fabrik 1794 in Tettau ihren Betrieb auf.

Ebenfalls im Amt Lauenstein begünstigte er die Errichtung einer Stahlfabrik. Er hatte 1795 einen schlesischen Unternehmer für ein solches Projekt interessiert.³⁸ Ende 1796 warb er um Staatshilfe für das wiederzubelebende Blaufarbenwerk in Schauberg im Amt Lauenstein, das Kobalt aus dem nahen Kaulsdorf verarbeitete: „Wenn irgend eine Fabrik in hiesiger Provinz die Unterstützung des Landesherrn verdient, so ist es ohnstreitig die des jüngeren Pensel im Amte Lauenstein.“³⁹

Was von Humboldt blieb

Alexander von Humboldts Wirken im Bayreuthischen blieb in gutem Gedächtnis, und das umso mehr, als er durch seine Amerikareise der Jahre 1799 bis 1804 internationale Berühmtheit erlangte. In Beschreibungen des Bades Steben im 19. Jahrhundert durfte der Hinweis nicht fehlen, dass in dem Ort einst der große Humboldt gewirkt habe.⁴⁰ Doch was ist tatsächlich, an Greifbarem, von Humboldt geblieben?

Alexander von Humboldt starb 1859 hochgeehrt im 90. Lebensjahr, über sechs Jahrzehnte nach seinem Abschied aus Bayreuth. Kurz vor seinem Tod wählte er in einem Brief nach Erlangen für sich selbst die Bezeichnung eines „uralten Oberbergmeisters am Fichtelberge“.⁴¹ Welche Bilanz hätte der „uralte Oberbergmeister“ ziehen können oder müssen? Wie sah es gegen Ende seines Lebens oder kurz danach mit dem aus, woran und wofür er in Franken gearbeitet hatte?

1806 gab es 90 Bergwerke im Fürstentum Bayreuth, in denen insgesamt 404

Arbeiter beschäftigt waren. Von nennenswerter Bedeutung waren lediglich die 77 Eisenbergwerke mit 335 Arbeitern.⁴² In seiner Statistik des Fürstentums Bayreuth vermittelte uns der französische Zivilintendant Camille de Tournon (1778–1833) im Jahr 1809 ein Bild der Bergbauregion, in der im vorherigen Jahrzehnt Humboldt gewirkt hatte. Der Goldbergbau lag am Boden: „Heute sind nur noch ein paar halbverschüttete Stollen vorhanden [...]. Nach Meinung von Fachleuten ist eine Wiederaufnahme der Arbeiten nicht zu befürworten.“

Der Versuch, den Zinnbergbau um Lichtenberg, der im 14. Jahrhundert einen Höhepunkt erlebt hatte, zu erneuern, galt als gescheitert. Tournon notierte 1809: „Der berühmte Humboldt [...] ließ [...] Nachforschungen anstellen, die zwar Erfolg versprachen, wegen Geldmangels jedoch wieder eingestellt wurden.“⁴³

Im Großen und Ganzen sah auch Tournon das Potential, das im fränkischen Boden schlummerte. Wie Humboldt mahnte er, „dass aus mineralogischer Sicht dieses Land größte Aufmerksamkeit verdient und dass der Bergwerksbetrieb von der Regierung voranzutreiben ist. Zwar sind Gold- und Kupfergewinnung nicht sehr vielversprechend, doch es stünden sicherlich hohe Erträge in Aussicht, verstärkte man die Schürfungen nach Zinn, Kupfer, Eisen und Kobalt.“⁴⁴

Das Land, für das Humboldt gearbeitet hatte, kam nach und nach von Preußen an Bayern. 1804 wurde das Amt Lauenstein im Zuge eines bayerisch-preußischen Gebietstausches bayerisch.⁴⁵ 1806 erlangte Bayern das Fürstentum Ansbach, 1810 das Fürstentum Bayreuth mit Kaulsdorf. Auch dem neuen Landesherrn war Bergbau wichtig. Dies hatte sich schon in der Nachbarschaft, etwa im Bambergischen, erwiesen. Ende 1802 hatte der Münchener

Oberbergrat Franz von Baader die neubayerischen Gebiete in Franken besucht.⁴⁶

Der Zustand im Bayreuthischen entsprach 1811 dem, was zwei Jahre zuvor Tournon überlieferte, in der Tendenz aber auch den Gegebenheiten bei Humboldts Dienstantritt: Nur der Eisenbergbau stand in bescheidener Blüte mit 22 Gruben im Amt Lichtenberg und 50 bis 55 im Raum Wunsiedel. Alle anderen Gruben lagen still oder wurden nur in sehr kleinem Umfang betrieben.⁴⁷

Bayern setzte punktuell fort, was Humboldt begonnen hatte. Der 1793 in Angriff genommene und nach dem preußischen König benannte Friedrich-Wilhelm-Stollen unterhalb von Lichtenberg, der mehrere Eisengruben entwässern und dem Abbau von Eisen- und Kupfererz dienen sollte, wurde weitergebaut. 1831 war er abgeschlossen. Doch er brachte nicht das gewünschte Ergebnis. 1857, noch zu Lebzeiten Humboldts, wurde er stillgelegt, um nur im 20. Jahrhundert auf kurze Zeit für den Flussspatabbau wieder geöffnet zu werden.⁴⁸

Der Friedrich-Wilhelm-Stollen ist symptomatisch für die gesamte Entwicklung. Der große bayerische Geologe Carl Wilhelm Gümbel (1823–1898)⁴⁹ stellte 1865 fest, dass „trotz aller Vorsorge und Beihilfe der Regierung zur Hebung des Bergbaus, welche auch nach dem Uebergange dieser Landesteile an die Krone Bayerns nicht aufhörten thätig zu sein, wenige Zechen dauerhaft in Betrieb gehalten werden, andere fristeten mühsam ihren Fortbestand, nur einzelne lieferten noch Ausbeute.“ Eine derartige Ausnahme seien die Eisenerzgruben um Arzberg.⁵⁰

In Goldkronach versuchte der bayerische Staat noch in den 1830er Jahren, den Bergbau zu beleben; 1861 jedoch wurden



Abb. 2: Wirtshaus-Ausleger und Gedenktafel am Haus Bernecker Straße 4 in Goldkronach.

Photo: Günter Dippold.

die Gruben geschlossen, die Bergleute in die Oberpfalz versetzt.⁵¹ Nur in den 1920er Jahren kam es noch zu einem kurzen Aufflackern.⁵²

Bedauernd stellte Gümbel fest, „daß in neuerer Zeit die Fortentwicklung des Berg- und Hüttenwesens in den oberfränkischen Distrikten nicht Schritt halten zu können scheint mit dem raschen Gange, den die Industrie unserer Tage eingeschlagen hat. [...] Die vorkommenden Erzlagerstätten sind an sich nicht bedeutend und großartig; fast alle sind [...] bis zu namhafter Teufe abgebaut, die Gewinnung der Erze in noch größerer Tiefe wird aber vorzüglich wegen theurer Wasserhaltung und Förderung zu kostspielig, um lohnend zu sein.“⁵³

Der Niedergang war um die Jahrhundertmitte, noch zu Lebzeiten Humboldts, bereits weit fortgeschritten. 1852 berichtete der Landrichter von Naila der Regie-

itung von Oberfranken, zwei Bergwerke und zwei Schieferbrüche in seinem Amtsprengel gäben zusammen rund 100 Männern Arbeit, „während sonst gegen 400 Personen Beschäftigung beim Bergbau erhalten haben. Außer obigen Bergwerken gibt es im Landgerichtsbezirke noch 13 Privatbergwerke, die aber fast ganz darniederliegen, weil sie aus Mangel an Mitteln nicht betrieben werden können.“⁵⁴ 1864 lesen wir über den Gerichtsbezirk Naila: „Der Bergbau und die Eisenfabrikation hat seit zwei Jahren aufgehört, das rege Leben in jenen Gegenden ist dadurch erstorben und die Not und der Mangel, welche man früher nicht kannte, hat sich in die meisten Häuser eingeschlichen.“⁵⁵ Auch wenn einzelne Eisenhütten noch länger, bis in die 1870er Jahre, fortbestanden,⁵⁶ war die Tendenz richtig.

Die Eisenhämmer waren bereits vor den Eisengruben zugrunde gegangen – und damit auch die nahen Abnehmer des Erzes. Der nun nötige Transport zu entfernten Eisenhütten machte die ostoberfränkischen Bodenschätze vollends unwirtschaftlich. Verantwortlich für den Untergang der oberfränkischen Hämmer war nicht zuletzt ihr Holzunger, genauer gesagt: ihr immenser Bedarf an Holzkohle. Die bayrische Forstpolitik war stärker als zuvor die bayreuthische und preußische darauf bedacht, die Bestände zu schonen und eingeschlagenes Holz lieber als Handelsware auszuführen denn im Inland als Kohlholz zu verkaufen.⁵⁷ Die Verteuerung des Brennmaterials verhinderte ein Fortbestehen der Hämmer. Das ambitionierteste Werk, der Loewel-Hammer in Marxgrün, ging 1837 in Konkurs,⁵⁸ weitere folgten. Im Amt Lauenstein blies man beim größten Hammer, dem Stieler-Hammer auf dem Falkenstein, 1875 das Feuer aus;⁵⁹ kleinere Werke waren vorangegangen.⁶⁰

Kurzum, in den letzten Lebensjahren

Humboldts oder kurz nach seinem Tod endete infolge größerer wirtschaftlicher Wandlungen – es sei mit Blick auf Goldkronach nur der koloniale Goldbergbau erwähnt –, worum Humboldt sich vor allem bemüht hatte. Es war nur folgerichtig, dass auch seine Bergschule in Steben Anfang 1857 geschlossen wurde. Die beiden letzten Schüler wurden an die Amberg-Schule überwiesen.⁶¹

Die Porzellanfabrik Bruckberg, die Humboldt zu reformieren versucht hatte, ging 1860 in Konkurs und schloss.⁶² Das Vitriolwerk Crailsheim produzierte zuletzt 1802.⁶³ Die von Humboldt so gelobte Blaufarbenfabrik in Schauberg geriet, nicht zuletzt wegen der Absatzkrise während der Napoleonischen Kriege, bald in eine Krise und wurde 1815 vom Eigentümer in eine Porzellanfabrik umgewandelt.⁶⁴ Auch die Stahlfabrik bestand nicht lange.⁶⁵ Lediglich die mit Hilfe Humboldts 1794 gegründete Porzellanfabrik in Tettau existiert bis heute fort.

Auch von den industriellen Unternehmungen der Humboldt-Ära blieb also wenig übrig. Die kriegerischen Wirren des frühen 19. Jahrhunderts, besonders aber weiträumige ökonomische Wandlungen um die Jahrhundertmitte wälzten die ost- und nordoberfränkische Wirtschaftsstruktur um. An Humboldts Lebensabend war von seinem Werk kaum noch etwas lebendig, einige Jahrzehnte später fast nichts mehr, heute eigentlich nur noch die Tettauer Fabrik.

An die Erneuerung des Berg- und Hüttenwesens durch Humboldt erinnert lediglich der als Besucherbergwerk ertüchtigte Friedrich-Wilhelm-Stollen; er ist Zeugnis jener Zeit, als eine neue Blüte sich zu öffnen schien, die aber alsbald verblühte. Eine museale Stätte ist übrig. Humboldts Erbe in Franken? – Fehlanzeige.

Franken im literarischen Erbe Humboldts

Doch schauen wir nicht allein vordergründig aufs Materielle. Wie steht es mit dem immateriellen, dem literarischen Erbe?

Freilich ist auch da der Ertrag spärlich. Der bedeutende Stilist Humboldt hat, abgesehen von amtlichen Berichten,⁶⁶ die mehr das untertägige Franken im Blick haben, und von einem Artikel über das Arzberger Revier,⁶⁷ keine Schilderung seines Wirkungsgebiets hinterlassen. Hätte er doch Franken mit so leuchtenden Farben gemalt, wie er seinem Freund Freiesleben den innig geliebten Bayreuther Leutnant Reinhard von Haeften (1772–1803)⁶⁸ schilderte.

Nur versprengte Wortsplitter lassen uns erahnen, wie er die Gegend wahrnahm. Humboldt sah im Fichtelgebirge – zu dem er auch Steben rechnete – „*ein rauhes, wildes Gebirge*“.⁶⁹ 1792 schrieb er einem Freund: „*Ich wohne auf dem hohen Gebirge in Steben und Arzberg, zweien Dörfern im Fichtelgebirge.*“⁷⁰ „*Auf meinen rauhen Felsenhöhen*“ denke er über ein Buchprojekt nach, schrieb er aus Goldkronach.⁷¹ Von einer „*romantischen Gegend*“ sprach er bei anderer Gelegenheit mit Blick auf das Goldkronacher Revier.⁷²

Lediglich als er 1793 auf der Reise von Erlangen nach Bayreuth seinen Weg über Streitberg nahm, kam er einmal kurz ins Schwärmen: Er sei „*in einer göttlichen Gegend*“.⁷³ Es war dasselbe Jahr, als auch die ebenfalls aus Berlin stammenden Studenten Ludwig Tieck (1773–1853) und Wilhelm Heinrich Wackenroder (1773–1798) das Muggendorfer Gebürg als schön entdeckten,⁷⁴ während noch eine Generation zuvor die nachmalige Fränkische Schweiz Betrachtern als armselig und elend erschienen war.⁷⁵

Das denkbar knappe Zitat Humboldts entfaltete keine Wirkung, anders als die ausschweifenden Landschaftsschilderungen der beiden Erlanger Studenten, die, wenn auch lediglich in Briefen enthalten, heute doch als Beginn der Entdeckung der Fränkischen Schweiz gelten. Humboldt als Gewährsmann für die Schönheit Frankens? – Fehlanzeige.

Resümee und Ausblick

Es bleibt dem östlichen Franken demnach lediglich der Ruhm, dass jemand, der wenig später zur Weltberühmtheit wurde und dessen Name für naturkundliche und geographische Fortschritte steht, einst in unserer Heimat wirkte. Ihn ehren mehrere Gemeinwesen durch Namensgebungen: Grundschulen in Bad Steben und Goldkronach, eine Mittelschule in Marktredwitz, eine Realschule in Bayreuth, eine Rehaklinik in Bad Steben, Gasthäuser in Goldkronach und Arzberg heißen nach dem großen Gelehrten, auch Straßen an vielen Orten.

Oberfranken besitzt nur die Ehre, dass die Vermessung der Welt gleichsam in Fichtelgebirge und Frankenwald ihren Ausgang nahm. Denn sagte nicht Humboldt selbst Ende 1795, wie viel ihm Steben bedeutete: „*Es hat einen so wesentlichen Einfluß auf meine Denkart gehabt, ich habe so große Pläne dort geschmiedet, mich dort so meinen Gefühlen überlassen, daß ich mich auch vor dem Eindrucke fürchte, den es beim Wiedersehen auf mich machen würde. Ich war dort bes. im Winter 1794 und Herbst 93 in so einem immerwährenden Zustand der Spannung, daß ich des Abends nie die Bauerhäuser am Spitzberg in Nebel gehüllt und einzeln erleuchtet sehen konnte, ohne mich der Thränen zu enthalten. Dies-*

seits des Meeres finde ich mir so einen Ort nicht wieder!“⁷⁶

Ist Humboldts fränkisches Erbe, bei hellem Licht betrachtet, spärlich? Das ist wohl nur die halbe Wahrheit. Es lohnt sich, den obigen Befund grundsätzlich zu hinterfragen. Wir Heutigen sind geneigt, die Gegenwart als das Ende der Geschicke zu sehen. Das ist sie aber mutmaßlich nicht.

Wer sagt uns, dass die Bergbaugeschichte Oberfrankens mit den Schließungen von Gruben in den 20er, 40er oder 60er Jahren des 20. Jahrhunderts beendet ist? Lange, selbst Jahrzehnte währende Schließungen gab es auch in der frühen Neuzeit schon.

Wird aber, aufgrund globalwirtschaftlicher Verschiebungen, in unserer Region je wieder Gold, Eisen oder anderes Metall gefördert, dann wird man gewiss auf Humboldt zurückgreifen, auf seine präzise analysierenden Bestandsaufnahmen des späten 18. Jahrhunderts, so wie er auf über 200 Jahre alte Quellen aus dem Plasenburg-Archiv zurückgegriffen hat, um Aufgaben seiner Gegenwart zu lösen.

Die Geschichte Humboldts ist in ihrer Grundsätzlichkeit dazu angetan, sie den heute für unsere Region Verantwortlichen in München und Berlin wieder und wieder vor Augen zu führen. In seiner Entsendung nach Franken zeigte sich die Verantwortung des Landesherrn für einen aus Berliner Sicht abgelegenen Landesteil. Ein hochbegabter, vielversprechender, tatkräftiger und origineller Wissenschaftler – und nicht er allein, sondern auch ein Verwaltungsstratege wie Karl August von Hardenberg,⁷⁷ ein Finanzpolitiker wie Friedrich von Schuckmann oder ein weitblickiger Mediziner wie Johann Gottfried Langermann⁷⁸ – wurden hierher geschickt,

gestützt und gefördert. Er wurde entsandt mit der klaren Zielsetzung, einen wichtigen Wirtschaftszweig zu heben, und er tat seine Pflicht in der Absicht, den hier lebenden Menschen zu helfen.

Was für ein Beispiel! Auch heute brauchte es einen Humboldt – oder gleich mehrere Persönlichkeiten seines Schlags – für diesen Raum: Impulsgeber und Modernisierer mit menschlichem Blick.

Anmerkungen:

- 1 Jahn, Ilse /Lange, Fritz G. (Hrsg.): *Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts 1787–1799*. Berlin 1973 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung 2), S. 201–205.
- 2 Ebd., S. 570f.
- 3 Gute Zusammenschauen bieten Kühnert, Herbert: Einleitung, in: Humboldt, Alexander von: *Über den Zustand des Bergbaus und Hüttenwesens in den Fürstentümern Bayreuth und Ansbach im Jahre 1792*. Bearb. von Herbert Kühnert. Berlin 1959 (Freiberger Forschungshefte D 23), S. 9–72, hier bes. S. 29–63; Welsch, Fritz: Alexander von Humboldt als Bergbaubeamter in den fränkischen Fürstentümern Preußens (1792–1797), in: Strube, Irene /Wüssing, Hans (Hrsg.): *Beiheft zur Schriftenreihe für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin*. Hrsg. zum 60. Geburtstag Gerhard Harigs. Leipzig 1964, S. 226–247; Arnold, Eberhard: Alexander von Humboldt. Bergmann, Naturwissenschaftler und Erfinder im Goldkronacher Revier, in: *Vorträge der 3. Bad Stebener Humboldt-Tage*. Horb am Neckar 1996 (Humboldt-Tage in Bad Steben 2), S. 33–44. Nunmehr grundlegend Holl, Frank /Schulz-Lüppertz, Eberhard: *Ich habe so große Pläne dort geschmiedet...* Alexander von Humboldt in Franken. Gunzenhausen 2012.
- 4 Jahn/Lange: *Jugendbriefe* (wie Anm. 1), S. 209f.
- 5 Ebd., S. 216–230.
- 6 Ebd., S. 338–340.
- 7 Ebd., S. 344–360.
- 8 Ebd., S. 335.
- 9 Ebd., S. 446.
- 10 Ebd., S. 500–507.
- 11 Ebd., S. 514.
- 12 Ebd., S. 250.
- 13 Humboldt: Zustand (wie Anm. 3).
- 14 Jahn/Lange: *Jugendbriefe* (wie Anm. 1), S. 209.
- 15 Ebd., S. 378.
- 16 Ebd., S. 419f.
- 17 Ebd., S. 251.
- 18 Ebd., S. 218.
- 19 Ebd., S. 289.
- 20 Ebd., S. 311. Über die Schule in Steben vgl. Reuter, Lothar: *Aus Alexander v. Humboldts Verwaltungspraxis in Franken*, in: *Sitzungsberichte der Physikalisch-medizinischen Sozietät in Erlangen* 30 (1907, erschienen 1908), S. 135–147, hier S. 136–143; Baumgärtel, Hans: *Die Ausarbeitungen Alexander von Humboldts für den Unterricht an der Bergschule Steben*, in: Strube/Wüssing: *Beiheft* (wie Anm. 3), S. 194–216.
- 21 Kießling, Wilhelm: *Alexander von Humboldt – ein Gast unserer Stadt*, in: *Alexander von Humboldt und das Bergstädtlein Arzberg. Fünf Vorträge über den ehemaligen Bergbau in Arzberg*. Arzberg 1999 (Arzberger Hefte 22), S. 35–57, hier S. 47f.
- 22 Jahn/Lange: *Jugendbriefe* (wie Anm. 1), S. 253, 330f., 345, 369, 407, 526f.

Prof. Dr. Günter Dippold (geb. 1961 in Schney) studierte Geschichte und Volkskunde in Bamberg, Regensburg sowie Erlangen-Nürnberg. Von 1992 bis 1994 leitete er das Deutsche Korbmuseum Michelau, seither ist er Bezirksheimatpfleger und Kulturreferent des Bezirks Oberfranken. Seit 2004 lehrt er als Honorarprofessor an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Er verfasste über 350 Schriften zur fränkischen Landesgeschichte, besonders zu Fragen der Kirchen-, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte. Seine Anschrift lautet: Brückleinsgraben 1, 96215 Lichtenfels, E-Mail: guenter.dippold@uni-bamberg.de.

- 23 Ebd., S. 395.
- 24 Ebd., S. 308.
- 25 Ebd., S. 326.
- 26 Ebd., S. 327.
- 27 Ebd., S. 283.
- 28 Ebd., S. 565.
- 29 Ebd., S. 310: „*Die neu aufgefundenen Akten aus dem 16ten Jahrhundert, die ich mit der größten Mühe studire, haben mich ganz orientirt.*“ Zum Lagerort der Akten S. 212, 383.
- 30 Ebd., S. 310.
- 31 Ebd., S. 389.
- 32 Simon, Theo: Salz und Salzgewinnung im nördlichen Baden-Württemberg. Geologie – Technik – Geschichte. Sigmaringen 1995, S. 195ff.
- 33 Jahn/Lange: Jugendbriefe (wie Anm. 1), S. 412.
- 34 Ebd., S. 413.
- 35 Ebd., S. 432.
- 36 Dees, Karl Otto: Die Geschichte der Porzellanfabrik zu Tettau und die Beziehungen Alexander v. Humboldts zur Porzellanindustrie. Saalfeld 1921, S. 18–23; Heinz, Ludwig: Das Amt Lauenstein (Das ehemalige Amt Lauenstein mit besonderer Berücksichtigung des oberen Tettautales und seines Gewerbes in alter Zeit). Tettau, Kleintettau, Alexanderhütte, Schauberg und Langenau. Nürnberg 1935, S. 148–150; Alexander von Humboldt im Amt Lauenstein 1792. Bergbau und Hüttenwesen. Ludwigsstadt 1992, S. 42f.
- 37 Ferner verfügte Humboldt, dass, obwohl es vom forstlichen Gesichtspunkt aus möglich erschien, die von den Fabrikgründern gewünschte Holzmenge bereitzustellen, dem Fabrikanten weniger zugewiesen werde, „*um nicht künftigen etablissements alle Hoffnung abzuschneiden*“, um also weitere Fabrikgründungen zu ermöglichen. Jahn/Lange: Jugendbriefe (wie Anm. 1), S. 306.
- 38 Ebd., S. 395–398.
- 39 Ebd., S. 556.
- 40 Beispielsweise Klinger, Ernst: Bad Steben, seine Umgebung u. seine Heilmittel mit diätetischen Anleitungen zum Gebrauch für Curgäste. Bayreuth 1866, S. 4.
- 41 Zit. nach Holl/Schulz-Lüpertz: Große Pläne (wie Anm. 3), S. 150.
- 42 Tournon, Camille de: Statistik der Provinz Bayreuth 1809. Übersetzt von Bettina Schiller. Bayreuth 2002, S. 116.
- 43 Ebd., S. 113.
- 44 Ebd., S. 115.
- 45 Demattio, Helmut: Kronach. Der Altlandkreis. München 1998 (Historischer Atlas von Bayern, Teil Franken, I, 32), S. 528; Dippold, Günter: Der Umbruch von 1802/04 im Fürstentum Bamberg, in: Baumgärtel-Fleischmann, Renate (Hrsg.): Bamberg wird bayrisch. Die Säkularisation des Hochstifts Bamberg 1802/03. Bamberg 2003, S. 21–50, hier S. 41.
- 46 Erwähnt ebd., S. 42.
- 47 Staatsarchiv Bamberg [StA Ba], K 3 H, Nr. 309a, fol. 7v.
- 48 Rost, Werner: Der Friedrich-Wilhelm-Stollen bei Lichtenberg. Vor 200 Jahren auf Betreiben von Alexander von Humboldt gegründet, in: Vorträge der 3. Bad Stebener Humboldt-Tage. Horb am Neckar 1996 (Humboldt-Tage in Bad Steben 2), S. 113–126.
- 49 Über ihn Sperling, Thomas (Hrsg.): Carl Wilhelm von Gümbel (1823–1898). Leben und Werk des bedeutendsten Geologen Bayerns. München 2001.
- 50 Gümbel, Carl Wilhelm: Berg- und Hüttenwesen, in: Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. Bd. 3: Oberfranken. Mittelfranken. München 1865, S. 435–444, hier S. 438.
- 51 Göbel, Jana/Peterek, Andreas/Weber, Birgit: In der Erde, da steckt das Gold – Auf historischer Schatzsuche, in: Dippold, Günter/Christoph, Barbara (Hrsg.): ERDE. Begleitbuch zur Ausstellungsinitiative des Bezirks Oberfranken. Bayreuth 2011, S. 89–112, hier S. 101, 103.
- 52 Ebd., S. 103.
- 53 Gümbel: Berg- und Hüttenwesen (wie Anm. 50), S. 439f.
- 54 StA Ba, K 3 Präs.reg., Nr. 167.
- 55 Reichel, Wilhelm: Topographie und Ethnographie des Königl. Gerichtsbezirkes Naila. Hof 1864, S. 134.
- 56 Blechschmidt, Dieter: Von der Köhlerei im östlichen Frankenwald, in: Archiv für Geschichte von Oberfranken [AGOfr.] 88 (2008), S. 143–185, hier S. 178f.
- 57 Ebd., S. 173–178.
- 58 Ebd., S. 178 mit Anm. 116.
- 59 Alexander von Humboldt im Amt Lauenstein (wie Anm. 36), S. 30.
- 60 Ebd., S. 33, 38.
- 61 <http://geschichte-steben.de/themen/bergbaugeschichte/bergbauschule.html> (Zugriff 22.7. 2013).

- 62 Bayer, Adolf: Ansbacher Porzellan. 2. Aufl. Braunschweig 1959 (Bibliothek der Kunst. und Antiquitätenfreunde 41), S. 187f.
- 63 Jacob, Stefan: Chemische Vor- und Frühindustrie in Franken. Die vorindustrielle Produktion wichtiger Chemikalien und die Anfänge der chemischen Industrie in fränkischen Territorien des 17., 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Düsseldorf 1968 (Technikgeschichte in Einzeldarstellungen 9), S. 139.
- 64 Heinz: Amt Lauenstein (wie Anm. 36), S. 142–144; Jacob: Frühindustrie (wie Anm. 63), S. 177; Alexander von Humboldt im Amt Lauenstein (wie Anm. 36), S. 45. – Noch 1808 notierte ein Beamter: „Das Blauwerk zu Schauberg, Landgerichts Lauenstein erhielt starke Bestellungen nach Holland.“ StA Ba, K 3 H, Nr. 304, Generalkommissariat, 27.2.1808.
- 65 Noch 1811 berichtet der Landrichter von Ludwigsstadt über zwei Stahlhütten in seinem Amtssprengel, die „auf mehrere Tausend Cntr. theils für das Inn- theils für das Ausland Bestellung“ hätten. StA Ba, K 3 H, Nr. 318, Ludwigsstadt.
- 66 Humboldt: Zustand (wie Anm. 3); Hein, Wolfgang-Hagen/Arnold, Eberhard/Zürn, Fritz: Alexander von Humboldts Generalbefährungsberichte der fränkischen Gruben im Jahre 1795, in: AGOfr. 72 (1992), S. 343–398; 73 (1993), S. 147–171.
- 67 Aus einem Briefe des Hr. v. Humboldt zu Arzberg am Fichtelgebirge, in: Bergmännisches Journal 5, 2 (1792), S. 74–79.
- 68 Jahn/Lange: Jugendbriefe (wie Anm. 1), S. 378f. Zu Haeften vgl. Suckow, Christian: Der Oberbergrat privat: Freundschaften Alexander von Humboldts in seinen fränkischen Jahren. Berlin 1993 (Berliner Manuskripte zur Alexander-von-Humboldt-Forschung 6), S. 17–28.
- 69 Jahn/Lange: Jugendbriefe (wie Anm. 1), S. 308.
- 70 Ebd., S. 209.
- 71 Ebd., S. 371.
- 72 Ebd., S. 251.
- 73 Ebd., S. 281.
- 74 Wackenroder, Wilhelm Heinrich: Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 2. Hrsg. von Richard Littlejohns. Heidelberg 1991; Die Entdeckung der Fränkischen Schweiz durch die Romantiker. Forchheim 1994.
- 75 So bei Gercken, Philipp Wilhelm: Reisen durch Schwaben, Baieren, die angränzende Schweiz, die Rheinische Provinzen und an der Mosel etc. in den Jahren 1779–1783, nebst Nachrichten von Bibliotheken, Handschriften, Archiven, Röm. Alterthümern, Polit. Verfassung, Landwirthschaft und Landesprodukten, Fabriken, Manufacturen, Sitten, Kleidertrachten, Sprache etc. II. Theil. Stendal 1784, S. 405: „Die ganze Gegend ist höchst elend und armselig“; „traurig und elend die Schöpfung des Grund und Bodens“; „diese traurige Gegend“; „elende[r] Strich Landes“.
- 76 Jahn/Lange: Jugendbriefe (wie Anm. 1), S. 474.
- 77 Hartung, Fritz: Hardenberg und die preußische Verwaltung in Ansbach-Bayreuth von 1792 bis 1806. Tübingen 1906; Endres, Rudolf: Die „Ära Hardenberg“ in Franken, in: Schmidt, Roderich (Hrsg.): Bayreuth und die Hohenzollern vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende des Alten Reiches. Ebsdorfergrund 1992, S. 177–200; Beisbart, Helmut: Hardenbergs fränkische Jahre oder der steinige Weg der Reformen. Ein fast vergessenes Kapitel fränkischer Geschichte, in: AGOfr. 88 (2008), S. 119–142.
- 78 Weiss, Hermann F.: Friedrich von Hardenberg und Johann Gottfried Langermann, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 117 (1998), S. 173–188.

Zwei Burgherren in der Fränkischen Alb während des Zweiten Weltkrieges: Dr. Hans Haunhorst auf Burg Hartenstein und Hermann Göring auf Burg Veldenstein¹

Die Burgen Veldenstein und Hartenstein sind Gegenstand der folgenden (zeit-)geschichtlichen Betrachtungen: Beide Burgen, vielbesuchte Wanderziele und zugleich historische Monuments in der Hersbrucker Alb, sind knapp 5 km Luftlinie voneinander entfernt. Veldenstein liegt auf etwa 450 Meter über Meereshöhe, Hartenstein etwas höher auf etwa 550 Meter.

Die eine Burg, nämlich Veldenstein, ist mehr eine Talburg oberhalb von Neuhaus an der Pegnitz, die andere, Hartenstein, ist eigentlich nur noch der Rest einer sogenannten Höhenburg. Beide Burgen sind aus dem Mittelalter nur ruinös in unsere Zeit gekommen: In Hartenstein steht nur noch der Palas, das Torhaus, ein Brunnenhäuschen und eine Kemenate. Veldenstein hingegen wurde in der Zeit der deutschen Burgenromantik ab der Mitte des 19. Jahrhunderts gewissermaßen neu errichtet. Bevor das Zeitgeschichtliche zur Sprache kommen wird, soll ein Blick auf das Historische beider Burgen geworfen werden.

Die Burg Hartenstein

Wann der Burgfels, auf dem Hartenstein steht, erstmals bebaut wurde, ist umstritten; 12. und 13. Jahrhundert sind in der Wahl. Urkundlich jedenfalls ist erstmals

im Jahr 1268 ein „*Hubertus miles dictus de Hertenstein*“ zusammen mit seinem Vater Rupert von Neidstein erwähnt. Beide sind Mitglieder eines Ministerialengeschlechts, das in Abhängigkeit der Sulzbacher Grafen stand. Als diese 1188 ausstarben, wurden sie von den Staufern beerbt. Die Staufer hatten schon Rechte am nahegelegenen Hohenstein, der nach dem unglücklichen Ende des letzten Hohenstaufen Konradin im Jahr 1268 in Neapel an die Wittelsbacher übergegangen war. Ob der Hartenstein je Reichsgut war, ist umstritten.

Die Burg und die dazugehörige Herrschaft waren ab dem 13. Jahrhundert in den verschiedensten Händen: Wittelsbacher (pfälzische Linie), Böhmen und dann wieder die pfälzische Linie der Wittelsbacher. Im 16. Jahrhundert war der Hartenstein sogar „bürgerlich“. Denn Pfalzgraf Friedrich II. (genannt: Friedel mit der leeren Tasche) verpfändete die Burg an einen Nürnberger Bürger namens Hans Buchner, der in Böhmen Bergwerke betrieb, dadurch zu Reichtum gelangt war und Friedrich mit gutem Kredit „ausgeholfen“ hatte. Buchner nutzte Hartenstein als sogenannte Kupferniederlage, welche die naheliegenden Kupfersaigerhütten in Enzendorf und Hirschbach belieferte.

Ein kurzer Exkurs zum Thema Kupfersaigerhandel und das Saigerverfahren im Raum der Reichsstadt Nürnberg: Buchner, seit dem Jahr 1541 Besitzer des Hartenstein, war in seiner Zeit ein Unternehmer mit weltweitem Wirkungskreis. Er



Abb. 1: Die Reste der Burg Hartenstein von der Ortschaft aus.

verdiente mit dem Saigerhandel viel Geld und wurde ein vermögender Mann. Der Saigerhandel ist der Handel mit gesaigertem Garkupfer und dem daraus gewonnenen Silber. Das Saigerverfahren besteht darin, dass mit Hilfe von Blei aus silberhaltigem Rohkupfer gebrauchsfertiges Kupfer und Bleisilber ausgeschmolzen wird. Saigerhütten gab es im 15. und 16. Jahrhundert u.a. in Thüringen, im Erzgebirge, im Böhmerwald und vor allem in Böhmen. Hinter allem standen meist kapitalkräftige Handelsgesellschaften. Die Familien Fugger und Welser waren auch im Geschäft. Eine erste Schmelzhütte, wie sie für das Gewinnen von Kupfer und Silber auf die geschilderte Weise benötigt wird, ist im Nürnberger Raum übrigens für das Jahr 1453 vor dem Nürnberger Frauentor urkundlich belegt.

Zurück zu Buchner: Er erlitt allerdings das Schicksal mancher heutiger ‚Global-Player‘ und ging in Konkurs. Wohl nach (teilweiser?) Rückzahlung des Kredits sei-

tens der pfälzischen Wittelsbacher fiel daher der Hartenstein an die Kurpfalz zurück, die dort ein Pflegamt errichtete. Auf den Nürnberger Unternehmer Buchner geht übrigens das heute noch erhaltene große Burggebäude zurück, das um 1541 begonnen und unter den kurpfälzischen Herren seit 1585 erweitert und ungefähr in die heutige Form gebracht wurde.

Nebenbei bemerkt verlief seit dem Jahr 1505 unmittelbar an der Burg die Grenze zum reichsstädtisch-nürnbergerischen Landgebiet, womit der Hartenstein nun eine noch dazu mitten im nürnbergerischen Gebiet gelegene Art Grenzfestung der Kurpfalz wurde; rechtlich war der Hartenstein also eine kurpfälzische Enklave, umgeben von nürnbergerischem Territorium. (Ähnlich war es bekanntlich mit dem Rothenberg bei Schnaittach, welcher samt Umgebung kurbayrisch war; daher sind die Dörfer im Umfeld von Hartenstein und von Schnaittach/Rothenberg traditionell katholisch, während ansonsten die Hers-

brucker Alb allgemein protestantisch geprägt ist.)

Im Jahr 1620, nach der Schlacht am Weißen Berg bei Prag, wurde der Hartenstein kurbayerisch besetzt und bildete eine militär-strategisch wichtige Stellung zwischen der eben genannten kurbayerischen Festung Rothenberg und der Regierungshauptstadt Amberg. Das blieb so bis zum Spanischen Erbfolgekrieg 1703, in dessen Rahmen der Hartenstein am 8. Mai 1703 vom Feind der Kurbayern, nämlich den kaiserlich-alliierten Truppen, erobert und zerstört wurde. Mit Pulverladungen wurden sämtliche Basteien, Wehrtürme und sonstigen äußeren Befestigungswerke gesprengt. Dabei wurde auch der – ohne Dach – immerhin rund 16 Meter hohe Bergfried in seinem Bestand so schwer getroffen, dass er ruiniert und um 1800 vollständig abgetragen wurde. Heutzutage kann man auf der Höhe der Hartensteiner Burganlage nur noch die Fundamente des Bergfrieds ausmachen.

Mit der staatlichen Neuordnung Bayerns seit 1806 wurde das Pflegamt Hartenstein endgültig aufgelöst. Die Burganlage wurde an mehrere private Eigentümer verkauft und verwahrloste mit der Zeit. Es wird berichtet, dass sich die Burg um das Jahr 1900 in einem miserablen Zustand befand. Das Königreich Bayern ließ zwischen 1903 und 1905 wenigstens die Außenmauern einigermaßen instandsetzen.

Noch vor Beginn des Ersten Weltkrieges kaufte ein vermögender Nürnberger Architekt namens Hans Jakober die einzelnen Eigentumsanteile an der Hartensteiner Burg oder was noch davon übrig war. Im ersten Kriegsjahr wollte er in der Burg ein „Deutsches Kriegerheim“ als Erholungsheim für Offiziere und Mannschaften einrichten. Doch sein Plan zerschlug sich; er veräußerte die Burg an den vorzei-

tig in Ruhestand gegangenen kaiserlichen Diplomaten Dr. Hans Anna Haunhorst (1882–1954), der sich im frühen 20. Jahrhundert um das gute Verhältnis zwischen dem Deutschen Reich und Japan verdient gemacht hatte. Haunhorst besaß aus seiner Zeit in Ostasien viele Gegenstände dieses Kulturkreises, für die er auch Raum zur Aufstellung brauchte. So renovierte Haunhorst vieles auf der Burg, wo er bis zu seinem Tod im Jahre 1954 lebte und auch (etwas unterhalb der Reste des Fundaments des ehemaligen Bergfrieds) begraben wurde. Haunhorsts Erben veräußerten schließlich im Jahre 2003 die Burg an die Gemeinde Hartenstein, die sie instand hält. Im Hauptgebäude, also dem ehemaligen Palas, ist jetzt ein Restaurant untergebracht.

Die Burg Veldenstein

Unweit von Hartenstein liegt oberhalb von Neuhaus (also nicht Velden!) die Burg Veldenstein. Sie unterscheidet sich in mancherlei Hinsicht von Hartenstein, denn sie ist keine Höhenburg, sondern mehr eine Talburg und auch etwas jünger als Hartenstein; ihre Entstehung wird auf das 13. Jahrhundert datiert. Eigentlich war sie durchgehend im Besitz des Hochstiftes Bamberg, während Hartenstein wie gesagt – mit Unterbrechungen – in Wittelsbacher Hand war. Zudem ist das jetzige Erscheinungsbild der Burg maßgeblich von der Burgenromantik des 19. und der Anfangsjahre des 20. Jahrhunderts geprägt.

Als erste Burgherren von Veldenstein sind urkundlich sowohl Ulrich Landgraf von Leuchtenberg als auch das Geschlecht der Egloffsteiner belegt. Die Leuchtenberger mit damaligem Hauptsitz auf Leuchtenberg in der Oberpfalz, das an der Goldenen Straße von Nürnberg nach Prag ge-



Abb. 2: Die Burg Hartenstein aus der Höhe gesehen.

legen ist, hatten im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation zeitweise eine bedeutende Stellung in der Reichsverwaltung. Etwa seit 1345 geriet die Burg in Bamberger Hand, wurde freilich zeitweise an die Egloffsteiner verpfändet. Dabei blieb es bis zur Auflösung des Alten Reiches. Der Veldenstein war im 15. Jahrhundert ein wichtiger Verteidigungsplatz des Reiches gegen die lange Zeit aus Böhmen drohende Hussitengefahr.

Im sogenannten Bauernkrieg (1525) und auch im Zweiten Markgrafenkrieg (1552/1553) blieb die Burg unzerstört. Unter Markgraf Albrecht Alcibiades, der in letzterem Krieg weite Landstriche Frankens und der Oberpfalz eroberte und zerstörte, hatte bekanntlich die Reichsstadt Nürnberg sehr zu leiden, weil sie – obwohl sie schon 1525 die sogenannte Neue Lehre angenommen hatte – in den Streitigkeiten zwischen den aufständischen protestantischen Fürsten und der kaiserlich-katholischen Partei neutral geblieben

war. Albrecht Alcibiades wollte damals unter Beibehaltung der Bamberger Besitzrechte den Veldenstein als eigenen Stützpunkt ausbauen und verschonte daher die Burg. Er hatte dort seine reiche Kriegsbeute verstaut und wollte die Burg auf lange Sicht behalten.

Im Dreißigjährigen Krieg eroberten die Schweden die Burg und gaben sie an die Reichsstadt Nürnberg, die bekanntlich einerseits kaisertreu war, aber mit der protestantischen Seite der Kriegsparteien sympathisierte. Bayerisch-kaiserlichen Truppen mit 2.000 Fußsoldaten und 800 Reitern gelang 1635 die Rückeroberung der Burg, bei der es ein blutiges Gemetzel an der Burgbesatzung gab. Es wird berichtet, dass die aus 60 Mann bestehende Besatzung samt Weibern und Kindern von den Kaiserlichen ermordet wurde; lediglich drei Offiziere, ein Büchsenmeister und drei Frauen seien von diesem Blutbad verschont geblieben. Die Kaiserlichen gaben die Burg an das Hochstift Bamberg zurück.



Abb. 3: Die Burg Veldenstein aus dem Tal gesehen.

Fast hundert Jahre später, nämlich 1708, schlug bei einem Gewitter ein Blitz in den Pulverturm der Burg ein. Bei der sich anschließenden Explosion wurden maßgebliche Teile der Burg zerstört. Lediglich die äußeren Befestigungsmauern wurden anschließend wieder aufgebaut. Alles andere blieb ruinös oder verfiel. Weitere hundert Jahre später, nämlich 1802/1803, ging das Hochstift Bamberg an das Kurfürstentum Bayern über; die Wittelsbacher hatten bekanntlich ihre linksrheinischen Gebiete an Frankreich verloren und wurden deshalb im Reichsdeputationshauptschluss (1803) mit rechtsrheinischem Gebiet reich entschädigt (u.a. fünf Fürstbistümer, 13 Reichsabteien und 15 Reichsstädte).

Die Reste der Burg wurden ‚privatisiert‘, aber unter mehreren Eigentümern aufgeteilt. Entgegen dem Wunsch der Stadt Neuhaus wurde der baufällige Bergfried Veldensteins nicht abgetragen, sondern von einem der Eigentümer, dem Königlichen Revierförster Falkner von Sonnen-

burg, restauriert und für seine Nutzung mit einer Wohnstube versehen. König Ludwig I. setzte sich persönlich für den Erhalt der Burgreste ein. Ab 1846 begann die denkmalpflegerische Instandhaltung von Veldenstein, soweit die Burg noch dem Königreich Bayern gehörte. Andere Teile der Burg, die in privater Hand waren, verfielen zusehends, bis 1897 der Berliner Stabsarzt Dr. Hermann von Epenstein, ein Katholik jüdischer Abstammung, das gesamte Areal kaufte. Dr. von Epenstein hatte schon Erfahrungen mit der Renovierung einer Burg gesammelt, als er ein Jahrzehnt zuvor die marode Burg Mauterndorf (am Fuß des Katschberges im Salzburgischen) erworben und wiederhergestellt hatte. Epenstein renovierte Gebäude und Basteien von Veldenstein umfassend. So ist das Bild, das die Burg heutzutage bietet, eigentlich sein Werk und sein Verdienst.

Von Epenstein, der mit Hermann Görings Vater, dem kaiserlichen Ministerresi-



Abb. 4: Die Burg Veldenstein mit ihrer Umfassungsmauer.

denten Heinrich Ernst Goering (Deutsch Südwest-Afrika), befreundet war und mit dessen zweiter Frau Franziska sogar mehr als das, starb 1934. Seine Witwe übertrug Mauterndorf und Veldenstein im Januar 1939 an den Reichsmarschall Hermann Göring, der ein Patensohn Epensteins war und sowohl auf Mauterndorf als auch auf Veldenstein Kindheitsjahre verbracht hatte.

Hermann Göring, der später als NS-Größe öfter auf der Burg Veldenstein und im Veldensteiner Forst zur Jagd weilte, wurde von der Gemeinde Neuhaus a.P. sogar zu deren Ehrenbürger ernannt. Während des Zweiten Weltkrieges ließ Göring unter dem aus dem Jahr 1863 stammenden Haupthaus der Burg, das also noch vor Epensteins Zeit errichtet worden war, einen bombensicheren Luftschutzraum mit eigener Energieversorgung einbauen. Dort verwahrte er auch viele Kunstschatze, die er während des Krieges entweder ‚billig‘ erworben oder – meist – einfach requiriert hatte. Damit gehört Veldenstein in gewis-

sem Sinn auch zum Kapitel „Kunstraub“ im Dritten Reich.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Burg Veldenstein, da sie im Vermögen des hochrangigen nationalsozialistischen Funktionärs und zudem Hauptkriegsverbrechers Hermann Göring gewesen war, von der amerikanischen Militärregierung in den Besitz und später in das Eigentum des Freistaates Bayern überführt, dem die Burg nach wie vor gehört.

Die Begegnung der beiden Burgherren Dr. Haunhorst und Göring im April 1944

Zwei Zitate vorab, welche die Gegensätzlichkeit der beiden Akteure auf diesen Burgen zeigen: Angesichts von Zwangsarbeiterinnen, die in den nahegelegenen Eckartwerken in Güntersthal unter schwierigsten Verhältnissen lebten und arbeiteten, sagte Haunhorst zu seiner Enkelin im Jahr 1944: „Wer dabei steht und zusieht,

macht sich schuldiger als der Täter.“ Zwei Jahre später brüstete sich Hermann Göring gegenüber dem Psychologen Gilbert, der ihn bei dem Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess mehrmals für längere Zeit befragte, mit den Worten: „*Wenn ich die Gelegenheit haben kann, als Märtyrer zu sterben, dann umso besser. Glauben Sie, jeder Mann hat diese Gelegenheit? Wenn meine Gebeine in einen Marmorsarg kommen können, dann ist das schließlich sehr viel mehr, als die meisten Leute erreichen.*“ Bei einem späteren Gespräch mit Gilbert meinte Göring, der sich auch einmal als der „*letzte Renaissance-Mensch*“ bezeichnet hatte: „*In 50 oder 60 Jahren werden in ganz Deutschland Standbilder Hermann Görings zu sehen sein.*“

Die beiden Burgherren könnten also nicht gegensätzlicher sein: Haunhorst war pensionierter Diplomat. Tokio und der Vatikan waren u.a. seine beruflichen Stationen gewesen. 1944 verbrachte er seinen Lebensabend auf Burg Hartenstein. Er stand unter – zumindest postalischer – Überwachung, da er nach der Machtergreifung mehrere Mitglieder der Bayerischen Volkspartei verteidigt hatte, so berichtete sein Sohn viele Jahre nach dem Tod des Vaters. Während des Krieges floh eine seiner Töchter mit ihren kleinen Kindern vor den Bombenangriffen aus Berlin nach Hartenstein, wurde aber dort vom (Groß-)Vater nicht sehr liebevoll aufgenommen, denn sein Schwiegersohn war überzeugter Nationalsozialist und in Russland im Einsatz. Haunhorst allerdings war erklärter Gegner des Nationalsozialismus. Das bekamen Tochter und Enkelkinder, die noch ein paar Jahre nach Kriegsende in Hartenstein lebten, immer wieder zu spüren.

Der zweite Protagonist dieses Beitrags war Hermann Göring, der im „Dritten Reich“, wie man heutzutage sagen würde,

zum „Superminister“ aufstieg. Was er nicht alles war: Reichstagspräsident, Reichsminister für die Luftfahrt, Chef der Gestapo, Preußischer Ministerpräsident und Innenminister in Personalunion, Präsident des Preußischen Staatsrates, Reichsforst- und Reichsjägermeister, Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Beauftragter für den Vierjahresplan und anderes mehr. Göring hatte – jedenfalls bis in die ersten Kriegsjahre hinein – eine außergewöhnliche Machtfülle. Sein Einfluss im „Dritten Reich“ schwand aber nach der Katastrophe von Dünkirchen im Frühjahr 1940 schon merklich. Göring hatte zugesagt, allein mit der Luftwaffe anstatt des geplanten konzentrierten Einsatzes der Panzer- und Luftwaffe die zurückweichenden Engländer zu schlagen. Seine Strategie schlug jedoch fehl: Rund 340.000 britischen und französischen Soldaten gelang ein bemerkenswert gut organisierter Rückzug über den Ärmelkanal auf die britische Insel.

Göring war schon früh ein maßgeblicher Funktionär der „NS-Bewegung“ geworden und stand mit der sogenannten „Machtergreifung“ im Januar 1933 in deren vorderster Reihe. Nicht nur, aber auch sein berüchtigter „Schießerlass“ für die Polizei vom Februar 1933 – als preußischer Innenminister war er auch Polizeiminister – kennzeichnen seine brutale Manier: „*Jede Kugel, die jetzt aus dem Lauf einer Polizeipistole geht, ist meine Kugel. Wenn man das Mord nennt, dann habe ich gemordet, das alles habe ich befohlen, ich decke das, ich trage die Verantwortung dafür und habe mich nicht zu scheuen.*“ Oder: „*Ich habe erst angefangen zu säubern, es ist noch längst nicht fertig. Für uns gibt es zwei Teile des Volkes: einen, der sich zum Volke bekennt, ein anderer Teil, der zersetzen und zerstören will. Ich danke meinem Schöpfer, dass ich nicht weiß, was objektiv ist. Ich bin subjektiv ...*“

Auch unter der Führungsriege des NS-Regimes war Görings in jeder Hinsicht schillernde Persönlichkeit nicht umstritten. Erich Raeder, Chef der Marine in Deutschland von 1928 bis 1943 und Mitangeklagter vor dem Nürnberger Militärt tribunal, charakterisierte ihn – freilich erst nach Kriegsende – unverblümt: „*Die Persönlichkeit Görings hatte einen unheilvollen Einfluss auf das Schicksal des Deutschen Reiches. Seine hauptsächlichen Eigenheiten waren unvorstellbare Eitelkeit, unermessliches Streben nach Popularität, ferner Unwahrheit, Unzulänglichkeit und Selbstsucht, die nicht davor haltmachten, Staat und Volk zu verkaufen. Er war hervorragend durch seine Gier, seine Verschwendungssehnsucht und durch sein weiches, unsoldatisches Benehmen. Nach meiner Überzeugung hat Hitler Görings Charakter sehr bald erkannt, aber er benützte ihn, da er seinen Zwecken diente, und er bürdete ihm immer neue Aufgaben auf, um zu verhindern, dass er dem Führer gefährlich werden konnte.*“

Doch der Reichsmarschall war nicht nur Machtmensch, sondern auch populär und geradezu eine barocke Gestalt, nicht nur äußerlich. Kein geringerer als der Kommissar des Völkerbundes, Carl Jacob Burkhardt, berichtet beispielsweise vom Aufzug zu einer von Göring veranstalteten Jagd, zu der er geladen war: „*Fünfzig Förster in Paradeuniformen bliesen das Jagdhorn, wenn der Chef in seinen jagdlichen Phantasiegewändern mit gemessenem Schritt dem Wagen entstieg. In grünen Lederjacken und mittelalterlichen Bauernhüten, mit Saufedern ausgerüstet, deren blinkende Spitzen in ledernen, quastengeschmückten Scheiden steckten, zogen die Treiber und Hundeführer mit ihren zerrenden Koppeln an ihm vorbei.*“ Noch in den 1970er Jahren erzählte ein Wirt in Hartenstein von Göring als Weidmann, der in der Bevölkerung der

Gegend wegen seines volkstümlichen Wesens sehr beliebt gewesen sei.

Spätestens ab dem Jahr 1942 verlor Göring jegliche politische Macht innerhalb der Riege der NS-Führung. Er geriet in absolute Isolation. Im Reichsluftfahrtministerium in Berlin ließ er sich kaum mehr sehen. Er war zwar bei offiziellen Anlässen wie Heldengedenktagen u.ä. noch in vorderster Reihe; er besuchte auch noch Flugplätze und Fronteinheiten. Im Übrigen frönte er aber nur noch seinen privaten Neigungen. Während die deutschen Städte mehr und mehr den Bombenangriffen der alliierten Luftfлотten ausgesetzt waren und die deutsche Wehrmacht an allen Fronten unter hohen Verlusten zurückwich, fehlte es ihm an nichts. So war er mit seinem Adjutanten, Generaloberst Bruno Loerzer (1891–1960), und Gestapo-Männern auch im April 1944 für einige Zeit auf Burg Veldenstein.

Lassen wir für die Begegnung zwischen Haunhorst und Göring – an zwei Tagen, an einem auf Hartenstein und am Folgetag auf Veldenstein – das Erinnerungsprotokoll des Burgherren Dr. Haunhorst sprechen, das im Archiv der Gemeinde Hartenstein verwahrt wird. Haunhorst hatte es unmittelbar nach der Begegnung der beiden verfasst und hielt es bis zum Kriegsende wohlweislich versteckt.

„*In diesen grauen Frieden [Haunhorst berichtet zuvor von nassem Schnee im April; d.Verf.] hinein schrillt plötzlich die alte Glocke am Burgtor. Aus den unwahrscheinlichsten Verstecken lugen mit verbotener Neugier die 4 Köpfe meiner kleinen Enkel nach dem unerwarteten Besucher, um dann der Großmutter wichtig mitzuteilen, dass 4 Männer am Burgtor Einlass begehrten. Meine Frau schickt sie zum Tor mit der Weisung, von den Fremden Namen und Begehr zu erfahren. Und prompt stürzt der Älteste*

mit dem atemlosen Rapport zurück, da sei ein Dicker, ein ganz Dicker, der sage, er sei der Onkel aus Amerika. Unwirsch ob der Störung und an regennärrische Touristen denkend geht meine Frau nun selbst zum Burgtor und verweigert den Eintritt.

Eine markig krähende Stimme begrüßt sie mit dem in Bayern zumindest bei Touristen ungewohnten ‚Gnädige Frau‘ und erklärt, unbedingt die Burg besichtigen und den Burgherren sprechen zu müssen. Undeutliche Erinnerungen an Radiosendungen ruft diese Stimme wach, und als meine Frau dann im Nähertreten einen Mann von unwahrscheinlichem Umfang und fast quadratischem Querschnitt gewahr wird, bricht sie in die Worte aus: ‚Ach, Herr Göring‘. – Schallendes Gelächter, strahlender Einzug, Vorstellung eines großen Mannes von angenehmem Äußeren als Generaloberst Lörtzer, und – ein Übergehen der beiden anderen eintretenden Männer.

Kurz darauf hört die Erstaunte, wie Göring in energischem Ton zu diesen beiden Übergangenen sagt: ‚Ihr seid wohl verrückt, schert Euch mal hinten in den Garten!‘ – Und dann zu ihr gewendet, strahlend, ‚Wissen Sie auch, Gnädige Frau, dass ich Sie soeben vor einer Verhaftung bewahrt habe?‘ Ein etwas betretenes ‚Wieso?‘ – Und darauf die Antwort: ‚Ja, die Beiden sind nämlich meine Hundchens, die wollten Sie verhaftet, weil Sie uns nicht herein lassen wollten; die sind von der Gestapo und haben keinen Humor.‘ Der unerbetene Gast wurde trotz seiner strahlenden Heiterkeit meiner Frau nun doch etwas unheimlich, zumal sie aus seinen Bemerkungen sehr bald erfuhr, dass er über unsere Verhältnisse und meine scharf gegnerische Einstellung zum von ihm vertretenen System sehr genau unterrichtet war.“

Haunhorst, der sich in den Burgräumen aufhielt, hatte mittlerweile mitbekommen, wer der Guest war; er begab sich nach unten

und sieht nun Göring: „Er wandte sich um, und was ich nun sah, überstieg meine verwegsten Erwartungen. Ein Sportanzug: weite großkarrierte Knickerbockers, eine zart rese-dafarbene Weste aus feinstem Wildleder mit platingefassten Hirschgrandelknöpfen, aus der ein paar weitgebauschte weiße Hemdärmel hervorquollen. Eine gewaltige weitleuchtende Krawatte, die von einem schweren goldenen, mit Rubinen beboldeten Tannenbruch zusammengehalten wurde. Und dazu baumelte auf der massigen Hüfte ein Dolch mit edelsteinbesetztem Griff. Die Ringfinger der breiten, sehr fleischigen Hände von riesigen Steinen funkeln.“

Nach der kurzen Vorstellung des von ihm geduzten und Bruno genannten Generals, bei der nur von diesem allein ein schüchterner, halb steckenbleibender Versuch zu dem berüchtigten Hitlergruß unternommen wurde, brachte ich meine [so Haunhorst; d.Verf.] mit aller mir vom diplomatischen Dienst gebliebenen Geschicklichkeit komponierte Begrüßung vor, die ihm sofort den richtigen Platz anweisen und von vornherein jede irrtümliche Vorstellung von Reichsmarschall und Untertan ausschalten musste.“

Es war natürlich für Haunhorst eine schwierige Situation, einen ungebetenen und auch unerwünschten Guest im eigenen Haus nicht willkommen zu heißen, aber doch begrüßen zu müssen; denn einen irgendwie gearteten Affront konnte sich Haunhorst nicht leisten. Aber er meisterte die Situation: Der Einstieg gelang ihm spontan über den Vater Görings, der Haunhorsts (wesentlich älterer) Bundesbruder in der Studentenverbindung Saxonie in Bonn gewesen war: „Herr Reichsmarschall, ich habe mich aus Höflichkeit zunächst wegen meines Aufzugs [will heißen: wegen der legeren Hauskleidung; d.Verf.] verleugnen lassen, bin nun aber doch erschienen, da ich annehme, dass Sie mir als Sohn

meines alten Korpsbruders Ihre Aufwartung machen wollen.“ Darauf er, strahlend und markig schallend: „Ja, nicht wahr, Sie erinnern sich wohl, dass mein Vater bei Ihrem Korps drei Mal eine Charge begleitete [sic!]“ [also Senior, Consenior oder Fuchsmajor war; d.Verf.].

Dann ging es an die Besichtigung der Burg Hartenstein. Haunhorst erinnerte sich: „Eine von ihm erbetene Besichtigung des Schlosses und seiner Kunstschatze verließ vorsichtshalber im Eiltempo, um welches meine Frau immer wieder unter Hinweis auf den noch nicht stattgehabten Hausputz bat. Es wurde auch kein Licht angezündet, so dass bei dem missfarbenen Außenlicht kaum etwas zu erkennen war. Diese Vorsicht, die ich noch durch ablenkende Rede unterstützte, hielt ich für umso angebrachter, als mir viel von der seltsamen Neigung des Reichsmarschalls berichtet worden war, lieber Gastgeschenke mitzunehmen als mitzubringen. Auch hatte er selbst erzählt, wie ihm Leute, die er besucht hätte, dann Dinge, die ihm gefielen, am nächsten Tag zugesandt hätten.“

Im „Gewölbzimmer“ der Burg gab es dann einen Umrunk, der letztlich geradezu feuchtfröhlich wurde: „Nun war Hermann in seinem richtigen Fahrwasser, und die Sucht, eine offenbar innere Unsicherheit durch lautes Prahlen zu übertönen, riss ihn mit sich fort. Er konnte gar nicht genug Wunderdinge über Wunderdinge seines Besitzes häufen, so dass er Keller über Keller von wertvollsten Kirchenfenstern besäße und dass die Welt einmal staunen werde, wenn er sich als den größten Besitzer der umfangreichsten Sammlung kostbarer Gemälde offenbaren werde. – „Alles“ – mit einer entsprechenden Handbewegung – „billig in Frankreich gekauft.“

An dieser Stelle soll ein Exkurs zum Schicksal eines Kreuzganges aus dem französischen Kloster Berdoues in der Gas-

cogne eingefügt sein, dessen Steine nach Kriegsende auf Burg Veldenstein aufgefunden wurden. Ein ARD-Kulturmagazin griff am 4. Dezember 2013 diese Sache erneut auf, obwohl sie schon zehn Jahre vorher positiv erledigt worden war.

Göring brachte bekanntlich unzählige Kunstwerke aus allen von deutschen Truppen besetzten Teilen Europas an sich, teilweise „billig gekauft“ (wie er selbst ungestraft gegenüber Haunhorst zugab) oder einfach requirierte, also durch Vertrauensleute für sich persönlich beschlagnahmt. Diese Gegenstände waren in Görings Landsitz „Carinhall“ in der Schorfheide nördlich von Berlin, aber auch in anderen Häusern untergebracht, die Göring gehörten. Diese Beutekunst bestand nicht nur aus wertvollen Gemälden, sondern auch aus alten Kirchenfenstern oder aus sonstigen Gegenständen der Kunst des Mittelalters. Daher befand sich nach 1940 auf Veldenstein auch ein im Kloster Berdoues in der Gascogne abgebauter romanischer Kreuzgang. Ob Göring diesen auf Veldenstein einbauen lassen wollte, ist nicht geklärt. Jedenfalls entdeckten ihn dort amerikanische Truppen, die Veldenstein nach Kriegsende genau, insbesondere auch nach Kunst- und Schmuckgegenständen, durchsuchten. Später, als Veldenstein an den Freistaat Bayern fiel, wusste man zwar, dass dieser Kreuzgang nicht zum Veldenstein gehörte, aber man hatte keine Ahnung davon, woher Göring diesen hatte. Daher gab man die Steinssammlung an das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg (GNM) in Verwahrung. Dort lagerte alles Jahrzehntelang. Ab 1973 versuchte man seitens des GNM, die Herkunft des Kreuzganges zu ermitteln. Erst 1995 kam man durch das Buch „The Rape of Europe“ auf die richtige Spur. Im September 2003 konnten 30

Tonnen Steine in 57 Paketen verpackt auf zwei Schwerlastern ins Kloster Berdoues zurückgebracht werden.

Die Verzögerung der Rückgabe hatte übrigens nichts damit zu tun, wer die Rückführungskosten bezahlen sollte; sie beruhte vielmehr darauf, dass die französische Regierung, die um Mithilfe gebeten worden war, nicht eher herausfand, wohin diese steinerne Last gehörte. Von mancher Seite wurde sodann kritisiert, dass Frankreich den Rücktransport bezahlt habe, was aber daran lag, dass es eine völkerrechtliche deutsch-französische Vereinbarung gibt, wonach „*das Herkunftsland die Finanzierung einer Rückführung übernimmt.*“

Zurück zum Hartenstein an jenem Aprilnachmittag des Jahres 1944: Das Gespräch zog sich lange hin; man redete über vieles und vielerlei. Haunhorst war nach eigenem Bekunden stets bemüht, politische Themen zu umgehen. Nur einmal kam man anlässlich der Erwähnung von Arbeitern, und zwar italienischen Zwangsarbeitern, doch auf die politische Ebene. Göring erzählte aufgebracht, dass man einen der italienischen Arbeiter wegen Bummelei von der Burgmauer geworfen habe, und meinte dann, es sei schade, dass der Kerl sich nicht das Genick gebrochen habe, wie dies all' den Badoglio-Verrätern geschehen müsse. Er spielte damit auf den Abfall Italiens von den Achsenmächten im Sommer 1943 an, als Italien die Seiten gewechselt und einen Waffenstillstand mit den Alliierten des Zweiten Weltkrieges geschlossen hatte. In Zusammenhang mit der Erwähnung italienischer Arbeiter auf Veldenstein erzählte Göring noch, „*dass er dabei sei, einen kilometerlangen Wehrgang um seine Burg herstellen zu lassen, der ständig unter Zentralheizung gehalten werden und elf Wohntürme miteinander verbinden solle, davon einen für ihn selbst, einen für*

die ‚Hohe Frau‘, einen für seine kleine Edda, je einen für seine beiden Schwestern und die übrigen für Gäste.“

Das mehrstündige Gespräch beendete Göring mit der Vision: „*Mir selbst werde ich ein Arbeitszimmer bauen lassen im Verhältnis von 14 x 14 Metern und 8 1/2 Metern Höhe. Übrigens werde ich da nicht meine ollen gotischen oder Renaissance-Kirchenfenster verwenden, sondern riesige weite Fenster, damit ich auch etwas sehen kann. Sie müssen mich unbedingt morgen besuchen, und da werde ich Ihnen auch mal die Pläne vorlegen. [...] Ich werde Ihnen natürlich meinen Wagen schicken.*“

So kam es am folgenden Tag zu einer weiteren Begegnung der Genannten auf Burg Veldenstein. Zuerst zeigte Göring seinen Gästen, also Herrn und Frau Haunhorst, das gesamte, den beiden bis dahin unbekannte Terrain der Burg und dann ging es in das Herrenhaus. Auch dort bestand das Gespräch mehr aus Monologen des Hausherrn Göring als aus einem Meinungsaustausch. Zuerst wurden die groß angelegten Umbaupläne für Veldenstein vorgestellt, dann alle Burgräume besichtigt einschließlich des Schlafzimmers von Görings Frau, der Schauspielerin Emmy Sonnemann-Göring; außerdem hatten die beiden Besucher natürlich unzählige Bilder und Teppiche – nach Haunhorsts Meinung übrigens höchst unterschiedlichen Wertes – zu bewundern.

Dann ging es nochmals zu einem Aussichtsfenster, und ein weiteres Mal beschrieb Göring „*mit weit ausholender Geste, welch phantastische Bauten er da rundum errichten wolle.*“ Da stach – wie er es selbst beschreibt – Herrn Haunhorst der Hafer: „*Ja, Herr Reichsmarschall, Sie erinnern mich da frappant an Lorenzo il Magnifico, den Medici [...] aus der Florentiner Renaissance.*‘ In diesem Augenblick sank mei-

ne Frau völlig in sich zusammen, aber über des Reichsmarschalls breites Gesicht zog ein immer breiter werdendes befriedigtes Lächeln auf, und mit einem Klapps auf die Schulter des Generals meinte er zu diesem: „Siehst Du, Bruno, so etwas ähnliches hat mir doch auch der Maler Professor Sowieso einmal gesagt und geraten, mich in einem Purpurmantel malen zu lassen. Das wollen wir doch im Auge behalten.“

Anschließend gab es Kaffee und Torten, Zigaretten und Zigarren. Haunhorst beschreibt in diesem Zusammenhang die Kleidung des Reichsmarschalls genau: „*Göring trug an diesem Tag einen anderen fast ganz weiß gehaltenen Sportanzug, die Weste mit goldener Borte gefasst, in der Krawatte diesmal einen prachtvollen Aquamarin von nie gesehener Größe und an den Händen wieder andere kostbare Ringe. Es fehlte auch der prunkvolle Dolch nicht, nur dass es diesmal natürlich ein anderer war.*“ Das Gespräch lief locker, über die Jagd mit dem italienischen König, über höfische Entenjagden in Japan und vieles andere mehr. Dabei wurden auch zwei alte Flaschen Spätburgunder Trockenbeerenauslese, die Göring extra aus seinem Keller holen ließ, geleert und nach drei Stunden angeregtester Unterhaltung ging auch dieser Tag zu Ende. Görings Wagen brachte die beiden Haunhorsts nach Hartenstein zurück.

Interessant sind abschließend noch die Gedanken, die sich Haunhorst nach diesen Begegnungen machte und – unter Verschluss – zu Papier brachte. Haunhorst formulierte seine Notizen nun gewissermaßen im stillen Gespräch mit Göring: „*Was bleibt mir nun noch ernsthaftes zu sagen, wenn ich von dem Grotesken Deiner Erscheinung absehe? „Le plein de soupe“ nennen Dich in Anspielung auf Deinen äquatorialen Umfang meine französischen Freunde unter den Kriegsgefangenen. Zunächst sei*

festgestellt, zu Deiner Ehre: Das Geschmeiß um Dich war mir weit widerlicher als Du selbst. Dein Volk, das den Lockungen Deines plebs appeal verfiel, hat Deiner Menschenverachtung nur allzu recht gegeben. Aber es war unlogisch von Dir, die gleiche Masse beherrschen zu wollen, die Du doch verachtetest. [...] Schuldig bist Du geworden durch Deine Sucht nach Macht. Deine Macht aber hast Du missbraucht, missbraucht mehr in der Art eines Untermenschen als in der einer bei aller Ruchlosigkeit noch prächtigen Renaissance-Bestie, wie Du sie Dir wohl als Vorbild geträumt hast. Daran hinderte Dich ein Restbestand bürgerlicher Sentimentalität. Und so bliebst Du immer ein wenig der Pudel, der Löwe spielen möchte, bloß weil er auch eine Mähne hat.

Aber Dein Spiel war blutig. Und allzu viele sind Deinem Verbrecher-Wahn zum Opfer gefallen, die weit edler waren als Du selbst verwerflich. Die Menschen aber werden Dich richten nach Ihrem Recht.“

Nach Kriegsende

Göring wurde von Hitler am 23. April 1945 aller seiner Ämter enthoben, da er sich angemaßt hatte, angesichts des Einzchlusses der Reichshauptstadt Berlin durch die Rote Armee und die dadurch bedingte Handlungsunfähigkeit Hitlers dessen Nachfolger im Amt zu sein. (Es gibt da einen Telegrammwechsel zwischen beiden.) Göring zog sich nach Bayern und Österreich zurück und wurde am 9. Mai 1945 in Kitzbühel von amerikanischen Truppen festgenommen. Er war maßlos enttäuscht darüber, dass man ihn nicht als Verhandlungspartner für Waffenstillstandsgespräche akzeptierte, sondern ihn als Kriegsgefangenen und – so die Planung: auch als Kriegsverbrecher – nach Bad Mondorf in Luxemburg verbrachte.

In Nürnberg, dem Internationalen Militärtribunal überstellt, versuchte er nochmals, die ‚Nummer 2‘ des NS-Regimes zu spielen. Aber das Spiel war aus. Am 1. Oktober 1946 wurde Göring unter allen vier Straftatbeständen des Statuts für das IMT zum Tod durch den Strang verurteilt. „*Einen Reichsmarschall hängt man nicht*“, erklärte er hernach. Etwa eine Stunde vor der kurzfristig angesetzten Hinrichtung in der Nacht vom 15. auf 16. Oktober 1946 nahm sich Göring mittels Gift das Leben.

Wenn man heutzutage, egal zu welcher Jahreszeit, die Schritte zum Hartenstein oder nach Veldenstein lenkt, so erfreut man sich an der prächtigen Kulisse rings um die beiden Burgen. Aber man sollte dabei eben auch bedenken, dass dort im Laufe etlicher Jahrhunderte viel Unheil geschah und auch der Zweite Weltkrieg spürbar war.

Quelle und weiterführende Literatur:

Archiv der Gemeinde Hartenstein (PLZ 91235), Aufzeichnungen („Göringjade“) des seinerzeitigen Eigentümers der Burg Hartenstein, Dr. Hans Anna Haunhorst, über die Begegnung mit Hermann Göring im April 1944.

Burgen und Herrensitze in der Nürnberger Landschaft. Lauf a.d. Pegnitz 2006 (vgl. Stichworte: Hartenstein und Neuhaus-Veldenstein: S. 174ff. u. S. 288ff.).

Fest, Joachim: Das Gesicht des Dritten Reiches. München 1963, S. 103ff.

Prof. Dr. iur. Klaus Kastner, geb. 1936 zu Nürnberg, war Staatsanwalt und Richter in der Bayerischen Justiz, zuletzt als Präsident des Landgerichts Nürnberg-Fürth. Er ist Honorarprofessor an der Universität Erlangen-Nürnberg für Vertragsrecht und Juristische Zeitgeschichte. Seit langem befasst er sich mit Themen aus der Rechtsgeschichte und aus dem Grenzbereich zwischen Literatur und Recht. Dazu gibt es viele Veröffentlichungen. Zudem befasst er sich unter historischen, rechtlichen und politischen Aspekten mit der Thematik der sog. Nürnberger Prozesse (1945–1949). Zu diesem Bereich gibt es ebenfalls viele Veröffentlichungen aus seiner Feder, namentlich auch drei Bücher (1994, 2001 und 2005); die letztgenannte Publikation erschien 2015 in 2. Auflage beim Theiss-Verlag mit dem Titel „Die Völker klagen an – Der Nürnberger Prozess 1945–1946“. Seine Anschrift lautet: Jean-Inselsberger-Straße 13, 90473 Nürnberg, E-Mail: kue.kastner@gmx.de.

Kube, Alfred: Pour le mérite und Hakenkreuz. München 1986.

Sieghart, August: Nordbayerische Burgen und Schlösser. Nürnberg 1934, S. 157ff.

Zeppelin, Ilka von: Dieses Gefühl, daß etwas nicht stimmte. Eine Kindheit zwischen 1940 und 1948. Berlin 2005.²

Anmerkungen:

1 Der Beitrag ist eine redaktionell unwesentlich geänderte Fassung des Vortrages, den der Autor am 16. Januar 2015 bei einer Vortragsveranstaltung des FRANKENBUNDES e.V. (Gruppe Nürnberg) hielt.

2 Ilka von Zeppelin, mit bürgerlichem Vornamen „Sigrid“, war eine der Enkeltöchter des Burgherren Dr. Haunhorst.

Alexander Biernoth

Die katholische Pfarrkirche St. Dionysius in Flachslanden-Virnsberg

Vor mehr als hundert, am 4. Juli 1915, wurde der Grundstein zur katholischen Pfarrkirche St. Dionysius im Flachsländer Gemeindeteil Virnsberg im Landkreis Ansbach gelegt: Den damaligen Eigentümer des Schlosses Virnsberg, Freiherr Gisbert von Friesen, störten die Dorfbewohner, die zum Gottesdienst in der Schlosskapelle durch sein Anwesen laufen mussten.

So wurde schließlich ein Grundstück des Gastwirts Michel Scheidl erworben und darauf eine neue Kirche errichtet, die nach Plänen des Ansbacher Landbauamtes er-

richtet wurde. Am 14. Oktober 1917 wurde das neue Gotteshaus vom Bamberger Erzbischof Jacobus von Hauck eingeweiht.

Am 16. Juni 1294 hatte der Nürnberger Burggraf Conrad III. seinen Besitz in und um Virnsberg dem Deutschen Orden geschenkt. Schon nach der Übernahme der Burg Virnsberg durch den Deutschen Orden wurde eine Komtureikaplanei eingerichtet, und der jeweilige Kaplan sorgte sich um die Seelsorge sowohl der Burgbewohner als auch der Einwohner des Weilers „Steinweg“, wie Virnsberg in früheren Jahrhunderten genannt wurde. Die Dorfbewohner durften die Gottesdienste aber nicht in der Burg- und späteren Schlosskapelle besuchen, sondern mussten in die



Abb. 1: Die Pfarrkirche St. Dionysius in Virnsberg.

Photo: Alexander Biernoth.



Abb. 2: Der Innenraum der Pfarrkirche St. Dionysius in Virnsberg.

Photo: Alexander Biernoth.

Pfarrkirche nach Sondernohe gehen. Die Kapläne waren meist Weltpriester der Diözese Würzburg oder Mitglieder des Deutschen Ordens.

Von 1582 bis 1682 war der jeweilige Pfarrer von Sondernohe auch gleichzeitig Schlosskaplan, ab 1689 übten dann Karmeliterpatres aus Dinkelsbühl die Seelsorge auf Schloss Virnsberg aus. Nach dem Ende des Alten Reiches und der Säkularisation mit der Auflösung des Deutschen Ordens wurde 1806 die Virnsberger Kaplanei dem Pfarrer von Sondernohe unterstellt.

1851 wurde in Virnsberg eine Pfarrkuratie gegründet und am 4. Oktober 1896 schließlich eine eigenständige Pfarrei. Die

alten Verbindungen mit Sondernohe gingen mit dem Anlegen eines eigenen Friedhofs 1851 zu Ende, weil die Toten nun nicht mehr in Sondernohe bestattet werden mussten. Der erste Virnsberger Pfarrer war der am 13. August 1865 in Weismain geborene Georg Utsch. Er wirkte in Virnsberg bis zum 24. Oktober 1899.

Seit 31. Januar 1900 amtierte Joseph Goth als Pfarrer in Virnsberg. Goth war am 14. Mai 1868 in Ansbach geboren worden und vom 16. August 1892 bis zu seiner Ernennung zum Virnsberger Pfarrer auch Kaplan in der Stadtpfarrei St. Ludwig in Ansbach.

Zur Zeit des Kirchenbaus umfasste die Pfarrei Virnsberg 239 Katholiken und 16

„akatholische Personen“, wie es in einer Aufstellung heißt. Der Aufbau einer selbständigen Pfarrei in Virnsberg war von Anfang mit Schwierigkeiten behaftet, da bei der Versteigerung der Schlossanlage 1815 die Eigentumsfrage an der Schlosskapelle nicht geregelt worden war. Vor allem nachdem Freiherr von Kleinschrod das obere Schloss wieder bewohnbar gemacht hatte und bis dahin kirchlich genutzte Räume zurückverlangte, kam es immer wieder zu Streitigkeiten.

Schon 1914 wurde zwischen dem Königreich Bayern und dem Schlossbesitzer Gisbert von Friesen wegen des Geländes für einen Kirchenbau verhandelt. Es wurde endlich ein Grundstück des erst 1951 verstorbenen Gastwirts Michel Scheidl erworben und darauf die Dionysius-Kirche errichtet. Die Kirche ist ein längsrechteckiger Bau in barockisierenden Formen mit einem Chor sowie einem an der Westecke angesetzten quadratischen Turm, den eine ziegelgedeckte schwingende Haube bekrönt. Die Ausstattung der Virnsberger Pfarrkirche stammt größtenteils aus der 1715 errichteten Schlosskapelle, darunter der Hochaltar mit dem Kirchenpatron

Dionysius im oberen Teil, die Wangen des Gestühls und die Orgel mit ihrem dreiteiligen barocken Prospekt. In der Kirchendecke befinden sich von Stuckrahmen gesäumte Deckengemälde.

Zur Pfarrei Virnsberg gehören derzeit knapp 1.000 Katholiken. Ein eigener Pfarrer wohnt nicht mehr im Virnsberger Pfarrhaus. Seelsorglich betreut werden die Pfarreien Vrinsberg und Sondernohe heute vom Ansbacher Pfarrer Dieter Hinz, der auch für die Pfarrei Christ-König zuständig ist.

Alexander Biernoth, geboren 1970 in Ansbach, nach Abitur und Zivildienst Studium der Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde für das Lehramt an Gymnasien in Erlangen. Seit dem Referendariat als Lehrer in Ansbach tätig. Seit 2002 stellvertretender Vorsitzender und seit 2006 Vorsitzender der Gruppe Ansbach im Frankenbund. Seine Anschrift lautet: Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach, E-Mail: biernoth@ansbach.org.

Alexander von Papp

Die „Arisierung“ jüdischen Eigentums in Würzburg

Eine Studie zeigt die erschreckenden und abstoßenden Unmenschlichkeiten

Die Verfolgung und Vernichtung der Juden in der NS-Zeit ist durch zahlreiche Publikationen und vielfältige Aktionen jedem bekannt. Weniger im allgemeinen Bewusstsein sind die Vorgänge und Praktiken der sogenannten „Arisierung“, der wirtschaftlichen Ausraubung der jüdischen Mitbürger.¹ Am Beispiel der Stadt Würzburg beschreibt der Stadtheimatpfleger Hans Steidle unter dem Titel „Neckermann & Co.“, wie systematisch die Juden gewaltsam enteignet und ausgeplündert wurden.²

Das wichtige Buch, dem eine breite Aufmerksamkeit zu wünschen ist,³ gibt einen erschreckenden Einblick in die auch in Franken „alltägliche Mikrowelt des Nationalsozialismus und in den Prozess der Bereicherung und Ausplünderung“.⁴ Dazu hat der Verfasser neben einer sehr umfangreichen Bibliographie zu diesem Thema auch die vielen speziellen Würzburger Studien und Artikel herangezogen. Ausgewertet hat er ferner die Akten der Gestapostelle Würzburg, der NSDAP im Gau Mainfranken und der Wiedergutmachungskammer Würzburg sowie die Autobiographie Neckermanns. Noch immer schockieren sowohl die damaligen Vorgänge und Handlungsweisen, ihre Pseudolegalität und ihre allgemeine Hinnahme durch die Bevölkerung, als auch die spätere Selbstgerechtigkeit der einstigen „Arisierer“.

Verharmlosernder Begriff „Arisierung“

Die Verdrängung der Juden aus dem Berufs- und Geschäftsleben und ihre Zwangsenteignung war die Politik einer totalitären Diktatur. Aber weite Kreise der Gesellschaft machten mit und bereicherten sich auch am Schicksal der jüdischen Mitbürger. Das dokumentiert Steidle an unglaublich vielen bestürzenden Einzelfällen und Dokumenten. Er schildert die Geschehnisse im „Dritten Reich“ „in einer an sich nicht sehr auffälligen fränkischen Stadt“. Er vermittelt, wie der NS-Staat und mit ihm auch Stadt, Unternehmer und Nazi-Mitläufer die Juden ausplünderten, in „einer erschreckenden inneren Logik“: erst Rassengesetze, gefolgt von Boykottaktionen und Berufsverboten, dann „koordinierte Geschäftsschädigung und Verdrängungsmaßnahmen bis hin zur Ghettoisierung und Ausplünderung bis in den Tod“. Der Autor schildert die unbarmherzigen Schicksale der Betroffenen sowie die Schamlosigkeit der Profiteure wie auch vieler Mitbürger, die bei der Ausraubung ihrer jüdischen Nachbarn ein Schnäppchen machen wollten.

Wie der Titel mitteilt steht im Mittelpunkt des Buches – stellvertretend für viele angesehene deutsche Unternehmer – der Würzburger „Versandhauskönig“ Josef Neckermann. Dieser erbaute auf der „Arisierung“ zweier jüdischer Kaufhäuser in Würzburg und Berlin sein Handelsimperium. Darüber hinaus schuf er sich als

NSDAP-Mitglied viele enge Verbindungen zum NS-System, avancierte zum stellvertretenden NS-Reichsbeauftragten für Kleidung und zu einem für die Kriegswirtschaft wichtigen Großunternehmer. An seinem Werdegang beschreibt Steidle „den Aufstieg ‚arisierender‘ deutscher Unternehmer“, die keine Skrupel hatten, „mit den Nazis große Geschäfte zu machen und von der Benachteiligung der deutschen Juden zu profitieren“. Dazu benutzte Neckermann beispielsweise auch die Ausbeutung der jüdischen Sklavenarbeiter und -arbeiterinnen in den Ghettos von Lodz und Bialystock.

In Würzburg hatte der Jude Siegmund Ruschkewitz 1898 das erste Würzburger Kaufhaus gegründet. Um 1930 war es „das größte mit dem breitesten Angebot, aber auch mit dem besten Ruf in Stadt und Umland“. Die Familien Ruschkewitz und Neckermann kannten sich, „nichts sprach um 1930 dafür, dass Neckermann und die Familie Ruschkewitz einen völlig entgegengesetzten Weg nehmen würden“ und Josef Neckermann wenig später – als 23jähriger angehender Kaufmann – Siegmund Ruschkewitz kaltblütig enteignen konnte. In dieser raschen Veränderung der Gesellschaft sieht Steidle die „starke Wirksamkeit einer tief verwurzelten Judenfeindschaft“. Deshalb zeigt er in einem historischen Rückblick, wie schon vom Mittelalter an bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts die Judenverfolgungen „mit einem wirtschaftlich motivierten Antisemitismus zusammenhingen“.

Massenraubmord

Nach 1933 begannen die NS-Angriffe auf Ruschkewitz sowie zunehmende Boykottmaßnahmen („Judenlegen“), die 1935 in einen wachsenden Verkaufszwang mündeten.

Neckermann erwarb das Kaufhaus sowie ein dazugehöriges Kleinpreisgeschäft „für einen viel zu niedrigen Preis“, den er in der Folgezeit noch mehrfach herunterzusetzen verstand. Außerdem „ariserte“ er später ein weiteres jüdisches Textilfachgeschäft sowie in Berlin eine jüdische Wäschemanufaktur.

Neben diesem Fall stellt Steidle detailliert viele andere „konzertierte Aktionen zur ‚Arisierung‘ und Ausplünderung Würzburger Juden“ vor in den Kapiteln: Verdrängung der Juden aus dem Geschäftsleben – Vom Novemberpogrom 1938 zur vollständigen Enteignung – Ghettoisierung und Ausplünderung bis zum Existenzminimum – Ausplünderung bis in den Tod. Immer wieder wird deutlich, wie im Rahmen der totalitären Diktatur „die Ausgrenzung der deutschen Juden, ihre Entrechtung, Enteignung, Vertreibung und schließlich Ermordung auf einem vielschichtigen Handlungsprozess beruhten“. Deutlich wird zudem, wie das NS-System „die Perversion der Enteignung und Ausplünderung der Juden bis in den Tod“ mit wirtschaftlichen Kalkulationen bemäntelte. Die Erkenntnisse bei seinen Recherchen waren für den Autor „so erschreckend“, dass er für diese Vorgänge statt des verharmlosenden Begriffs „Arisierung“ den von dem Historiker Götz Aly geprägten Begriff „Massenraubmord“⁵ übernimmt.

Gegen das Vergessen

In den Schlusskapiteln schildert Steidle die weiteren Schicksale der Mitglieder der Familie Ruschkewitz sowie das Wiedergutmachungsverfahren vor der Wiedergutmachungskammer Würzburg. Er stellt die gegensätzlichen Positionen der beiden Parteien vor, das abschließende Teilurteil sowie die private Einigung Neckermanns

mit den Söhnen von Siegmund Ruschke-witz. Mit einer auch für die Leser bitteren Erkenntnis beschließt der Verfasser dieses Buch: „Eine ähnliche Flut von Gemeinheit und niederer Gesinnung, wie sie mit dem ökonomisch motivierten Antisemitismus ausgelöst wurde, sobald der Staat Mord und Raub an einer wehrlosen Minderheit legal machte, ist mir in meiner Auseinandersetzung mit der Geschichte meiner Heimatstadt nicht begegnet. Was mich besonders erschreckt hat, ist die Selbstverständlichkeit der Vorgänge, die Gewöhnlichkeit der Motive, die wir in unserem heutigen Alltag in einer verwandten, wenn auch harmloseren Form kennen.“ Deshalb hat er „gegen das Verschwinden aus unserem Gedächtnis“ dieses Buch geschrieben.

Dr. Alexander von Papp lebt als frei-er Autor und Redenschreiber in Ran-dersacker. Sein Berufsweg führte ihn von der Regionalforschung (TU Mün-chen) über die Tätigkeit in Ministe-riien (Raumordnungspolitik in Bonn und Brasilien sowie Öffent-lichkeits-arbeit im Bundesbauministerium) zur kommunalen Ebene (Öffent-lichkeits-arbeit und Pressesprecher der Stadt Würzburg, später Kulturamtsleiter). Seine Anschrift: Euweg 8, 97236 Randersacker, E-Mail: alexander@ vonpapp.de.

Anmerkungen:

- 1 So konnten noch Mitte der 1980er Jahre viele durch „Arisierung“ entstandenen „rein deutsche Unternehmen“ ungeniert ihre 50jährigen Betriebsjubiläen feiern. Das Unrecht bei ihrer Gründung wurde dabei leichthin verschwiegen oder verdrängt. Vgl. dazu u.a. „Firmenjubiläen mit Retuschen“, in: Der Spiegel 52/1987, S. 58ff.
- 2 Steidle, Hans: Neckermann & Co. Die Ausplün-derung der Würzburger Juden im Dritten Reich. Würzburg [Echter Verlag] 2014, ISBN 9787-3-429-03707-9, 263 S., 45 Abb., umfangreiche Bibliographie, 19,90 Euro.
- 3 Umso ärgerlicher berühren in dem Buch die vielen Achtlosigkeiten der Schreibweise und Re-daktion.
- 4 Dieser auf Würzburg bezogene Satz gilt wohl für den Vorgang der „Arisierung“ insgesamt. Für ganz Franken zeigt das Edith Raim: Die Verfol-gung und Vernichtung der fränkischen Juden in der NS-Zeit, in: Bresser, Michael/ Eisenstein, Daniela F.: Die Juden in Franken. München 2012.
- 5 Aly, Götz: Warum die Deutschen? Warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhass 1800–1933. Frankfurt/M. 2011.

Bernhard Wickl

2017: Doppeljubiläum in Schwabach

Neben dem in Franken vielerorts begangenen 500. Jahrestag der Reformation kann in Schwabach in diesem Jahr noch ein weiteres Jubiläum gefeiert werden: Vor 900 Jahren wurde der Ort nämlich erstmals urkundlich erwähnt.

Im Jahr 1117 befanden sich zwei Mönche aus dem Kloster Zwiefalten auf der Heimreise vom westböhmischen Kloster Kladrau, wo sie zwei Jahre lang gelebt hatten. Graf Kuno von Harburg, dem Schwabach damals als Lehen gehörte, nötigte die beiden Mönche dazu, in seinem Dorf zu übernachten. Dabei erlebten die Reisen-

den ein Nordlichtphänomen, das ebenso wie die offenbar nicht ganz freiwillige Übernachtung in der von den Zwiefaltener Mönchen Ort lieb und Berthold um 1138 verfassten Chronik festgehalten wurde. Die Zwiefaltener „Bertholdschronik“ ist im Original leider nicht mehr erhalten, doch existieren Abschriften davon, deren älteste anlässlich des Jubiläums bis zum 26. Februar 2017 im Stadtmuseum Schwabach ausgestellt war.

Eine wichtige Rolle bei den Jubiläumsfeierlichkeiten spielt das Goldschlägerhandwerk, das seit dem 16. Jahrhundert



Abb. 1: Blick über den Marktplatz nach Westen mit Schöinem Brunnen (rechts) und Gasthof Goldener Stern (Mitte).
Photo: Bernhard Wickl.



Abb. 2: Südwestecke des Marktplatzes mit Fürstenherberge (links) und Gasthof Weißes Lamm (rechts).
Photo: Bernhard Wickl.

in Schwabach ansässig ist. Am stärksten blühte es zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als etwa 130 Betriebe ungefähr 1.200 Personen beschäftigten. Obwohl es in Schwabach heute nur noch vier Goldschlägereien gibt, stellt dies eine in Europa einzigartige Dichte solcher Werkstätten dar. An mehreren Stellen in der Stadt wird der Besucher an dieses traditionsreiche Handwerk erinnert: zum Beispiel am ehemaligen Goldschlägerbrunnen auf dem Sablaiser Platz oder durch das „Goldene Dachl“ auf dem Rathaus. Wer mehr Informationen über die Schwabacher Goldschläger sucht, wird im Stadtmuseum und in der Goldschläger-Schauwerkstatt fündig.

Schwabach feiert das Doppeljubiläum mit zahlreichen Aktivitäten, die auf der Internetseite der Stadt (www.schwabach.de) präsentiert werden. Um einige Beispiele

zu nennen: Am 11. Februar 2017 wurden auf dem Marktplatz eine Eislaufarena und ein „Winterdorf“ eröffnet, die viele Besucher anzogen. Auch zu den Anlässen passende Produkte kann man käuflich erwerben. Als absoluter Renner erwies sich ein von der Firma „playmobil“ hergestellter Goldschläger, dessen Erstauflage von 25.000 Stück innerhalb weniger Tage vergriffen war. Für den Sommer ist eine zweite Charge angekündigt.

Der für die Reformation bedeutsamen „Schwabacher Artikel“ wurde bei einer „Reformatorischen Tafelrunde“ im Gasthaus „Goldener Stern“ am Schwabacher Marktplatz gedacht. Zwischen den Gängen eines „Reformations-Menüs“ mit zeit-typischen Speisen informierte der Theologe Professor Gunther Wenz aus München die zahlreichen Gäste über die Rolle

Schwabachs bei der Reformation und über die Tischreden Martin Luthers.

Der FRANKENBUND beteiligt sich mit thematisch passenden Veranstaltungen ebenfalls am Schwabacher Doppeljubiläum. Am 16. März hielt der Leiter des Schwabacher Stadtarchivs, Herr Wolfgang Dippert, am Adam-Kraft-Gymnasium (Schulmitglied des FRANKENBUNDES) einen Vortrag zum Thema „900 Jahre Schwabach – eine kurze Geschichte der Stadt“. Ein weiterer Vortrag von Herrn Rüdiger Frisch von der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg über die Reformation ist für den 26. Oktober geplant. Natürlich bot auch der Thementag des FRANKENBUNDES über die Re-

formation in Franken am 6. Mai in Nürnberg allen Schwabachern die Möglichkeit, sich über diese spannende Epoche der fränkischen Geschichte zu informieren.

Im Heft 3/2011 unserer Zeitschrift *FRANKENLAND* bildet Schwabach das Schwerpunktthema: Prof. Dr. Werner K. Blessing, Christin Brutsche, Melanie Humpenöder und Sascha Sambale (drei ehemalige Schüler des Adam-Kraft-Gymnasiums) beschäftigen sich auf 60 Seiten mit einzelnen Aspekten der Geschichte Schwabachs und bieten mit ihren Aufsätzen eine gute Gelegenheit, sich im Jubiläumsjahr 2017 der Geschichte und Gegenwart der Stadt anzunähern.

Verwendete Literatur:

Demling, Philipp: „Schwabach feiert sich ein ganzes Jahr lang“ (Interview mit der Leiterin des Schwabacher Kulturamts, Sandra Hoffmann-Rivero), in: *Nordbayerische Zeitung*, 4.4.2017, S. 12.
Göll, Wolfram: „Zu Tisch mit Luther“, in: *Nordbayerische Zeitung*, 21.2.2017, S. 25.

Schöler, Eugen/Weigand, Sabine/Dippert, Wolfgang: *Historisches Stadtdlexikon Schwabach*. Schwabach 2008.
Stadt Schwabach (Hrsg.): Faltblatt über die „Goldschläger-Schauwerkstatt“.

Bayerische Landesausstellung 2017 in Coburg: „Ritter, Bauern, Lutheraner“

Anlässlich des Reformationsjubiläums 2017 zeigt die Bayerische Landesausstellung mit „Rittern, Bauern, Lutheranern“ ein Panorama der Zeit um und nach 1500 an originalen Schauplätzen. Dabei erzählen kostbare und ungewöhnliche Ausstellungsobjekte die Geschichte einer Epoche des Umbruchs und Aufbruchs.

Damals kämpften die Ritter ihren letzten Kampf, die Bauern probten den Auf-

stand und auch in den Städten herrschte Unruhe, denn Buchdruck, Flugschriften und Kampflieder brachten neue Ideen unter die Leute, so dass jahrhundertealte Gewissheiten ins Wanken gerieten. Vor allem in Süddeutschland, in Franken, Schwaben und Altbayern, entschied sich Erfolg oder Misserfolg der evangelischen Bewegung. Von der Veste Coburg aus verfolgte 1530 Martin Luther den gleichzeitig stattfin-

denden Augsburger Reichstag, von dem sich alle vergeblich eine Lösung der Konfessionsfrage erhofften.

Das Leben um 1500

Die Ausstellung will das Leben auf dem Land, in der Stadt, in den Klöstern und in den Ritterburgen präsentieren. Zu dem Zweck wurden wertvolle und einmalige Originale aus der Zeit in Coburg zusammengetragen. So sollen Kunstwerke von Dürer, Cranach und vielen anderen Meistern gemeinsam mit dem Einsatz eindrucksvoller Inszenierungen und moderner Ausstellungstechnik bei der Antwort auf die Fragen helfen, was die Menschen in jenen bewegten Zeiten umtrieb, ob die Welt damals wirklich durch die Ideen und Schriften Martin Luthers verändert wurde und ob das mit unserer heutigen Zeit noch etwas zu tun hat.

Der Ritter mit der eisernen Hand – das Markenzeichen des Götz von Berlichingen

Unter den ausgestellten Objekten ist auch die „eiserne Hand“ des Ritters Götz von Berlichingen, die vielleicht etwas schaurig anmutet. Vor allem ist es kaum zu glauben, dass man solche Prothesen schon vor fast 500 Jahren fertigen konnte. Die Finger lassen sich in mehreren Gelenken bewegen und können mit Federdruck wieder in die Ausgangslage zurück schnellen, sogar das Handgelenk lässt sich drehen. Dass der Besitzer dieser „eisernen Hand“ noch heute vielen Menschen namentlich bekannt ist, liegt wohl an Johann Wolfgang Goethe, der ihm in seinem Schauspiel „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“ ein deftiges Zitat in den Mund gelegt hat. Wer war dieser Götz?



Abb.: Nachbildung der Prothese des Götz von Berlichingen. Freiherrlich von Berliching'sches Archiv, Jagsthausen. © Haus der Bayerischen Geschichte, Augsburg. Photo: Willi Pfitzinger, Rothenburg ob der Tauber.

Vom „armen Ritter“ zum Helden Goethes

Hätte er in Italien gelebt, würde man ihn einen „Condottiere“ nennen. Er lebte vom Krieg für verschiedene Parteien, denn er war Kriegsunternehmer. Um 1480, in einer schwierigen Zeit für den Niederadel, der von der Landwirtschaft und dem Waffenhandwerk lebte, wurde er in ein fränkisches Herreneschlecht geboren. Die großen Zeiten der Ritter waren vorbei. Im Reich galt seit 1495 der „Ewige Landfriede“, und Fehden waren verboten. Außerdem waren städtische Kaufleute mittlerweile meist reicher als die sprichwörtlichen „armen Ritter“, die um ihre Unabhängigkeit kämpften und sich trotzdem nicht selten den mächtigen Landesfürsten verdienten. Dies tat auch der junge Götz, der zunächst König Maximilian I. auf Feldzügen begleitete und im Jahr 1504 in den Dienst Herzog Albrechts IV. von Bayern-München trat, für den er im „Landshuter Erbfolgekrieg“ focht. Am 13. Juli 1504 traf Götz während eines Gefechts auf den

Wiesen von Altdorf bei Landshut eine verirrte Kugel aus den eigenen Reihen. Seine rechte Hand wurde wohl vom zer-splitternden Schwerknauf zerschmettert und musste am Handgelenk amputiert werden. Wie der alte Ritter Götz in seiner vierzig Jahre später verfassten Lebensbeschreibung im Stil eines Ritterromans berichtet, sei ihm noch auf dem Krankenlager die Idee für die eiserne Hand gekommen, die dann zu seinem Markenzeichen werden sollte. Bereits eine erste Prothese erlaubte es, die Nachbildung der Finger in drei verschiedenen Positionen einrasten zu lassen, während die um 1530 angefertigte zweite Ersatzhand mit Schienen am Unterarmstumpf befestigt werden konnte. Sie wog 1.500 Gramm und soll ihrem Träger auch feinmotorische Tätigkeiten ermöglicht haben. Es heißt, er habe damit sowohl Schwert wie Federkiel halten und sogar den Abzug einer Arkebuse betätigen können.

Feldherr im Bauernkrieg

Solche Fertigkeiten brauchte der kriegerische Götz, der selten einem Konflikt aus dem Weg ging. Nach dem Angriff auf einen Warentransport Nürnberger Kaufleute geriet er in Reichsacht. Während des Bauernkrieges 1525 war er gezwungen, als Anführer des „Odenwälder Haufens“ der Bauern zu dienen, wofür er später angeklagt wurde, Burgen und Klöster niedergebrannt zu haben. Götz argumentierte, dass er nur Schlimmeres habe verhindern wollen, wurde freigesprochen und dann doch für eineinhalb Jahre im Augsburger Kreuztorturm eingekerkert. Im Jahr 1540 löste Kaiser Karl V. die Reichsacht, worauf der damals schon 60jährige Ritter den Kaiser im Krieg gegen die Türken und gegen Frankreich unterstützte. Erst 1562 starb

Götz friedlich auf seinem Stammsitz, der Burg Hornberg, im damals bibli-schen Alter von über 80 Jahren.

Er hatte ein für seinen Stand und für seine Zeit bezeichnendes Leben geführt, geprägt vom Bedeutungsverlust der Ritter, vom Bauernkrieg, von der Auseinandersetzung altgläubiger und lutherischer Reichsstände. Diese Gleichzeitigkeit von Untergang und Aufbruch war es wohl auch, die den jungen Goethe so sehr fasziniert hatte, dass er ausgerechnet den fränkischen Ritter Götz zum Helden eines nationalen Schauspiels machte – und ihn mit einem Ausspruch, den jeder kennt und niemand komplett zitiert, unsterblich werden ließ. In der Bayerischen Landesausstellung erfahren Sie diese und viele weitere Geschichten!

PAS

Bayerische Landesausstellung 2017 „Ritter, Bauern, Lutheraner“

Veste Coburg und Kirche St. Moriz

9. Mai bis 5. November 2017, täglich von 9.00 bis 18.00 Uhr

Veranstalter

Haus der Bayerischen Geschichte, Coburger Landesstiftung und Stadt Coburg – unterstützt durch die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern und die Kirchengemeinde St. Moriz

Eintrittspreise

Erwachsene 12,00 €,

Ermäßigt (z.B. Senioren, Studenten, Gruppen ab 15 Personen) 10,00 €,
Familienkarte 24,00 €,

Kinder und Jugendliche von 6 – 18 Jahren 2 €.

Führungen für Gruppen

Bis 15 Personen 60,00 € zzgl. Eintritt,

Ab 15 Personen 4,00 € pro Person zzgl. erm. Eintritt.

Kontakt

Haus der Bayerischen Geschichte

Zeuggasse 7, 86150 Augsburg

Telephonnr.: +49 (0) 821 3295-0

E-Mail: pressestelle@hdbg.bayern.de

www.hdbg.de/reformation

Würzburgs feiert den 150. Geburtstag des berühmten Dichters Max Dauthendey

Im Jahr 2017 gedenkt die Stadt Würzburg des 150. Geburtstags ihres berühmten Sohnes Max Dauthendey. Der bekannte Dichter und Maler würde am 25. Juli seinen 150. Geburtstag feiern können. So haben sich Kulturverantwortliche der Stadt und viele andere wichtige Kulturträger zusammengeschlossen, um dieses Ereignis in einem würdigen Rahmen zu begehen.

Wer sich eine Übersicht über die vielen hochkarätigen Veranstaltungen (Vorträge, Lesungen, Ausstellungen etc.), die zu diesem Anlass initiiert wurden und deren Besuch sehr empfohlen wird, verschaffen möchte, kann sich auf der Internetseite des Dichters „<https://max-dauthendey.de>“ darüber umfassend informieren. Auch der FRANKENBUND (Gruppe Würzburg) beteiligt sich an dem vielfältigen Veran-

staltungsreigen, wie ein Blick in das Programm verrät: http://www.frankenbund-wuerzburg.de/Programm_2017/index.html.

In dem Zusammenhang sei auch der Hinweis auf ein neu erschienenes Buch zum Thema gestattet: Georg Hippeli (Hrsg.): Max Dauthendey in Japan. Ein literarisches Reisetagebuch. Dettelbach [J. H. Röll Verlag] 2017, ISBN: 978-3-89754-498-7, geb., 160 S., 14,90 EUR. Das Büchlein möchte nicht nur einen kleinen Einblick in den „literarischen Exotismus“ Ende des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts bieten, sondern auch die Idee vermitteln, dass man den Weltreisenden Dauthendey durchaus als Brückenbauer zwischen den Kulturen sehen kann.

PAS

Renate Wolfrum

20. „Oberfränkische Malertage“ 2017 in Lichtenfels

Die Idee der „Oberfränkischen Malertage“, dass sich alljährlich Kunstschaffende zum Malen jeweils in einem anderen oberfränkischen Ort zusammenfinden, wurde im Jahr 1998 erstmals in Weidenberg verwirklicht. Daraus entwickelte sich über Jahre hinweg eine erfreuliche Tradition, so dass die „Malertage“ mittlerweile zu einer festen Institution in der Kulturwelt Oberfrankens geworden sind. Dieses künstlerische Ereignis wird traditionsgemäß durch

die Regierung von Oberfranken begleitet und erfährt in den beteiligten Orten im Regierungsbezirk viel Beachtung und Interesse. Sie begannen mit einem viertägigen Workshop Ende Mai 2017 und werden fortgesetzt mit einer mehrwöchigen Ausstellung. Das Besondere daran ist, dass den Künstlern ein nur den Austragungsort betreffendes Thema vorgegeben wird. So entsteht innerhalb kürzester Zeit vor Ort eine aktuelle Dokumentation, die so

vielfältig und umfangreich ist, dass damit den Bürgern die Bedeutung ihrer Stadt bewusst wird.

In diesem Jahr feiert der Verein „Oberfränkische Malertage e.V.“ sein 20-jähriges Jubiläum und möchte dies festlich begehen. Die 17 Künstlerinnen und Künstler aus ganz Bayern sind Gäste in der schmucken „Deutschen Korbstadt“ Lichtenfels und ihren ebenso malerischen Nachbargemeinden, naheliegend also das Thema der 20. Malertage: „Lichtenfels – die Korbmacherstadt im Gottesgarten“. Denn wer könnte sich dem Liebreiz der lichtdurchfluteten Landschaft am Obermain zwischen Lichtenfels und Staffelstein entziehen. Durch Frankens „Goldene Pforte“ im Obermaintal, wohl behütet von Kloster Banz und der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, schlängelt sich der Main durch Wiesengründe. Etwas entfernt grüßt die Felstafel des Staffelbergs.

Da die Künstler „en plein air“ arbeiteten, interessierte sich auch die Bevölkerung für die Entstehung der Gemälde, was zu spannenden Gesprächen mit den KunstschaFFenden führte. Nach den Arbeitstagen schließt sich nun die Präsentation der beim Workshop entstandenen Gemälde an. Die Ausstellung wird im Renaissance-Stadtschloss von Lichtenfels, das schon viele bedeutsame kulturelle Höhepunkte erlebt hat, mit einer feierlichen Vernissage am Sonntag, 18. Juni 2017, um 10.30 Uhr eröffnet und dauert noch bis zum 16. Juli 2017. Unterstützt werden die Oberfränkischen Malertage durch Bürgermeister Andreas Hügerich und seinen Stadtrat sowie durch die Sparkasse

Coburg-Lichtenfels und die Raiffeisen-Volksbank Lichtenfels-Itzgrund e.G.

Christel Gollner, die Gründerin und Organisatorin der Oberfränkischen Malertage, hatte wegen der Bedeutung des 20-jährigen Jubiläums die Idee, ein Buch herauszubringen, das einen Großteil der Werke enthalten wird, die während der zurückliegenden 20 Jahre von insgesamt 78 namhaften Künstlerinnen und Künstlern aus ganz Deutschland und den angrenzenden Ländern geschaffen wurden. Das Jubiläumsbuch mit Texten des bekannten Nürnberger Schriftstellers Dr. Godehard Schramm wird unter dem Titel „Oberfranken – mit Künstleraugen gesehen“ erscheinen. Eine Lesung aus dem Buch wird am Sonntag, 9. Juli, um 15.00 Uhr im Rahmen einer Midissage im Stadtschloss Lichtenfels stattfinden.

Die heuer in Lichtenfels teilnehmenden Künstler sind Helga Blomeier (Lichtenfels), Karin Dietel (Gefrees), Gerlinde Fick-Meyer (Fürth), Hildegard Frederking (Goldkronach), Christel Gollner (Bayreuth), Sabine Gollner (Bad Berneck), Gerhard Grünwald (Schwandorf), Helga Hopfe (Mainleus), Elfi Hübner (Bayreuth), Angelika Kandler Seegy (Nürnberg), Gertrud Plescher-Fahnler (Coburg), Udo Rödel (Münchberg), Peter Schmidt (Schwarzenbach-Förbau), Barbara Wilde (Lichtenfels), Günther Wolfrum (Pressneck), Hans Wuttig (Sulzbach-Rosenberg) und Clemens Wuttke (Nürnberg). Christel Gollner und Günther Wolfrum mit je 20-facher Teilnahme sind mit Hans Wuttig, der 19 Mal dabei war, die ältesten Mitglieder der Künstlervereinigung.

Hans-Wolfgang Bergerhausen (Bearb.): **Quellen zur Geschichte des Bürgerspitals Würzburg 1500–1650** (= *Fontes Herbipolenses* VIII). Würzburg [Verlag Ferdinand Schöningh] 2014, ISBN 978-3-87717-851-5, XXVIII u. 764 S., 16 Farbabb., 68,00 €.

Die Stiftung Bürgerspital zum Heiligen Geist in Würzburg kann 2016 bereits auf eine 700-jährige Geschichte zurückblicken. Gestiftet wurde die Einrichtung für kranke und alte Menschen vom Würzburger Patrizier Johann von Steren als „Neues Spital“. Seit dem 16. Jahrhundert trug das von der Stadt verwaltete Gebäudeensemble vor dem Hauger Tor den Beinamen „Zum Heiligen Geist“. Bis heute hält das soziale Engagement der Stiftung an. Dabei stehen im Zentrum der Bemühungen insbesondere ältere Menschen, welche in Seniorenheimen und Seniorenwohnstiften sowie durch ein Geriatrizezentrum versorgt werden. Die Weinstuben in der Theaterstraße sowie das Weingut Bürgerspital, eines der ältesten und größten Weingüter Deutschlands, zeugen ebenfalls von der langen, eindrucksvollen Geschichte dieser Stiftung.

Eine Reihe historischer Arbeiten zur Geschichte des Bürgerspitals liegt bereits vor. Dennoch ist der Quellschatz, der sich vor allem im Würzburger Stadtarchiv befindet, keineswegs gehoben und ausgewertet. Hilfestellung gab bislang ein erster, 1994 erschienener und von Ekhard Schöffler bearbeiteter Quellenband für das Mittelalter. Daran knüpft der hier vorzustellende zweite Quellenband für die Jahre 1500 bis 1650 an. Das unter Leitung des Würzburger Geschichtsprofessors Hans-Wolfgang Bergerhausen entstandene Werk ist in jeder Hinsicht schwergewichtig. Es wiegt nicht nur mehrere Kilo und um-

fasst fast 800 Seiten, sondern hat auch inhaltlich Spannendes zu bieten. In seiner profunden Einleitung hebt der Bearbeiter bereits wichtige Kennzeichen der beginnenden Neuzeit hervor: Es ist vor allem die nun einsetzende Massenüberlieferung des „Aktenzeitalters“. Neben Urkunden umfasst die Textüberlieferung nun auch Güter- und Besitzverzeichnisse, Inventare und Rechnungen, Haus-, Arbeits- und Speiseordnungen, Protokolle sowie Berichte und Bitschriften. Vor allem am Ende des 16. Jahrhunderts nimmt die Fülle des Schriftgutes nochmals deutlich zu. Dies hat seinen Grund nicht zuletzt in der Eröffnung des Juliusspitals (1576) als eines territorialen Gegenentwurfs zum kommunalen Spital. Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn achtete besonders darauf, dass tatsächlich nur Bürger in das Bürgerspital aufgenommen wurden, während Hilfsbedürftige des Umlandes im Juliusspital versorgt werden sollten.

Der Fülle der hier ausgewählten 614 Quellen begegnet der Bearbeiter des Quellenbandes auf zwei Wegen: Zum einen nimmt er die einzelnen Archivalien je nach Inhalt nur als Regest (knappe Zusammenfassung mit Herkunftsangabe und Beschreibung), als hochdeutsche Paraphrase des Quellentextes oder als Transkription oder Teiltranskription im Wortlaut auf, was uns auch die Sprache der Zeit nahebringt. Zum andern ordnet er die Quellen nach Themenbereichen, was bei der Arbeit zu einzelnen Fragestellungen außerordentlich hilft.

Bergerhausen wählt sechs Schwerpunkte: Zunächst die Pfründner, d.h., die Inhaber des Spitals, die überwiegend kleinere oder größere Geldbeträge einbrachten und sich dafür ein lebenslanges Bleiberecht aushandelten. Angesichts der Tatsache, dass wir auch heute noch relativ

wenig über Hospitalbewohner wissen, werden Historikerinnen und Historiker gerade für diesen ausführlichen Teil des Quellenbandes (über 100 Seiten) dankbar sein. Vor allem Aufnahmeverträge, Testamente und vier Einzelschicksale stellen die Bewohner des Bürgerhospitals als handelnde Menschen und nicht nur als Objekte der „Caritas“ vor. Haus-, Arbeits- und Speiseordnungen, aber auch Strafen machen zugleich die strengen Regeln des „ganzen Hauses“ (Otto Brunner) deutlich. Der zweite Schwerpunkt des Quellenbandes betrifft die Verwaltung, an dessen Spitze der die Aufsicht führende städtische Spitalpfleger, als Hausleitung Spitalmeister und (die ebenfalls entlohnte) Spitalmeisterin sowie vor allem für die Rechnungsführung der Spitalschreiber standen. Die umfängliche Hausverwaltung führte, wie andernorts, immer wieder zu Beschwerden und Mängelberichten. Dies sollte aber nicht darüber hinweg täuschen, dass die Einrichtung mit ihren vielfältigen Aufgaben und der umfangreichen Güterverwaltung insgesamt erfolgreich geleitet wurde. Das vielfach nicht leicht friedlich zu organisierende Leben im Spital wird in Abschnitt 3 deutlich, in dem es u.a. um Konflikte zwischen Personal und Pfründnern und zwischen den Pfründnern selbst geht. Hauptklagepunkt war, wie in vielen ähnlichen Einrichtungen, das Essen. Mehrfach aufgeführt sind jedoch auch Beschwerden, dass es im Falle von Bettlägerigkeit an Fürsorge mangelte. Auch medizinische Aspekte des Hospitalbetriebes (Krankheiten, Arztbesuche, Badeisen) sind punktuell zu erkennen. Ein umfangreiches Kapitel geht auf Wirtschaft und Finanzen ein. Der Güterbesitz (mit Mühlen, Gewässern etc.) war beachtlich. Auch Geldgeschäfte spielten für das Spital eine wichtige Rolle. Für die Versorgung

der Pfründer nennenswert sind die Badestuben: Immerhin vierzehntägig wurde Bad gehalten, was das Setzen von Schröpfköpfen und Haar- und Bartpflege einschloss. Der kürzere Abschnitt „Bauten“ behandelt sowohl die profanen Bauwerke als auch die Kirchengebäude, darunter die Spitalkirche. Für die Dorfgeschichte von Interesse sein dürfte schließlich der letzte Schwerpunkt. Hier sind Quellen für das spitaleigene Dorf Laub bei Würzburg zusammengetragen. Ein hilfreiches Orts-, Personen- und Sachregister schließt den gedruckten Band ab. „Gedruckt“, denn als Beilage liegen Tabellen auf CD-ROM bei. Hier finden sich außerdem Pfründnerlisten, Übersichten über die Zahl der im Bürgerspital lebenden und arbeitenden Personen, namentliche Angaben zum Personal sowie die Jahresbilanzen. Mit dieser technischen Möglichkeit wurde ein guter Weg gefunden, die Forschung zu unterstützen und dennoch den Band im Umfang begrenzt zu halten.

Summa summarum handelt es sich um einen klug und solide erarbeiteten Quellenband, der vielfältige Einblicke in die Hospitalgeschichte, nicht nur der Stadt Würzburg, gibt und zugleich für Lokal-, Stadt- und Dorfhistoriker innovativ nutzbar ist. Auf einen Nachfolgeband ist zu hoffen!

Christina Vanja

Jüdische Gemeinde Würzburg und Unterfranken (Hrsg.): **1941–1945 Unvergessliche Jahre. Erinnerungen von Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Würzburg.** Würzburg 2015, ISBN 978-3-00-049451-2, Paperback, 292 S., ca. 100 Abb., 14,90 EUR.

Jüdische Zeitzeugen aus der ehemaligen Sowjetunion schildern ihre Erlebnisse mit

Krieg und Holocaust: damalige Soldaten und Soldatinnen sowie damalige Kinder während des Krieges. Erzählt wird von der Invasion der deutschen Wehrmacht in die Sowjetunion, von der Belagerung Leningrads, von der Unterdrückung durch die Kollaborateure, z.B. in Ungarn, Rumänien oder der Ukraine sowie von der individuellen und massenhaften Ermordung russischer Juden im Sowjetreich.

Einheimische in Deutschland kennen vor allem die Leidensgeschichten von deutschen Juden im Nationalsozialismus. Dieses Buch bietet Gelegenheit zu erfahren, was der Nationalsozialismus für die Bevölkerung in den besetzten Ländern bedeutete – und insbesondere auch für die jüdische Bevölkerung dort. Insofern mag das Buch für manchen Einheimischen Gelegenheit zur Horizonterweiterung bieten.

Für die Betroffenen – nicht nur für die Autorinnen und Autoren, sondern für alle Neu-Würzburger, die Ähnliches durchlebten – bedeutet dieses Buch eine Würdigung ihrer Biographie und Ausdruck von Respekt gegenüber ihrer Person. Sie stellen mit ihren Texten das Leiden und die Trauer angesichts des Krieges in den Mittelpunkt und setzen damit einen Gegenakzent zu der Erinnerungskultur im nichtjüdischen Russland bis heute, die immer noch von Heldengeschichten und Militärparaden geprägt ist. Schon der erste Text des Buches von Vladlen Gelman zeigt diesen Paradigmenwechsel. Erzählt wird ein gescheiterter Bomberangriff und damit eine Anti-Heldengeschichte, wie sie aus der Feder eines nichtjüdischen Russen kaum vorstellbar ist.

Für das Zusammenleben der Einheimischen und dieser Neu-Würzburger macht das Buch deutlich, welch' großes Geschenk es ist, wie diese Menschen ohne Hass und in Versöhnung im ehemaligen

Feindesland leben. Trotz allen erfahrenen Leids bescheinigen diese Neubürger dem heutigen Deutschland große Veränderungen hin zu einer Nation des Miteinanders und des Friedens. Das Buch erschien noch rechtzeitig. Schon sind es aber mehr Kinder des Krieges als Veteranen, die berichten.

Kompliment an die Redaktionsgruppe: fast allesamt sind es Personen, für die sich der erste Arbeitsmarkt in Deutschland offenbar nicht interessiert. Sie haben mit der Herausgabe dieses Buches in sehr kurzer Zeit gezeigt, dass sie zu außergewöhnlichen Leistungen fähig sind. Der Entschluss, dieses Buch herauszugeben, fiel nach einer Lesung von Veteranentexten am 27. Januar, dem Tag der Befreiung des KZ Auschwitz. Bis zu seinem Erscheinen am 9. Mai, dem 70. Jahrestag des Sieges im Großen Krieg, lag gerade ein Viertel Jahr. Menschen mussten animiert werden, Erinnerungen niederzuschreiben; die Texte waren zu übersetzen und mit Photos zu bereichern. Diese Übersetzung wurde von Valentina Belsch großartig gemeistert. Bei tadellosem Schriftdeutsch behielt sie den Stil der einzelnen Schreiber bei und bewahrte so das Authentische der schier unfasslichen Inhalte. Bravourös besorgte Jurij Karpelev zum ersten Mal in seinem Leben das Layout einer Buchdatei und eignete sich hierfür das technische 'know-how' im Bereich Datenverarbeitung eigens an. Ansprechend fiel die Gestaltung mit vielen Photos durch Larissa Dubovska aus.

Dieses Buch kann künftig eine noch vertieftere Begegnung zwischen Einheimischen und jüdischen Neubürgern ermöglichen. Es ist ein großes Plädoyer gegen Krieg und für Frieden. Allein aus dem Grund ist ihm eine große Leserschaft zu wünschen.

Dieter Fauth

Reinhold Jordan: **Die Amerikaner in Schweinfurt – Ihre Spuren in den Motiven von Medaillen und Plaketten** (Numismatische Gesellschaft Schweinfurt e.V., Sonderheft 90). Schweinfurt 2014, 41 S., ca. 50 auch farbige Abb.

Bis zum Jahr 2014, also fast 70 Jahre lang, waren in Schweinfurt rund 11.000 amerikanische Soldaten und Zivilangehörige stationiert. Das ist für die Region wahrscheinlich die größte Herausforderung seit dem Kriegsende, als das „Amerikanische Zeitalter“ begann. Die Folgen für den Immobilien- und Arbeitsmarkt sowie das Dienstleistungs- und Einzelhandelsgewerbe bleiben abzuwarten. In der Reihe „Made in Schweinfurt“ gab es zu diesem Thema die 13. Ausstellung im Glasbau des Konferenzzentrums (25.7.–21.9.2014) mit umfangreicher Begleitbroschüre, die hier vorgestellt werden soll.

Unter dem Motto aus „Besatzern wurden Freunde“ nähert sich Reinhold Jordan von der Numismatischen Gesellschaft dem Zeitabschnitt aus ganz anderer Richtung: In acht Kapiteln und vier Anlagen wird die reichhaltige Palette geprägter Erinnerungsstücke vorgestellt. Die Kapitel sind: I. Die Medaillen der Military Community, II. Challenge Coins, III. Die Volksmarschmedaillen für amerikanisches Publikum, V. Das Blutspendeabzeichen für die amerikanischen Soldaten, VI. Der Rod-and-Gun-Club, VII. Square Dance Club und Bavarian Cloggers, VIII. Freimaurerloge. Schlussbetrachtung, Dank, Quellen und Literatur runden das Bändchen ab. Die vier Anlagen verzeichnen Medaillen im Umfeld, so z.B. 50 Jahre Flugplatz Geldersheim (1986). Die Kasernen und ihre Infrastruktur wurden ja in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gebaut.

Interessant sind die Ausführungen Jordans, die über die Prägestücke nahezu alle Lebensbereiche der Militärs und ihrer Angehörigen streifen. Beispielsweise haben sich die Challenge Coins, deren Anfänge im Ersten Weltkrieg vermutet werden, als Erkennungszeichen für eine bestimmte Einheit entwickelt. Sie wurden bei Angehörigen von Eliteeinheiten im Vietnamkrieg populär und scheinen inzwischen auch hierzulande z.B. die früher gebräuchlichen Reservistenkrüge abzulösen. Der Beitrag der Numismatik zum Abzug der Amerikaner hat selbstverständlich seine eigene Blickrichtung. Dennoch vermag schon das kleine Sonderheft die Vielfalt der Beziehungen zwischen den ehemaligen Besatzern und den Einheimischen nachzuzeichnen. Überraschend bleibt, dass diese Vielfalt sich so lebendig in den Medaillen und Plaketten niedergeschlagen hat. Jordan vergisst darüber nicht auf die großen Herausforderungen hinzuweisen, die die zivile Nachnutzung der Liegenschaften, i.W. bestehend aus zwei großen Kasernenanlagen, einem Flugplatz, einem Schießplatz im Stadtwald und den beiden civilen Siedlungen, bringen werden. Das Heft hat sich einen würdigen Platz in der Reihe von Publikationen zur Nachschau der jahrzehntelangen Anwesenheit der Amerikaner in Schweinfurt erworben.

Thomas Voit

Thomas Horling/Uwe Müller/Erich Schneider: **Schweinfurt – Kleine Stadtgeschichte**. Regensburg [Verlag Friedrich Pustet] 2014, ISBN 978-3-7917-2609-0, Tb., 168 S., 35 s/w Abb., 12,95 Euro.

In der Reihe „kleine Stadtgeschichte“, die aktuell 35 Taschenbuchausgaben umfasst, ist im Friedrich Pustet Verlag Regensburg

der Band über Schweinfurt erschienen. Das kleinformatige Büchlein schließt eine Lücke, denn seit rund einhundert Jahren gab es keinen Versuch mehr, die Geschichte der Stadt darzustellen. Der gewählte Verlag ist dazu hervorragend geeignet, arbeitet er doch auch mit dem Haus der Bayrischen Geschichte zusammen. In der Edition Bayern, ebenfalls herausgegeben vom Verlag Pustet, ist der schön bebilderte Band 10 über Schweinfurt bereits auf dem Markt.

Die promovierten Autoren sind die besten Kenner der Stadt: Thomas Horling ist wissenschaftlicher Sekretär der Kommission für bayrische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und hat sich insbesondere dem Aspekt der industriellen Entwicklung angenommen; Uwe Müller, der Leiter des Stadtarchivs und der wissenschaftlichen Stadtbibliothek und 1. Vorsitzender des Historischen Vereins Schweinfurt e.V. zeichnet für den historischen Abriss bis zum Übergang an Bayern verantwortlich; schließlich hat Erich Schneider, der frühere Leiter der Museen und der Galerie sowie des Kulturamtes Schweinfurt und wissenschaftlicher Leiter der Gesellschaft für Fränkische Geschichte, die Ausführungen zu Kunst- und Baudenkmälern beigetragen.

Immer wieder musste die einzige und einstige Reichstadt in Unterfranken mit den benachbarten Würzburger Fürstbischoßen und anfangs auch mit den mächtigen Grafen von Henneberg um ihre staatliche Unabhängigkeit ringen. Die Einführung der Reformation 1542 stellte auch die religiöse Unabhängigkeit her. Dem allgemeinen Niedergang der Städte folgte am Beginn des 19. Jahrhunderts der Anschluss an Bayern, eine Voraussetzung zur Industrialisierung. Erst Chemie (Schweinfurter Grün), dann folgte die

Metallverarbeitung vornehmlich in der weltweit agierenden Wälzlagerindustrie. Der Untergang der Stadt im Bombenhang, Wiederaufbau, Wirtschaftswunder, Ende des Wirtschaftsbooms, Umbau zur „Stadt der Industrie und Kunst“ werden geschildert. Die kleine Stadtgeschichte bietet einen detailgenauen und kenntnisreichen Überblick über die Entwicklung der Stadt und liefert damit erstmals eine zusammenfassende Darstellung über deren industrielle Entwicklung, Wirtschaft, Soziales, Politik, Architektur und Kunst.

Eine kleine Stadtgeschichte war aus verschiedenen Gründen sinnvoll. Zum einen fehlen noch zusammenfassende wissenschaftliche Untersuchungen, z.B. für die Weimarer Zeit und später, und zum anderen beleuchten viele Detailstudien diese Zeitabschnitte inzwischen nur sektoral. Da ist z.B. der neue Architekturführer zu nennen, der das Standardwerk Safferts nach über einem halben Jahrhundert ergänzt. Daher ist es wertvoll, den Stand der Erkenntnis – zumindest übergreifend als Stadtgeschichte – festzuhalten. Das ist für uns Zeitgenossen hilfreich, um Zusammenhänge erkennen und Vergleiche wagen zu können.

Das Taschenbuch vermag dem Leser in Kürze einen guten Überblick über die Jahrhunderte der Schweinfurter Stadtgeschichte zu verschaffen. Die Lektüre ist leicht verständlich, gut lesbar, ohne umfangreichen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat. Eingestreut finden sich gekennzeichnete Erläuterungen, wie kurze Biographien stadtgeschichtlich bedeutsamer Personen oder zum Verständnis des Textes wichtige Hintergrundinformationen und Zeitzeugenberichte, die nicht unmittelbar zum Fließtext gehören. Das alles kommt der kleinen Stadtgeschichte zugute. Naturgemäß nimmt das 19. und 20.

Jahrhundert den größten Raum ein, sind doch die geschilderten Entwicklungen auch heute noch weitgehend bestimmd für das Werden der Stadt.

Die Kapitel gliedern sich folgerichtig in Mittelalter, Epoche des Konfessionalismus, Dreißigjähriger Krieg bis zum Königreich Bayern, Biedermeier bis 1. Weltkrieg, Zwischen den Weltkriegen, 2. Weltkrieg und Wiederaufbau, Nach dem Wachstum. Literatur- und Bildverzeichnis, Register mit Orts- und Personenangaben, Zeittafel und statistische Angaben und ein zeitgemäßes Internetadressenverzeichnis sind beigefügt. Den heute gegebenen technischen Möglichkeiten gehorchein, ist das Buch auch als „eBook“ erhältlich, was das Nachschlagen der Internetquellen einfacher macht.

Die kleine Stadtgeschichte Schweinfurt ist in erster Linie für Interessierte, also Besucher, Touristen, Zugezogene, aber auch für geschichtliche Neueinsteiger geschrieben. Dieser Einstieg ist sehr gut gelungen und macht denjenigen, die mehr und Genaues wissen wollen, Appetit wie eine schmackhafte Vorspeise auf den Hauptgang. Bleibt der Hunger auf Mehr, die große Stadtgeschichte, die sich dann z.B. des zweiten großen Sohns der Stadt, des Architekten und Städtebauers Theodor Fischer, gebührend annehmen sollte. Die Industriegeschichte dürfte sich dort auch facettenreicher, wie etwa mit Schloss Mainberg als Wohnsitz prominenter Fabrikanten oder mit den ehrenamtlichen Sammlern auseinandersetzen.

Der Leser erkennt, was ein Jahrhundert lang gefehlt hat. Insgesamt also ein aktueller, sehr gut gelungener Einstieg in Schweinfurts Historie. So wird erstmals ansatzweise erkennbar, wie auf lokaler Ebene breiter wirtschaftlicher Erfolg dazu beitragen kann, Kulturgüter der Nach-

welt zu sichern: „Industrie und Kunst“. Die Stadtgeschichte Schweinfurt ist klein, kompakt, preiswert, leicht zu lesen, passt in jede Tasche und ist auch elektronisch erhältlich! Machen Sie Gebrauch davon!

Thomas Voit

Hubert Kolling: **150 Jahre Freiwillige Feuerwehr Bad Staffelstein (1864–2014)**. Gründungsjubiläum mit großem Spielmannszugtreffen. Freiwillige Feuerwehr Bad Staffelstein (Hrsg.) (Bad Staffelsteiner Schriften, Band 20). Bad Staffelstein [Selbstverlag] 2014, ISBN 978-3-935302-09-8, geb., 334 S., 317 s/w u. Farabb., 15,00 Euro, (Bestellung unter Tel.Nr. 09573/5142).

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts gründeten sich in den größeren Städten und Ortschaften die ersten Freiwilligen Feuerwehren. So entstanden entsprechende Organisationen, die neben den Pflichtfeuerwehren bestanden, auch im heutigen oberfränkischen Landkreis Lichtenfels: 1860 machte Lichtenfels den Anfang, dem 1864 Staffelstein folgte. Anlässlich ihres 150-jährigen Bestehens im Jahre 2014 feierte die Freiwillige Feuerwehr Bad Staffelstein nicht nur ein beeindruckendes Fest, sondern gab auch eine außergewöhnliche Festchrift heraus. Verfasst wurde das über 300 Seiten umfassende Buch (zugleich Band 20 der „Bad Staffelsteiner Schriften“) von Hubert Kolling, der bereits eine Monographie zur „Geschichte der Mühlen in Bad Staffelstein“ (2002) und vier beeindruckende Bände in der von ihm begründeten Schriftenreihe „Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kultur von Unterzettlitz“, darunter das 400 Seiten starke Buch „300 Jahre Brandschutz in Unterzettlitz“ (2006), veröffentlicht hat.

Bei seiner Darstellung stützt sich der Autor neben Vereinsunterlagen vor allem auf Archivalien aus dem Staatsarchiv Bamberg und dem Stadtarchiv Bad Staffelstein. Das Buch enthält nach einer Reihe von Grußworten acht Kapitel, von denen sich das erste vor dem Hintergrund der politischen Entwicklungen ausführlich mit den Anfängen des Brandschutzes in Staffelstein und der 150-jährigen Geschichte der dortigen Freiwilligen Feuerwehr beschäftigt. Bemerkenswert ist, dass Hubert Kolling in gleich zwei Abschnitten („Ein „3-faches Siegheil“ auf den Führer“ und „Das Reichsfeuerwehrgesetz von 1935“) auch die NS-Zeit (1933–1945) ausführlich berücksichtigt, ein Kapitel, das man in Feuerwehrfestschriften bislang oftmals vergeblich sucht. Nicht zu kurz kommen schließlich die Aktivitäten der Freiwilligen Feuerwehr Bad Staffelstein bezüglich ihrer fachlichen Ausbildung und nicht zuletzt die sich über viele Jahre hinziehenden Bemühungen um den Bau eines neuen Feuerwehrhauses, das schließlich am 7. August 2010 eingeweiht werden konnte.

Während das zweite Kapitel – exemplarisch mit Hilfe von zehn Farabbildungen – die unterschiedlichsten „Einsätze der Freiwilligen Feuerwehr Bad Staffelstein“ dokumentiert, widmen sich das dritte und vierte Kapitel der Freiwilligen Feuerwehr in ihrem Jubiläumsjahr 2014. In Wort und Bild werden dabei nicht nur die Führung (Vorstand, Kommandanten und Gruppenführer), die Gerätewarte, ATS-Gerätewarte, der Dienstälteste und das Webmasterteam, sondern alle Akteure – jeweils mit Portraitphotos –, ebenso wie das Gerätehaus, die einzelnen Feuerwehrfahrzeuge, die Technischen Rettungsgeräte, der Spielmannszug und die „Löscherquerkerla“, die Kindergruppe der Wehr vorgestellt. Zugleich porträtieren großfor-

matige Farbbilder den Festausschuss, die Ehrendamen, die Fahnenehrendamen und das Festprogramm.

Während das fünfte Kapitel die mehr als 90 am Jubiläumsfestzug der Freiwilligen Feuerwehr Bad Staffelstein teilnehmenden Gastfeuerwehren und Vereine namentlich erfasst und das sechste Kapitel der Toten gedenkt, enthält das siebte Kapitel das Quellen- und Literaturverzeichnis sowie den Nachweis der insgesamt 316 Abbildungen. Das achte Kapitel vereint schließlich halb- und ganzseitige Annoncen der „Freunde und Gönner der Freiwilligen Feuerwehr Bad Staffelstein“, denen vor allem im Hinblick auf spätere historische Forschungen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zukommt.

Verschafft man sich einen Überblick über Feuerwehrfestschriften, so ist augenfällig, dass nicht wenige unter historischen Gesichtspunkten viele Fragen offen lassen. Die von Hubert Kolling vorgelegte Festschrift hebt sich hiervon deutlich ab, was sich u.a. in den ausgesprochen exakten und ausführlichen Bildunterschriften zeigt. Nicht zuletzt deshalb wird man das in jeder Beziehung gelungene Buch über das Jubiläumsjahr hinaus immer wieder gerne zur Hand nehmen.

Manfred Pappenberger

Reinhold Jordan: **Sebastian Schertlin – Zu den Finanzen eines erfolgreichen Landsknechts** (Numismatische Gesellschaft Schweinfurt e.V., Sonderheft 91), Schweinfurt 2014, 39 S., 18 Abb.

Der Autor entführt uns in die Zeit vor 500 Jahren, in die Zeit Kaiser Karls V. und erzählt uns gleichsam die Geschichte „des Tellerwäschers, der zum Millionär wurde“. Sebastian Schertlin, 1496 in Schorndorf

im Rems-Murr-Kreis östlich von Stuttgart geboren, starb 1577 81-jährig in Augsburg, geadelt und mit der Herrschaft über Burtenbach, welche er käuflich erworben hatte, ausgestattet. 1525 war er an der Niederschlagung des Bauernkriegs u.a. in Schweinfurt beteiligt.

Das Sonderheft gliedert sich nach der kurzen Einführung in „Zur Biographie“, „Zu den Einnahmen des Landsknechtführers“, „Die Ausgaben“, „Einblick in die Vermögenslage“, „Schlussgedanken“, Anlage und Literatur. Dass der Band entstehen konnte, ist sicher darauf zurückzuführen, dass Schertlin eine Autobiographie verfasst und seine Einkünfte und Ausgaben verzeichnet hat.

Wie konnte ein Bürgerlicher eine solche ungewöhnliche Karriere machen? Zunächst zeichnete sich eine zeitgemäße patrizische Laufbahn ab: Er absolvierte die Lateinschule in seiner Geburtsstadt, verließ nach vier Jahren die Universität Tübingen mit dem Magistertitel und wurde vereidigter bischöflicher Schreiber in Konstanz. Zwei Jahre später jedoch ließ er sich als Landsknecht anwerben und wurde nach vier Jahren zum Hauptmann befördert. Unter verschiedenen Kommandos wurde sein Organisationstalent immer bekannter. Bald arbeitete er für den Kaiser und wurde zum Ritter geschlagen. Aber es gab auch Rückschläge, als er sich der Reformation anschloss, was dem Kaiser missfiel. Neuer Arbeitgeber wurde der französische König, was ihm die Reichsacht und die Beschlagnahmung seiner Güter einbrachte. Schertlin war als Truppenführer für den Kaiser aber so wichtig, dass er ihn nach einigem Hin und Her wieder abwarf und ihm den Titel eines kaiserlichen Rats verlieh. Schertlin muss das Kriegshandwerk vortrefflich beherrscht und Gewinn daraus gezogen haben.

Neben der persönlichen Entwicklung interessiert den Numismatiker der Umgang mit Geld und das Finanzgebaren der damaligen Zeit. So schreibt Jordan als Schlussgedanken: „*An der Grenze zwischen Mittelalter und Renaissance gab es für einen entschlossenen und strebsamen Mann ganz offenbar Aufstiegsmöglichkeiten. Schertlin nutzte diese mit traumwandlerischer Sicherheit und wohl auch viel Glück. Trotz seiner erworbenen Territorien war er vor allem Städtemensch. In seinem Stadthaus, und nicht etwa in seinem Schloss in Burtenbach, ist er auch gestorben.*“ Das kleine Heft über einen äußerst erfolgreichen Protagonisten in einer Phase heftiger Umbrüche ist schön illustriert und sorgfältig recherchiert. Es öffnet den Blick auf diese Zeit aus einer bislang nicht häufig genutzten Perspektive. Gut zu lesen, leicht verständlich: Wirklich empfehlenswert!

Thomas Voit

Rainer Leng: **6. April 1945. Frauenaufstand in Gerolzhofen** (de geroldeshova, Bd. XVI). Gerolzhofen [Historischer Verein in Gerolzhofen – Geschichte für alle e.V.] 2015, ISBN 13 978-3-9817087-0-7, geb., 322 S., div. s/w. Abb., 19.00 Euro.

Zur Erinnerung an das Kriegsende vor 70 Jahren ist es dem Historischen Verein unter der Vorsitzenden Sabine Wolf gelungen, die Ereignisse vom 6. April 1945 in Gerolzhofen aus der Feder des Geschichtswissenschaftlers und Professors an der Universität Würzburg Rainer Leng in einem weiteren Band seiner Publikationsreihe *de geroldeshova* dem historisch interessierten Publikum vorzulegen. Schon für die neue Stadtchronik hatte der Verein gemeinsam mit der Stadt und der Dr. Otmars Wolf-Kulturstiftung den Mut, Wis-

senschaftlern die Aufgabe zu übertragen, die Geschichte der Stadt aus den Quellen neu aufzuarbeiten. Das Ereignis des sog. Frauenaufstandes vom 6. April 1945 war zum Zeitpunkt der Drucklegung 2012 zwar im vorgenommenen Kanon, aber angesichts der dazu notwendigen umfassenden Quellenrecherche und Quellenarbeit nicht in den Chronikband aufgenommen worden.

Im nun vorgelegten Band XVI der Schriftenreihe beschreibt Rainer Leng auf 322 Seiten nicht nur das Ereignis vom 6. April 1945, sondern legt eine wissenschaftlich fundierte und kritisch beleuchtende Analyse vor. Angesichts unseres unsicheren Wikipedia-Zeitalters und der immer geringer werdenden Wertschätzung objektiver Geschichtswissenschaft als erlerntes Handwerk ist die Entscheidung des Historischen Vereins Gerolzhofen, eine von Zeitzeugen geprägte Erinnerung aus bislang nicht beachteten Quellen zu objektivieren, nicht hoch genug zu loben.

Mit Rainer Leng hat der Verein zudem einen Fachmann gewinnen können, der auch dem Laien Geschichte nahe bringen kann, ohne auf die wissenschaftlichen

Standards zu verzichten. So beschreibt er zu Anfang auf knapp fünf Seiten die Quellen zum Frauenaufstand, bevor er das Ereignis selbst in den Fokus nimmt. Es gelingt ihm die Akteure und ihre Rolle so zu beschreiben, dass das Geschehen nachvollziehbar wird, wie es sich auch der Laie wünscht, der eher zum historischen Roman als zu einem Geschichtsbuch greift.

Der 90seitige Quellenanhang gibt zudem jedem Leser die Gelegenheit, sich mit der maßgeblichen Basis für die objektiven Erkenntnisse des Geschichtsforschers selbst auseinanderzusetzen. Ergänzt mit ausgesuchtem Bildmaterial, soweit es zur Verfügung steht, ist es Rainer Leng wieder einmal gelungen, der unterfränkischen Geschichte ein unverzichtbares Lesebuch und Nachschlagewerk vorzulegen. Es wird Maßstab dafür sein, wie das 20. Jahrhundert in der Region zukünftig beschrieben werden sollte, ohne den Akteuren ein Denkmal zu setzen oder sie vergessen zu lassen. Dem Historischen Verein in Gerolzhofen unter der Leitung von Sabine Wolf ist auch von Seiten der Wissenschaft ein herzlicher Dank auszusprechen.

Ute Feuerbach



Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 0931/27624
Telefax 0931/27625

halbigdruck
offset  digital

EGLMAYER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Bernhard Wickl

Unserem Bundesfreund Hans Wörlein zum 85. Geburtstag

Am 3. Juni feierte Hans Wörlein seinen 85. Geburtstag. Seit fast 60 Jahren ist der Jubilar Mitglied des FRANKENBUNDES und hat sich jahrzehntelang in verantwortungsvollen Positionen auf vorbildliche Weise für die Belange unseres Vereins engagiert: Die Gruppe Nürnberg prägte er vier Jahrzehnte lang so nachhaltig, dass er im Jahre 2009 – anlässlich seiner 50-jährigen Mitgliedschaft beim FRANKENBUND – zum Ehrenvorsitzenden ernannt wurde. Als Bezirksvorsitzender von Mittelfranken brachte er sein profundes Wissen und seine Erfahrung auch in die Bundesleitung ein. Durch sein unermüdliches Wirken hat Hans Wörlein für den FRANKENBUND im Allgemeinen und für die Gruppe Nürnberg im Besonderen Herausragendes geleistet und sich unschätzbare Verdienste erworben, wofür ihm der FRANKENBUND zu höchstem Dank verpflichtet ist.

Das Interesse Hans Wörleins an fränkischer Geschichte, Kunst und Kultur wurde bereits durch seinen Kunstrehrer am Gymnasium, Wilhelm Funk, geweckt. Neben dem Studium der Pharmazie an der Universität Erlangen besuchte Hans Wörlein das von Professor Fichtner geleitete Seminar für Christliche Kunst und Archäologie, wo er sein



Abb.: Bundesfreund Hans Wörlein mit seiner Gemahlin Inge.

Photo: Bernhard Wickl.

Wissen über die fränkische Heimat immer weiter vertieft. Seine Begeisterung für die Geschichte und Kunst Frankens ist bis heute ungebrochen, und man spürt sie sofort, wenn man mit ihm spricht. Obwohl er seit einiger Zeit in seiner Beweglichkeit stark eingeschränkt und auf einen Rollstuhl angewiesen ist, nimmt Hans Wörlein noch sehr regen Anteil an den Geschicken „seines“ FRANKENBUNDES. Vorstandssitzungen der Gruppe Nürnberg finden regelmäßig im Hause Wörlein statt, so dass die Stimme des Jubilars nach wie vor gehört wird. An dieser Stelle darf ein Wort des tief empfundenen Dankes an Frau Inge Wörlein nicht fehlen. Mit ihrer tatkräftigen Hilfe und treuen Fürsorge ermöglicht sie ihrem Mann die weitere aktive Teilnahme am Vereinsleben.

Wir alle – und damit erlaube ich mir, für den gesamten FRANKENBUND zu sprechen – wünschen unserem Bundesfreund Hans Wörlein zum 85. Geburtstag Gottes Segen und alles erdenklich Gute. Möge seine Gesundheit sich so weit stabilisieren, dass er sich noch häufig in die Belange des FRANKENBUNDES einbringen und seine Franken-Begeisterung in seiner liebenswürdigen Art noch lange weitergeben kann.

Bundesfreund Hartmut Schötz zum Ansbacher Stadtheimatpfleger bestellt

Auf Beschluss des städtischen Schul- und Kulturausschusses hat die Oberbürgermeisterin der Stadt Ansbach, Frau Carda Seidel, unseren Bundesfreund Hartmut Schötz mit Wirkung zum 1. April 2017 für zwei Jahre zum Stadtheimatpfleger für den Stadtkreis Ansbach bestellt. Die Bundesleitung des FRANKENBUNDES, in der Bundesfreund Schötz seit vielen Jahren auch als stellvertretender Bezirksvorsitzender für Mittelfranken wirkt, gratuliert ihm recht herzlich zur Übernahme dieser verantwortungsvollen und wichtigen Funktion und wünscht ihm viel Erfolg bei der Erfüllung seiner vielfältigen damit verbundenen Aufgaben.

PAS

Rüdiger Frisch

Bericht über den 6. Fränkischer Thementag „Reformation in Franken“ am 6. Mai 2017 in Nürnberg

Kaum ein Ereignis der Geschichte hat den deutschen Nationalcharakter so beeinflusst wie die drei Jahrzehnte der Reformation von 1517 bis 1546. Ganz besonders gilt das für Franken. Der 6. Thementag des FRANKENBUNDES am 6. Mai 2017 im Haus Eckstein der evangelischen Kirche in Nürnberg beschäftigte sich daher mit der Reformation in Franken.



Abb. 1: Der 6. Fränkische Thementag des FRANKENBUNDES fand im Haus „Eckstein“ der evangelischen Kirche in Nürnberg (links im Bild) statt.

Photo: Dr. Bernhard Wickl.

Martin Luther (1483–1546) kam aus seinem Schutzbereich Kursachsen wenig hinaus, weil er schon seit 1521 unter Reichsacht stand und Reisen zudem mühsam war. Ohne Frage war er die alle anderen überragende Persönlichkeit, trotz aller seiner Mängel, dennoch hätte er allein das Werk der Reformation aber nicht verrichten können. Bei näherem Hinsehen löst sich dieses Werk in eine immer größere Anzahl von Personen und Parteien auf. Luthers Leistung bestand darin, dass sie beisammenblieben.

Der Thementag befasste sich vormittags mit grundsätzlichen Fragen: Prof. Dr. Rudolf Keller (Universität Regensburg) referierte über die Anfänge der Reformation, vom Ablassstreit bis zur Augsburger Konfession (1530). Den Ablassstreit gab es in Franken nicht. Der erste Druck von Luthers 95 Thesen wider den Ablass erschien aber in Nürnberg, veranlasst von dem Humanisten Christoph Scheurl. In Nürnberg entfaltete sich die reformatorische Bewegung bereits zwischen 1522 bis 1524. Der Rat hatte nichts dagegen. Scheurl förderte das. Im Religionsgespräch von 1525 blieb die evangelische Bewegung ‚Sieger‘. Von da an wurde Andreas Osiander zum wichtigsten Kopf im fränkischen Gebiet. An der Abfassung der Brandenburgisch-Nürnbergerischen Kirchenordnung von 1533 war auch der Württemberger Reformator Johann Brenz aus Schwäbisch Hall beteiligt. Nach Rothenburg kam die Reformation wegen des Bauernkriegs erst 1544. Hinzu kam das Problem, dass die Kirche St. Jakob dem Deutschen Orden gehörte.



Abb. 2: Prof. Dr. Hans-Wolfgang Bergerhausen während seines Vortrages beim Thementag. Photo: Dr. Bernhard Wickl.

Im folgenden Vortrag gab Prof. Dr. Hans-Wolfgang Bergerhausen (Universität Würzburg) eine realistische Darstellung des Augsburger Religionsfriedens (1555). Die Glaubensfragen wurden nicht gelöst. Man wollte und konnte die religiöse Spaltung nicht überwinden. Der Vertrag von 1555 führte zu einer Koexistenz zweier Konfessionen in einer Friedensordnung rein weltlich-politischer Natur. Die Einigung beruhte nicht auf friedlicher Gesinnung, sondern auf Ermattung. Einigungsprinzip war nicht Klärung, sondern Verschleierung, Verunklarung der Standpunkte. Das rächte sich in der Folge bitter. Hervorzuheben ist, dass zum ersten Mal in einem Grundgesetz des Reichs ein Recht für alle Bürger stand, wenn es sich dabei auch nur um das Recht des „ius emigrandi“ handelte, nämlich unter Mitnahme des Eigentums auszuwandern. Vom Naturrecht der Aufklärung ist das meilenweit entfernt. Für das Aufkommen des Schlagworts „cuius regio, eius religio“ gibt es die unterschiedlichsten Daten. Genannt wird oft 1576.

Am Nachmittag führte dann Evelyn Gillmeister-Geisenhof durch die vom FRANKENBUND organisierte Ausstellung „Fränkische Lebensbilder im Fokus der Reformation“. Diese Ausstellung wird auf Wanderschaft durch ganz Franken gehen und im Oktober in der Nürnberger Reformations-Gedächtnis-Kirche eintreffen.

Die Besucher hatten weiter die Wahl zwischen drei Stadtführungen zu den Themen „Reformation und Politik“, „St. Sebald – eine ‚protestantisierte‘ Kirche“ sowie „Reformation in Nürnberg“ und den folgenden Vorträgen: Dr. Andrea Thurnwald (Leiterin des „Museums Kirche in Franken“ in Bad Windsheim) erklärte die symbolische Darstellung der evangelischen Theologie im Windsheimer Konfessionsbild. Wolfgang Merklein (Vorsitzender des Historischen Vereins Karlstadt) beschrieb das Leben von Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt. Das Stadtgeschichte-Museum Karlstadt bietet eine Ausstellung über Andreas Bodenstein. Dr. Wolfgang Reddig (Stadtarchivar und Leiter des Markgrafenmuseums in Ansbach) berichtete von dem bemerkenswerten Leben des markgräflichen Kanzlers Georg Vogler.

Über den 6. Thementag zur „Reformation in Franken“ wird es im August dieses Jahres ein Sonderheft der Zeitschrift *FRANKENLAND* geben. Darin können die meisten der auf dem Thementag gehaltenen Vorträge, ergänzt um zwei Beiträge namhafter Kenner der Reformations-Materie, nachgelesen werden. Auf diese Weise werden dann die Informationen, die den Teilnehmern beim Nürnberger Thementag gegeben wurden, auch allen Mitgliedern des FRANKENBUNDES schriftlich zur Verfügung stehen.

Neue Gruppenvorsitzende in Miltenberg



Abb.: Der neue Vorstand der FRANKENBUND-Gruppe Miltenberg; zu sehen sind v.l.n.r.: Gerhard Schneider, Fritz Weber, Anna Göpfert, Valentin Mayer, Margot Rufflar, Wilhelm Otto Keller.

Photo: privat.

Die FRANKENBUND-Gruppe Miltenberg hat eine neue Vorsitzende: Frau Anna Göpfert! Auf der Mitgliederversammlung am 30. März d.J. wurde sie einstimmig gewählt, womit die nach dem überraschenden Tod von Herrn Dr. Alf Dieterle entstandene Vakanz schnell behoben worden konnte.

Frau Göpfert arbeitet als Museumspädagogin in den Museen der Stadt Miltenberg. Mit ihr findet der gute Kontakt zwischen der Gruppe Miltenberg und den Miltenberger Museen seine Fortsetzung. Der FRANKENBUND freut sich auf die Zusammenarbeit mit unserer jüngsten Gruppenvorsitzenden.

Die FRANKENBUND-Gruppe Bamberg hat wieder einen 1. Vorsitzenden



Photo: Stefan Kuhn.

Nach dem gesundheitlich bedingten Rücktritt von Herrn Dieter Morcinek hat die Suche der Gruppe Bamberg nach einem neuen 1. Vorsitzenden länger gedauert. Umso erfreulicher ist die Nachricht, dass Herr Stefan Kuhn seit dem 1. April 2017 1. Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Bamberg ist.

Herr Kuhn ist gebürtiger Bamberger und in seiner Heimatstadt kein Unbekannter: Er ist Jurist mit eigener Kanzlei, Vorsitzender eines Ortsverbandes der Bamberger CSU und in der evangelischen Kirche im Kirchenvorstand von St. Stephan aktiv.

Damit ist der Vorstand unserer zweitältesten Gruppe wieder komplett und bereit zu neuen Taten. Der FRANKENBUND wünscht der Gruppe viel Erfolg!

Tag der Franken am 2. Juli 2017

Unter dem Motto „Kultur-Brücken“ findet der „Tag der Franken“ heuer am 2. Juli in Kitzingen statt. Auch der FRANKENBUND nimmt an dieser Veranstaltung mit einem eigenen Programm teil.

Von 14 Uhr bis 17 Uhr wird im Bürgerzentrum Kitzingen, Schrannenstraße 35, bei freiem Eintritt geboten:

zur vollen Stunde: eine Lesung aus Werken von Max Dauthendey.

Passend zum Thema „Kultur-Brücken“ bringt die Schauspielerin Sylvia Oelwein Texte des Würzburger Autors zu Gehör, die er zu Beginn des 20. Jahrhunderts von seinen Reisen rund um die Welt mitgebracht hatte.

zur halben Stunde: „Der Weinlandkreis Kitzingen und seine Umgebung aus der Vogelperspektive – Landschaften, Dörfer, Städte, Burgen, Schlösser“.

In seiner Luftbildschau präsentiert Herr Richard Scharnagel von der FRANKENBUND-Gruppe Marktbreit/Ochsenfurt Aufnahmen, die Kitzingen und Umgebung aus neuer und ungewohnter Perspektive zeigen.

Wanderung + Orgelvorführung = Orgelwanderung

Ziel am 16. September 2017: die Wallfahrtskirche auf dem Gügel

Franken ist reich an Kapellen mit wohl klingenden restaurierten Orgeln. Meist liegen sie abseits der Hauptverkehrswege. Diese Kleinodien wollen wir in den kommenden Jahren bei unserer Orgelwanderung aufstöbern. Die Wandergruppe führt Herr Prof. Arno Leicht an, der Dozent an der Nürnberger Musikhochschule ist. Begleitet werden wir vom 2. Bürgermeister der Stadt Scheßlitz, Herrn Holger Dremel.

In diesem Jahr geht es am 16. September zur Wallfahrtskirche St. Pankratius auf dem Gügel (Gemeinde Scheßlitz). Auf einer ca. 10 km langen Strecke wandern wir von Scheßlitz an der Giechburg vorbei (wer möchte, kann auf einer längeren Steigung auch die Giechburg erklimmen) zum Gügel. Dort gibt es – typisch fränkisch – neben der Kirche einen Gasthof mit Hausmacher Brotzeiten. Nach dem Mittagessen treffen wir uns in der Kirche zu einer Orgelvorführung mit Herrn Prof. Leicht. Er spielt auf der restaurierten und im letzten Jahr wieder eingeweihten Schöpf-Orgel aus dem Jahr 1708. Der Abstieg geht über Zeckendorf vorbei am Judenfriedhof nach Demmelsdorf und von dort zurück zu unserem Ausgangspunkt.

Treffpunkt: Scheßlitz, Parkplatz Peulendorfer Straße / Aulenbach
Beginn: 10.00 Uhr
Startgebühr: 5,00 € p.P., 10,00 € f. Familien
Ausrüstung: geeignetes Schuhwerk; Getränkeselbstversorgung; Regenschutz (unsere Wanderung findet bei jeder Witterung statt).
Anmeldung: Bitte Anmeldebogen auf der Rückseite dieser *FRANKENLAND*-Ausgabe ausfüllen und an die Bundesgeschäftsstelle senden.

Oberfränkische Regionalfahrt: Burgen-Schlösser-Dynastien

Am Samstag, den **30. September 2017**, findet erstmals die Oberfränkische Regionalfahrt des FRANKENBUNDES statt, die sich mit jährlich wechselnden Zielen mit Burgen, Schlössern und Dynastien in Oberfranken und dem angrenzenden thüringischen Raum befasst. Diese Region – im Spannungsfeld der Herrschaftsbereiche der Bistümer Bamberg und Würzburg sowie der sächsischen Kurfürsten gelegen – ist geprägt von den Geschlechtern der Henneberger, der Popponen (Babenberger), der Andechs-Meranier, der Zollern und der Wettiner. Sie alle haben die Zentren ihrer Herrschaft mit herausragenden Beispielen der Romanik, der Gotik, der Renaissance, der Romantik und des Historismus gestaltet.

Bei der diesjährigen Exkursion begeben wir uns auf die Spuren der Henneberger in Südtüringen und Hennebergisch-Franken und werden die Heldburg mit dem Deutschen Burgenmuseum und Kloster Veßra, die Bamberg Exklave im Henneberger Land, besuchen.

Für diese Fahrt werden Busse in Bayreuth und Bamberg eingesetzt; auch ist ein Zwischenhalt in Baunach geplant. Die Abfahrtzeiten der Busse erfahren Sie auf der Homepage des FRANKENBUNDES in der Rubrik: aktuell, bei den Gruppenvorsitzenden und in der Geschäftsstelle des Frankenbundes (FRANKENBUND e. V., Stephanstraße 1, 97070 Würzburg oder Anfrage per E-Mail: info@frankenbund.de).

Tagesablauf:

Gegen **9.30 Uhr** ist das Eintreffen der Busse unterhalb der Heldburg geplant; dort gibt es einen Imbiss und die Möglichkeit, mit dem Taxi auf die Burg zu fahren.

Um **10.00 Uhr** wird das neueröffnete Deutsche Burgenmuseum auf der Heldburg besichtigt,

um **12.30 Uhr** gibt es Mittagessen in der Country-Scheune in Heldburg-Einöd, denn miteinander reisen heißt in Franken und Thüringen auch miteinander essen, trinken und reden.

Um **15:00 Uhr** steht die Besichtigung des Hennebergischen Freilandmuseums Kloster Veßra mit Rundgang und Vortrag auf dem Programm; vor Ort gibt es auch ein Café.

Gegen **17:30 Uhr** wird weitergefahren zum Abendessen im „Haus am See“ in Schleusingen.

Von dort wird die Heimfahrt angetreten in Richtung Bamberg (über Baunach) und nach Bayreuth.

Änderungen vorbehalten; Veranstaltung leider nicht durchgängig behindertengerecht.

Teilnahmegebühr für Fahrpreis, Eintritt, Führungen und Imbiss: Mitglied: 30,- EUR, Nichtmitglied: 35,- EUR.

Anmeldung: mit dem Formular auf der Rückseite dieses *FRANKENLAND*-Heftes; in Bamberg zudem im Kiosk am Schönleinsplatz mit Vorabzahlung (nur persönlich).

Anmeldeschluss: 16. September 2017

Interessierte Gäste sind herzlich willkommen.

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Suhl Dr. Jens Triebel zum
88. Bundestag des FRANKENBUNDES am 21. Oktober 2017 147

Geschichte

Ulf Greiser
Sportlich, Unterhaltsam, Historisch, Liebenswert – SUHL trifft! ...jeden Geschmack ... 148
Holger Uske
Zur Geschichte der Stadt Suhl 152
Thomas Dreger
Suhl und der Bergbau 157
Peter Arfmann
Das Waffenmuseum Suhl 163

Kunst

Thomas Dreger/Uwe Jahn
Fränkisches Fachwerk in Suhl 166
Dieter Bruhn/Axel Schmidt
Von der Gravur zur Medaille – Suhl als Heimstatt bedeutender deutscher Medailleure ... 180
Frank Weiske
Suhler Porzellan aus dem Eisenhammer 186
Uwe Jahn
Die „Sozialistische Umgestaltung“ einer Stadt 191

Kultur

Thomas Dreger
Suhl und die Franken 197
Martin Truckenbrodt
Die Identifikation mit Franken im heutigen Südthüringen und die Entstehung der
Kulturregion Franken 203
Andrea Walther
Friedrich König – der Erfinder der Schnelldruckpresse und seine Verbindung nach Suhl ... 210

Frankenbund intern

Offizielle Einladung zum 88. Bundestag 2017 mitsamt Begleitinformationen 215
Herzliche Einladung an alle FRANKENBUND-Mitglieder zu unserem Bundestag in
Suhl am 21. Oktober 2017 216

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

– das Bayerische Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,
– den Bezirk Mittelfranken,
– den Bezirk Oberfranken,
– den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Peter Arfmann	Leiter des Waffenmuseums Suhl Waffenmuseum Suhl Friedrich-König-Straße 19, 98527 Suhl peter.arfmann@stadtsuhl.de
Dieter Bruhn	Ehem. Vorsitzender des Vereins Suhler Münzfreunde c/o Stadtverwaltung Suhl, SG Kultur und Presse Marktplatz 1, 98527 Suhl
Thomas Dreger	Mitinhaber des Rhön-Rennsteig-Verlags Suhl Herausgeber der Neuen Henneberger Zeitung Rhön-Rennsteig-Verlag Erhard-Schübel-Straße 2, 98529 Suhl th.dreger@r-r-v.de
Ulf Greiser	Tourismuskaufmann Congress Centrum Suhl Friedrich-König-Straße 7, 98527 Suhl u.greiser@suhl-ccs.de
Uwe Jahn	Stadtkonservator der Stadt Suhl Stadtverwaltung Suhl, Denkmalschutzbehörde Friedrich-König-Straße 42, 98527 Suhl Uwe.Jahn@stadtsuhl.de
Dr. Axel Schmidt	Vereinsvorsitzender des Vereins Suhler Münzfreunde c/o Stadtverwaltung Suhl, SG Kultur und Presse Marktplatz 1, 98527 Suhl
Martin Truckenbrodt	1. Vorsitzender des Vereins Henneberg-Itzgrund-Franken e.V. Sonneberger Straße 244, 96528 Frankenblick/Seltendorf mt@henneberg-itzgrund-franken.eu
Holger Uske	Sachgebietssleiter Kultur und Presse der Stadt Suhl Stadtverwaltung Suhl, SG Kultur und Presse Marktplatz 1, 98527 Suhl Holger.Uske@stadtsuhl.de
Andrea Walther	Leiterin des Stadtarchivs Suhl Stadtarchiv Suhl Zellaer Straße 159, 98528 Suhl stadtarchiv@suhltrifft.de
Frank Weiske	Bauingenieur, Mitarbeiter im Waffenmuseum Suhl Waffenmuseum Suhl Friedrich-König-Straße 19, 98527 Suhl f.weiske@kabelmail.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Suhl Dr. Jens Triebel zum 88. Bundestag des FRANKENBUNDES am 21. Oktober 2017



Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser der Zeitschrift *FRANKENLAND*, liebe an der fränkischen Geschichte Interessierte,

zum ersten Mal findet am 21. Oktober 2017 ein Bundestag des FRANKENBUNDES in Suhl statt. Ich freue mich sehr, dass damit unsere Stadt stärker ins Blickfeld einer gesamtfränkischen Betrachtung gerät.

Dieses Sonderheft der Zeitschrift *FRANKENLAND* soll dazu beitragen, Sie auf diesen Tag in Suhl vorzubereiten. Aus diesem Grunde haben Experten der hiesigen Geschichte keinen Aufwand gescheut, um Ihnen nachfolgend einige besonders interessante Aspekte unserer fränkisch geprägten Vergangenheit und Gegenwart näherzubringen. Suhl, die alte Bergstadt, wurde durch Eisenerzbergbau und Eisenverarbeitung groß. Als „Waffenstadt“ besitzt sie noch heute einen Namen. Aber hätten Sie gewusst, dass es hier auch eine ganz eigene Ausprägung des fränkischen Fachwerkstils gab? Oder dass der auch in Würzburg hoch verehrte Erfinder Friedrich König hier sein erstes Funktionsmuster einer Schnelldruckpresse baute?

Vom besonders in Übersee heiß begehrten Porzellan aus Suhl ganz zu schweigen...

Das sind nur einige Aspekte unseres Lebens, die eine starke Vernetzung mit fränkischen Traditionen zeigen. Doch auch die Moderne machte keinen Bogen um Suhl. Als jahrzehntelange Bezirkshauptstadt sollte Suhl eine baulich mustergültige sozialistische Stadt werden. Mit den Ergebnissen leben wir heute, wenn auch seit 1990 sehr viel umgebaut und modernisiert wurde. Suhl ist eine Stadt der architektonischen Gegensätze. Aber Suhl ist auch eine wunderschön am Fuße des Thüringer Waldes gelegene Stadt, die mit ihrem Grünanteil von mehr als 60 % regelmäßig bei Städtevergleichen vorn landet. Nicht umsonst erhielten wir den Status „Staatlich anerkannter Erholungsort“. Hier lässt es sich gut arbeiten und leben. Hier sind die Menschen wie überall in Franken fest verwurzelt mit ihrer Heimat. Auch kommen in jedem Jahr tausende Erholungssuchende und Wanderer hierher, um das besondere Flair unserer Stadt mit ihrer Umgebung zu genießen.

So lade ich Sie ein, sich selbst ein Bild vom Leben hier in Suhl zu machen. Die nachfolgenden Beiträge sollen Sie darauf einstimmen. Wir freuen uns auf Sie, und wir freuen uns darauf, als Teil der fränkischen Städte-Gemeinschaft künftig stärker wahrgenommen zu werden. Denn Südthüringen ist Nordfranken, wie viele Kenner der hiesigen Gegebenheiten zu vermitteln nicht müde werden. Willkommen zur Bundestagung des FRANKENBUNDES in Suhl, willkommen in der größten Stadt Thüringens südlich des Rennsteigs, des Kammwegs des Thüringer Waldes! Persönlich sehe ich dem 21. Oktober dieses Jahres, an dem ich Sie hier als Teilnehmer kennenlernen kann, schon erwartungsvoll entgegen.

Mit den besten Grüßen
Dr. Jens Triebel

Ulf Greiser

Sportlich, Unterhaltsam, Historisch, Liebenswert – SUHL trifft! ... jeden Geschmack.

Seit September 2013 ist die naturreichste Stadt Thüringens auch der größte „Staatlich anerkannte Erholungsort“ des Freistaates und mit rund 37.000 Einwohnern derzeit auch der größte entsprechend prädiizierte Ort in Deutschland. Auch in touristischer Hinsicht hat Suhl viel zu bieten!

Die kreisfreie Stadt Suhl liegt mitten im Thüringer Wald, sozusagen im „Grünen Herzen Deutschlands“ und im weiten Tal

von Lauter, Hasel und Vesser in einer Umgebung, um die man sie einfach beneiden kann. Vom Mittelgebirge umringt, bietet die reizvolle Berglandschaft ebenso tiefe, verschlungene Täler und Wald, soweit das Auge reicht. Suhl liegt am legendären „Rennsteig“ und beeindruckt mit einem faszinierend schönen Naturenensemble.

Trotz aller Idylle und Überschaubarkeit pulsiert mittendrin das Leben einer modernen Stadt, eine gelungene Mischung aus Alt und Neu – auch mit vielen barrierefreien Einrichtungen. Eine kleine Großstadt mit kurzen Wegen! Neben der Mo-



Abb. 1: Suhls modernes Stadtzentrum mit dem Rundbau des Kongresszentrums CCS und dem Fachwerk gezierten Waffenmuseum.
Photo: Thomas Lange.



Abb. 2: Blick von der Höhe auf Suhl. Inmitten der Wohnbebauung die Hauptkirche St. Marien.
Photo: Holger Uske.

derne findet man viel Traditionelles. Suhl ist eine der traditionsreichsten Fach- und Handwerksstädte Südthüringens. Speziell in den Branchen Waffenhandwerk, Fahrzeugbau (Fahrzeugmuseum, u.a. SIMSON, Schwalbe & Co.) und Eisenverarbeitung seit dem Mittelalter (Besucherbergwerk „Schwarzer Crux“ in Vesser) kann man auf jahrhundertealte Traditionen zurückblicken. Noch heute wird besonders die Handwerkskunst der Jagd- und Sportwaffenfertigung gepflegt. Durch die vielen thematisch zugehörigen Einrichtungen (ältestes Beschussamt Deutschlands und einzige Büchsenmacher-Fachschule in der Bundesrepublik, Waffenmuseum, Schießsportzentrum, viele aktive Büchsenma-

cher) wirbt man seit zehn Jahren mit dem Alleinstellungsmerkmal „Suhl trifft – die Waffenstadt im Thüringer Wald“. In der Stadt der Feuerwaffen und des Schießsports erinnert man sich gerne an die ausgetragenen Welt- und Europameisterschaften, Weltcups und Meisterschaften in allen Schießsport-Disziplinen, wobei sich das Internationale Schießsportzentrum auf dem Suhler Friedberg jährlich als weltoffener Gastgeber für fast tausend Sportler aus rund 80 Nationen präsentiert. Prominentester Vertreter der Schützengilde ist der mehrfache Olympiasieger Ralf Schumann, der als Pistolenschütze auch gerne als „*der wahre James Bond des 20. Jahrhunderts*“ bezeichnet wurde. Suhl trifft... ins

Schwarze, denn auch in den kommenden Jahren sind mehrere internationale Meisterschaften auf einer der modernsten und am schönsten gelegenen Sportanlagen der Welt avisiert.

Aus Suhl kommen nicht nur viele Olympiasieger, Welt- und Europameister sowie deutsche Titelträger in verschiedensten Sportarten (vielleicht auch die meisten Titelträger pro Einwohner in Deutschland), auch andere Persönlichkeiten sorgten für weltweite Anerkennung. Mit dem Lied „O Tannenbaum“ und bekannten Kinderliedern schuf der Suhler Liedtexter und Komponist Dr. Ernst Anschütz Werke, die beinahe jeder kennt. Auch Herbert Roth produzierte mit dem „Rennsteiglied“ die „heimliche Nationalhymne Thüringens“, die jährlich tausendfach auf

und neben dem legendären Höhenwanderweg sowie auch in anderen Bergweltten erklingt. Überhaupt liegen neun der zehn höchsten Erhebungen (bis 983 m) des Thüringer Wald-Gebirges auf Suhler Stadtgebiet oder grenzen unmittelbar daran. Der bereits mehrfach zertifizierte Suhler „Gipfelwanderweg“ gehört zu den schönsten Rundwanderwegen Deutschlands. Über 300 km Wander- und Radwege und mehr als 100 km Winterloipen sowie eine Vielzahl an Wanderhütten in und um Suhl bieten jedes Jahr für die Naturliebhaber optimale Erholungs- und Aktivbedingungen. Die Biosphäre Vessertal, vor Jahren zum „Schönsten Tal Mitteldeutschlands“ gekürt, liegt im UNESCO-Biosphärenreservat Thüringer Wald.

Dass sich die südthüringische Stadt auch einmal in einem Filmenamen wiederfindet, hat man dem Suhler Gastronomen Rolf Anschütz zu verdanken, der 1966 sein Japanrestaurant eröffnete, damit für weltweite Schlagzeilen sorgte und es durch sein außergewöhnliches Engagement sogar bis zu einer Einladung beim japanischen Kaiser brachte. Die 2012 erschienene Filmkomödie „Sushi in Suhl“ sahen inzwischen mehrere Millionen Kino- und Fernsehzuschauer. In Suhl kann man im Rahmen thematischer Gästeführungen auf den Spuren des japanverliebten Suhler Gastwirts Rolf Anschütz unterwegs sein. Mit dem Congress Centrum Suhl (CCS), in dem auch die täglich geöffnete Tourist Information zu finden ist, verfügt die Stadt über die größte Veranstaltungs- und Tagungsstätte Südthüringens. Darin eingebettet sind auch Familienfreizeiteinrichtungen, wie „Ottilienbad“ (mit Meerjungfrauen-Schwimmen als besonderem Angebot), Fahrzeugmuseum, Marionettentheater, Galerie und internationale Gastronomieanbieter, Parkhaus sowie Dienst-



Abb. 3: Der Suhler Waffenschmied auf dem Marktbrunnen.
Photo: Thomas Dreger.



Abb. 4: Der Suhler Weihnachtsmarkt ist nach dem lokalen Christstollen „Sühler Chrisamelmart“ benannt.
Photo: Julia Schmatloch.

leister. Mit einem breitgefächerten Unterhaltungsangebot, Fernsehaufzeichnungen und -Liveproduktionen im Großen Saal des CCS sowie weiteren Veranstaltungsräumen und Tagungsräumen wird eine kulturelle und touristische Mischung geboten, die jährlich mehrere hunderttausend Urlauber und Tagesgäste anzieht. Dazu tragen in Suhl auch Tierpark, Sternwarte mit Planetarium, Cineplex-Kino und der Hochseilgarten „Kletterwald“ am Ringberg-Hotel bei.

Mit publikumswirksamen Veranstaltungen, wie z.B. Kinder-Kultur-Nacht, Dombergfest, Orgelsommer, Schwarzebeerfest, Provinzschrei, Straßentheaterfestival, Halloween-Mitternachtsshopping und Sühler Chrisamelmart (Weihnachtsmarkt, nach

dem Suhler Christstollen benannt) bietet Suhl ein Veranstaltungsprogramm für jeden Geschmack und alle Altersgruppen. Suhl, in der Mitte Deutschlands gelegen und von überall her gut zu erreichen, Suhl trifft ... jeden Geschmack!

Mehr Informationen zu Suhl finden Sie im Internet auf den Seiten: www.suhl-ccs.de und www.suhl-tourismus.de

Ulf Greiser (Jg. 1967) ist Tourismus-kaufmann und Mitarbeiter für Tourismus im Congress Centrum Suhl. Seine Anschrift lautet: Congress Centrum Suhl, Friedrich-König-Straße 7, 98527 Suhl, E-Mail: u.greiser@suhl-ccs.de.

Zur Geschichte der Stadt Suhl

Suhl kann auf eine bewegte Geschichte verweisen. Eisenerze und die darauf fußende Eisenverarbeitung machten die Stadt bedeutsam. Im Spätmittelalter und bis in neuere Zeit galt sie als Waffenschmiede Europas. Im 19./20. Jahrhundert kam Fahrzeugbau, insbesondere der Fa. Simon Suhl, hinzu. Doch die größten, bis heute sichtbaren Veränderungen erhielt das Stadtbild in der Zeit der DDR, als Suhl Bezirksstadt des weitgehend südlich des Rennsteigs gelegenen gleichnamigen Bezirkes, des fränkischen Teils von Thüringen, war.

Bodenfunde belegen einen Aufenthalt von Menschen schon in der Jungsteinzeit ca. 5000 v. Chr. Aus der Mittleren Bronzezeit ca. 1500 bis 1200 v. Chr. sind Funde aus Hügelgräbern bei Dietzhausen, Wichtshausen und der weiteren Umgebung bekannt. Dem Suhler Forscher Ernst Fischer zufolge wurden um 500 v. Chr. mit der Einwanderung keltischer Volksstämme im Suhler Raum Menschen sesshaft. Sie betrieben insbesondere die Erzgewinnung und -verarbeitung. Erzbergbau und Eisenverarbeitung zählen denn auch zu den ältesten Suhler Erwerbszweigen.

Der Ort selbst wurde 1300 erstmals urkundlich erwähnt. In einem Schriftstück vom 14. September 1300 bekundeten Graf Berthold von Henneberg und seine Frau Adelheid, dem Probst des Nonnenklosters Trostadt 14 Pfund Heller schuldig zu sein. Diese überschrieben sie ihrem Dorf Suhle, „sobald dieses samt Einkünfte[n] vom Rit-

ter Konrad von Hefberg ausgelöst ist, der jetzt ihretwegen die Einkünfte“ erhebt. Das Original dieser Urkunde befindet sich im Thüringischen Staatsarchiv Meiningen, Hennebergica Gotha, Sign. 1365.

Die Stadtwerdung Suhls war ein langerer Prozess, für den 1445 ein „Zwölfer“ genannter Stadtrat und 1472 die Verwendung eines Stadtsiegels nachweisbar sind. 1527 bestätigte Fürstgraf Wilhelm IV. von Henneberg-Schleusingen die schon vorher angewandten städtischen Statuten. Die Laufherstellung für Handfeuerwaffen begann in Suhl um 1490. Schriftliche Überlieferungen der Zunft der Rohr- und Büchsenschmiede gibt es von 1555. Die Zunft der Büchsenschäfer wurde 1667 geschaffen.

Der Verkauf von Waffen an Freund und Feind führte auch zu schweren Zerstörun-



Abb. 1: Das 1910 neobarock umgebaute Rathaus der Stadt Suhl.
Photo: Thomas Dreger.



Abb. 2: Zwischen 1731 und 1739 entstand mit der Kreuzkirche die zweite Suhler Pfarrkirche (neben der Hauptkirche St. Marien). Sie hat einen deutlichen architektonischen Bezug zum mainfränkischen Barock, wurde sie doch vom Königshofer Maurermeister Johann Michael Schmidt errichtet.

Photo: Holger Uske.

gen der Stadt in Kriegszeiten, beispielsweise am Gallustag, dem 16. Oktober 1634, als Suhl in Brand gesteckt wurde und fast völlig abbrannte. Bis heute läuten an diesem Tag die Glocken in Suhl. Weitere Stadtbrände verwüsteten weite Teile der Ansiedlung, so 1509, 1590 und 1753.

Die Waffenfertigung brachte allerdings auch Wohlstand in die Stadt. Suhler Büchsenmacher verkauften zwischen 1756 und 1760 25.000 Gewehre an Preußen. Sicher auch aufgrund dieser militärischen Bedeutung kam die Stadt mit dem kursächsischen Teil der ehemaligen Grafschaft Henneberg 1815 zum Königreich Preußen.

Im 19. Jahrhundert erlebte Suhl einen wirtschaftlichen Aufschwung, der sich im 20. Jahrhundert fortsetzte. Daran hatten

auch jüdische Unternehmer – so die Familie Simson – wesentlichen Anteil. 1882 erhielt Suhl Eisenbahnanschluss nach Grimmenthal, 1884 nach Fertigstellung des Brandleitetunnels auch nach Erfurt. Suhler Jagd- und Sportwaffen errangen rasch Weltruf. Ab 1911 kam die Automobilfertigung hinzu. Um 1900 zählte Suhl 13.000 Einwohner. Im 1. Weltkrieg 1914 bis 1918 arbeiteten etwa 12.000 Beschäftigte aus der Region in Suhler Rüstungsbetrieben. Auch vor und während des 2. Weltkriegs 1939 bis 1945 war Suhl wieder Rüstungslieferant. Bis zu 12.000 Zwangsarbeiter aus vielen Nationen arbeiteten in ‚kriegswichtigen‘ Bereichen. Die Stadt zählte damals 25.000 Einwohner. Am 3. April 1945 beendeten amerikani-

sche Truppen mit ihrem Einmarsch die NS-Herrschaft in Suhl. Beim vorherigen Beschuss gingen zahlreiche Häuser in Flammen auf, wovon bis heute die einzige Gaststätte an der Ottilienkapelle am Domberg zeugt.

Nach dem Krieg hatte Suhl etwa 5.000 Heimatvertriebene aufzunehmen. Die Produktion musste auf zivile Fertigung umgestellt werden. Neben der Motorradfertigung (AWO-Modelle) wurden in Suhl nun u.a. auch Fahrräder, Kinderwagen sowie auch elektrische Haushaltsgeräte produziert. Aus Suhl kam auch eine der besten elektrischen Haushaltsnähmaschinen. Mit Beginn des Kalten Krieges Anfang der 1950er Jahre aber lebte die Waffenherstellung neu auf.

Aufgrund der Verwaltungsreform in der DDR erhielt Suhl am 23. Juli 1952 den Status einer Bezirksstadt. Die Stadt zählte zu diesem Zeitpunkt 24.496 Einwohner und nahm in den darauffolgenden Jahren eine stürmische Entwicklung. Vor allem der Bau von Neubauwohnungen, aber auch von Gesellschafts- und Repräsentativbauten veränderte das Stadtbild. Am 12. Mai 1967 wurde Suhl kreisfrei. Die Schießsportanlage auf dem Friedberg ging 1971 in Betrieb. Das neue Industriegebiet Suhl-Nord (jetzt Zella-Mehlis) entstand. Am 12. Februar 1982 erblickte der 50.000. Einwohner Suhls das Licht der Welt. Die Einwohnerzahl wuchs bis 1989 auf mehr als 56.000 an.

Im November/Dezember 1989 gab es auch in Suhl zahlreiche Demonstrationen und Kundgebungen für Veränderungen im Land. Am 4. Dezember wurde die Stasi-Zentrale besetzt. Die friedliche Revolution in der DDR führte zur gesellschaftlichen Wende. Am 6. Mai 1990 gab es die erste freie Stadtratswahl seit mehr als 50 Jahren. Suhl blieb nach dem Beitritt der DDR zur

Bundesrepublik eine kreisfreie Stadt im neu gegründeten Land Thüringen.

Sanierungs- und Neubaumaßnahmen veränderten wiederum das Stadtbild. Auf dem Gelände der ehemaligen Offiziershochschule der Grenztruppen der DDR entstand der Gewerbegebiet Friedberg mit mehr als 2.500 zukunftsträchtigen Arbeitsplätzen. Im Stadtzentrum wurde die einzige Stadthalle samt Umfeld zum Congress Centrum Suhl umgestaltet, dessen festliche Eröffnung am 2. Dezember 1995 war. Die innerstädtische Schwerpunktentwicklung fand ihre Fortsetzung mit dem Bau des Lauterbogen-Centers, das am 2. November 1996 in Betrieb ging. Das Congress Hotel (heute City Hotel) öffnete im Juni 1998. Steinweg und Marktplatz erhielten ihre Generalsanierung 1998 bis 2000, der Untere Markt folgte 2001 bis 2003.

Nachdem die neue Suhler Stadtbücherei am 4. Juni 2004 offiziell eröffnet werden konnte, folgte das vormalige Centrum-Kaufhaus nach längerem Leerstand am 13. März 2008 als neues Einkaufs-Centrum am Steinweg. Im Dezember 2002 wurde das erste Teilstück der Autobahn A 71 zwischen Suhl und Meiningen für den Verkehr freigegeben. Die A 71 ist zwischen Erfurt und Schweinfurt seit Ende 2005 und die A 73 seit September 2008 durchgängig befahrbar. Wiedereröffnung des sanierten Waffenmuseums war ebenfalls 2008. 2009 ging der erste Solarpark in Suhl ans Netz. Der 2. Bauabschnitt des Gewerbegebiets Sehmar wurde 2013 eingeweiht. Im selben Jahr öffnete die Volks hochschule im sanierten Heinrichser Rathaus ihre Pforten. 2013 erhielt Suhl als Gesamtstadt den Titel „Staatlich anerkannter Erholungsort“. 2015/2016 entstand der Kaufpark Aue III. Der Stadtumbau nimmt mehr und mehr auch die demographische Entwicklung auf, wobei das Stadt-



Abb. 3: Der Umbau Suhls zur DDR-Bezirkshauptstadt kostete viel historische Bausubstanz, so dass heute Hochhäuser das Stadtbild dominieren.
Photo: Ulf Greiser.

entwicklungskonzept „Suhl 2025“ dabei Schwerpunkte setzt, und konzentriert sich neben dem Rückbau nicht mehr benötigter Wohnblocks vor allem auf die Entwicklung des Stadtzentrums.

Manche der ehemals berühmten Suhler Industriezweige sind heute gänzlich verschwunden, darunter die Barchentweberei und die Porzellan-Fabrikation. Andere wie die Jagd- und Sportwaffenfertigung, Feinmechanik/Messtechnik und Präzisionsgerätebau entwickelten sich weiter und sind bis heute hier ansässig. Hochtechnologiebranchen wie CD-/DVD- und Speichermedienproduktion, Automatisierungstechnik, lineare Antriebstechnik sowie Ausrüstungs- und Zulieferungsfertigung für die Automobilherstellung etablierten sich neu. In der Stadtverwaltung kümmert sich eigens eine Stabstelle für Wirtschaftsförderung um die Belange der Unternehmen.

Suhl ist in wirtschaftlicher und verwaltungstechnischer Hinsicht die bedeutendste Stadt Südniedersachsens. Dazu tragen die Arbeitsplätze im verarbeitenden Gewerbe, im Handwerk und in der Baubranche bei. Darüber hinaus sind Bundes- und Landesbehörden hier ansässig. Die Stadt entwickelt sich zunehmend zum Dienstleistungsstandort. Ein überdurchschnittlich gutes Parkplatzangebot mit mehr als 2.000 Parkplätzen allein in Parkhäusern im Stadtzentrum trägt in Verbindung mit zahlreichen Geschäften und Handelseinrichtungen auf engem Raum zum Ruf Suhls als Einkaufsstadt bei. Das Congress Centrum Suhl mit Stadthalle und Erlebnisbad sowie dem Fahrzeugmuseum und der städtischen Galerie, Waffenmuseum, Schießsportzentrum, Tierpark, Spezialitäten-Restaurants und Szene-Kneipen, interessante Altbauensembles wie Steinweg/



Abb. 4: Das Suhler Waffenmuseum ist im alten Malzhaus untergebracht.

Markt und Heinrichser Straßenmarkt: sie alle machen die Stadt für Bewohner und Gäste gleichermaßen attraktiv. Auch der Tourismus spielt eine bedeutende Rolle. Beinahe großstädtisches Flair in der Innenstadt verbindet sich in Suhl mit beschaulicher Ruhe in Wohnsiedlungen und Ortsteilen. Goldlauter-Heidersbach und Vesser im UNESCO-Biosphärenreservat „Oberes Vessertal“ sind beliebte Sommer- und Wintererholungsorte mit ganzjährig attraktiven Angeboten. Von Goldlauter erreicht man den Rennsteig in einer Stunde Fußweg. Das Wintersportzentrum Oberhof ist in 20 Minuten Autofahrt zu erreichen.

Auch dank ihres Kulturangebotes hat die Stadt Suhl eine große Ausstrahlung auf die Region. Die vielfältigen Angebote im Congress Centrum (u.a. Spielstätte des MDR-Sinfonieorchesters) und des Cineplex-Kinocenters im Stadtzentrum werden ergänzt vom Wirken der mehr als hundert Kultur-Vereine und -Gruppen

in der Stadt. Sportlich betätigen können sich die Einwohner in über 80 entsprechenden Vereinen. In Suhl kämpfen Gewichtheber und Volleyballerinnen in den höchsten deutschen Spielklassen und bieten zahlreiche städtische und private Sportanlagen optimale Bedingungen für Leistungs- und Freizeitsport. Die Verbindung von Tradition und Moderne soll auch künftig dazu beitragen, Suhl für Einwohner und Gäste gleichermaßen attraktiv zu machen und das Stadtmotto lebendig zu halten: „Suhl trifft“.

Holger Uske (Jg. 1955) ist Dipl.-Ingenieur und Sachgebietsleiter Kultur und Presse der Stadt Suhl. Außerdem ist er städtischer Herausgeber der Kleinen Suhler Reihe und Autor. Seine Anschrift lautet: Stadtverwaltung Suhl, SG Kultur und Presse, Marktplatz 1, 98527 Suhl, E-Mail: Holger.Uske@stadtsuhl.de.

Thomas Dreger

Suhl und der Bergbau

Die Geschichte des Bergbaus in Suhl ist eine Geschichte des Eisens. Die vortrefflichen Eigenschaften der Suhler Eisenerze und die reiche Ausbeute in den Gruben waren im ausgehenden Mittelalter Voraussetzung für die Ansiedlung des Feuerwaffenhandwerks, das dem damaligen Flecken Suhl einen raschen Aufschwung zur Stadt mit internationalem Ruf als „Deutsches Damaskus“ einbrachte.

Anfangs, wohl schon in der vorrömischen Eisenzeit, waren die besonders reinen und weichschmelzigen Roteisenerze von Suhl bei den frühen Berg- und Hüttenleuten sehr geschätzt. Die ältesten Eisenhämmer Suhls, der Niederhammer und der Lauterhammer, wurden schon 1363 bis 1365 genannt. Damit wird eine vorangehende Tradition des Eisenerzbergbaus belegt, die bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurückreicht.



Abb. 1: Roteisenerze (Hämatit) von Suhl (Kütebahn, Döllberg): Roter Glaskopf (l.) und Eisenglimmer auf dem Roteisenstein mit Gangarten.

Photo: Thomas Dreger.

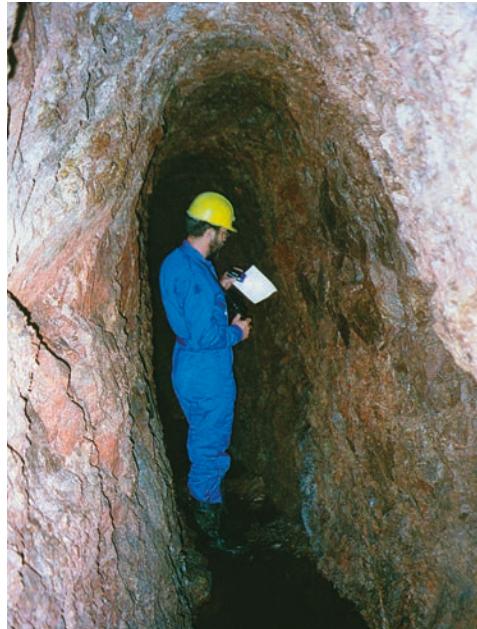


Abb. 2: Untersuchung eines Stollens in der Gothaer Straße in Suhl, der vermutlich zur Grube Brauner Johannes gehörte.

Photo: Thomas Dreger.

Bereits aus dem Jahre 1474 sind Berichte von Verhandlungen am Berggericht zu Suhl überliefert. Mit der Einrichtung der Bergverwaltung und der Berggerichtsbarkeit war Suhl „Bergstadt“ geworden. Im Mittelalter entwickelte sich unter Herrschaft der gefürsteten Grafen von Henneberg eine umfangreiche Werkzeug- und Waffenfabrikation im Tal der Lauter.

Kriege und Stadtbrände brachten das bergbauliche Treiben zeitweise zum Erliegen. Dennoch erreichten Bergbau und Waffenherstellung zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges ein bemerkenswertes Aus-

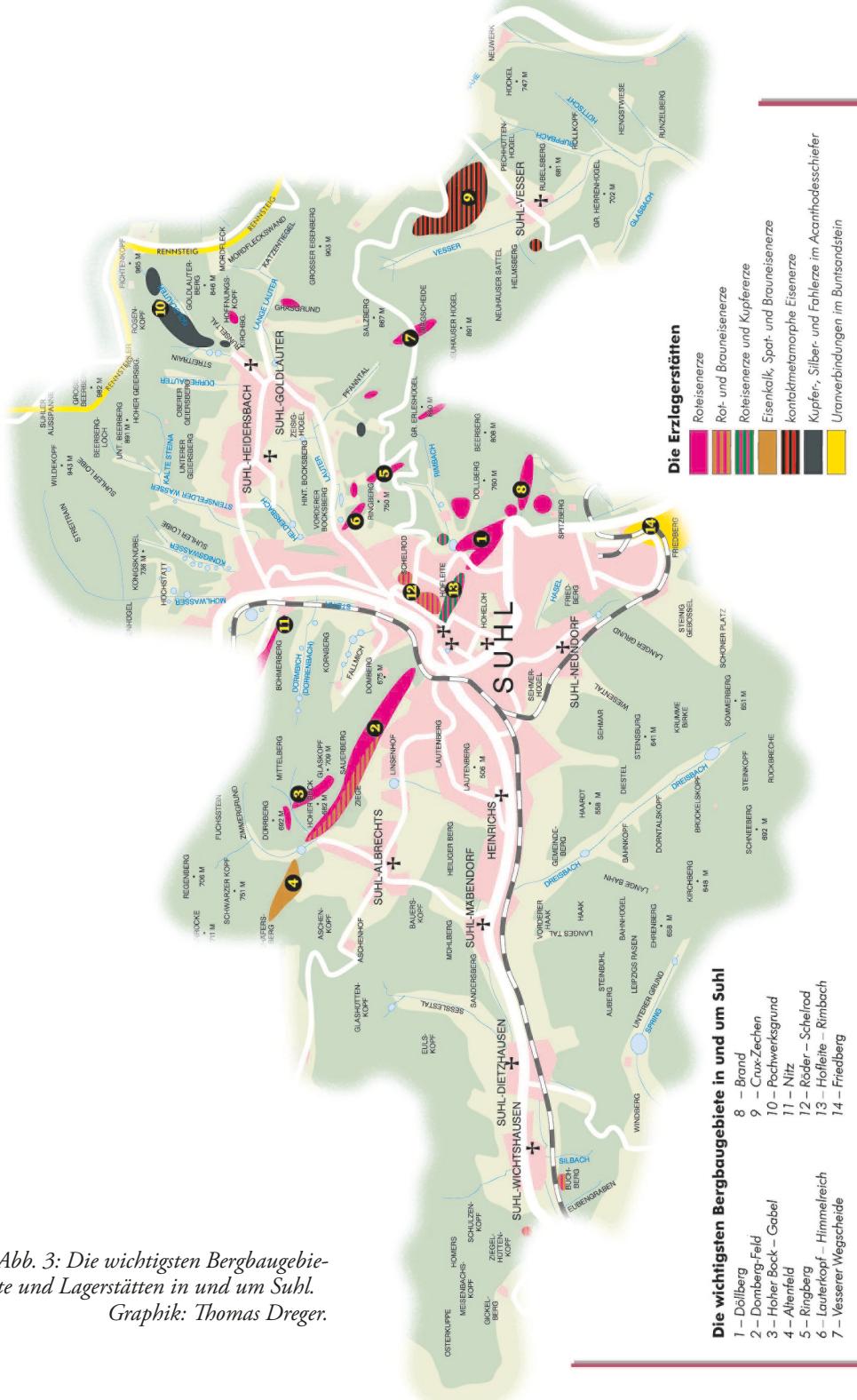
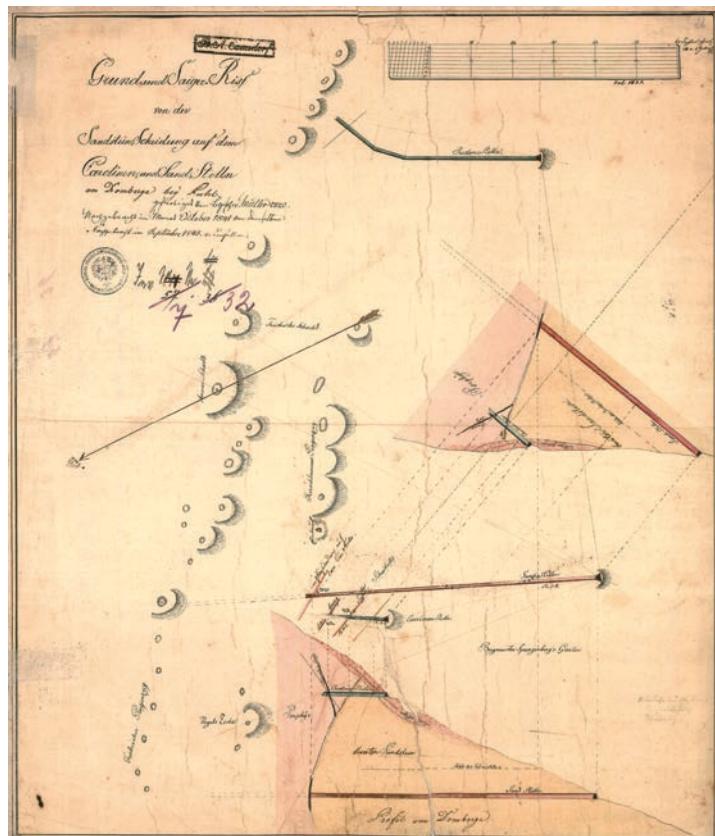


Abb. 4: Historischer Grund- und Saigerriss der Gruben am vorderen Domberg von 1820 aus der Feder des Berggeschworenen Carl Christian Müller.

Original: Landeshauptarchiv Magdeburg, Inv.-Nr. F 38, Nr. 10790.



maß: Allein von 1617 bis 1619 wurden aus Suhler Eisen über 60.000 Musketen und Pistolen gefertigt. Der Kroatenüberfall 1634 richtete einen hohen Schaden an, von dem sich der Suhler Bergbau erst nach Jahrzehnten erholtete. Das Bergamt war abgebrannt, alle Unterlagen vernichtet. Die Herren von der Tann (Rhön), die bis dahin die Betriebskosten vieler Gruben bis zu deren Rentabilität vorgestreckt hatten, ließen vom Suhler Bergbau ab.

Vor allem Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Naumburg-Zeitz förderte um 1690 das Bergbaugeschehen im Hennebergischen. Der Hochofen wurde in der Oberlauter errichtet, Kunstgezeuge zur Wasserhebung in den Bergwerken erbaut

und der Vortrieb des längsten Suhler Stol-lens „Weiße Nachtviole“ am Döllberg in Angriff genommen.

Unter kursächsischer Hoheit (ab 1718) erreichte der Bergbau wieder einen Tiefpunkt. Das fremdverwaltete Suhler Bergamt und seine ‚ausländischen‘ Beamten standen in der Kritik, dem hiesigen Bergbau zum Vorteil der benachbarten Gebiete eher zu schaden als zu nützen. Schließlich trat der Rat zu Suhl auf Betreiben der Suhler Hammerwerke in eine jahrelange zähe Verhandlung mit den Regierungsbeamten in Schleusingen, um den Bergbau zu beleben.

Ab 1760 setzte doch noch ein wahrer Boom ein: Etliche Gruben wurden in Be-

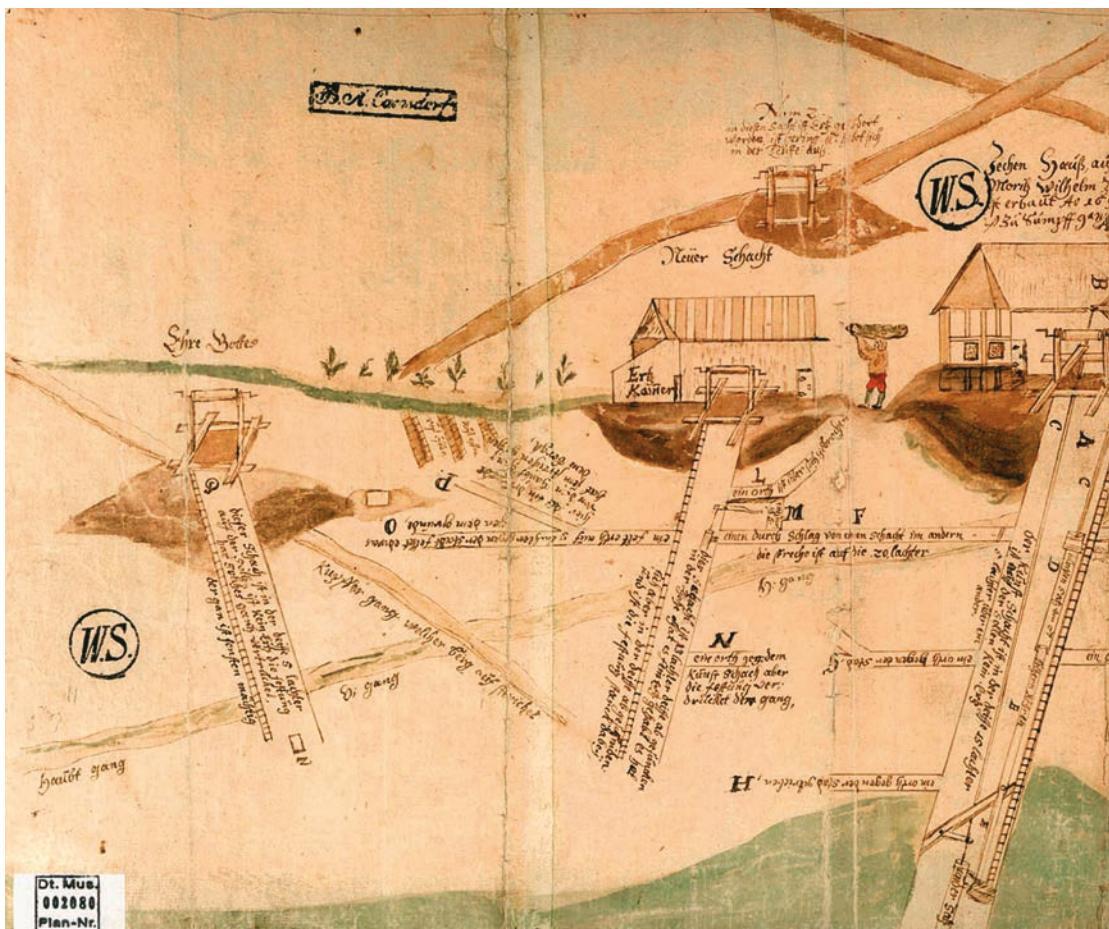
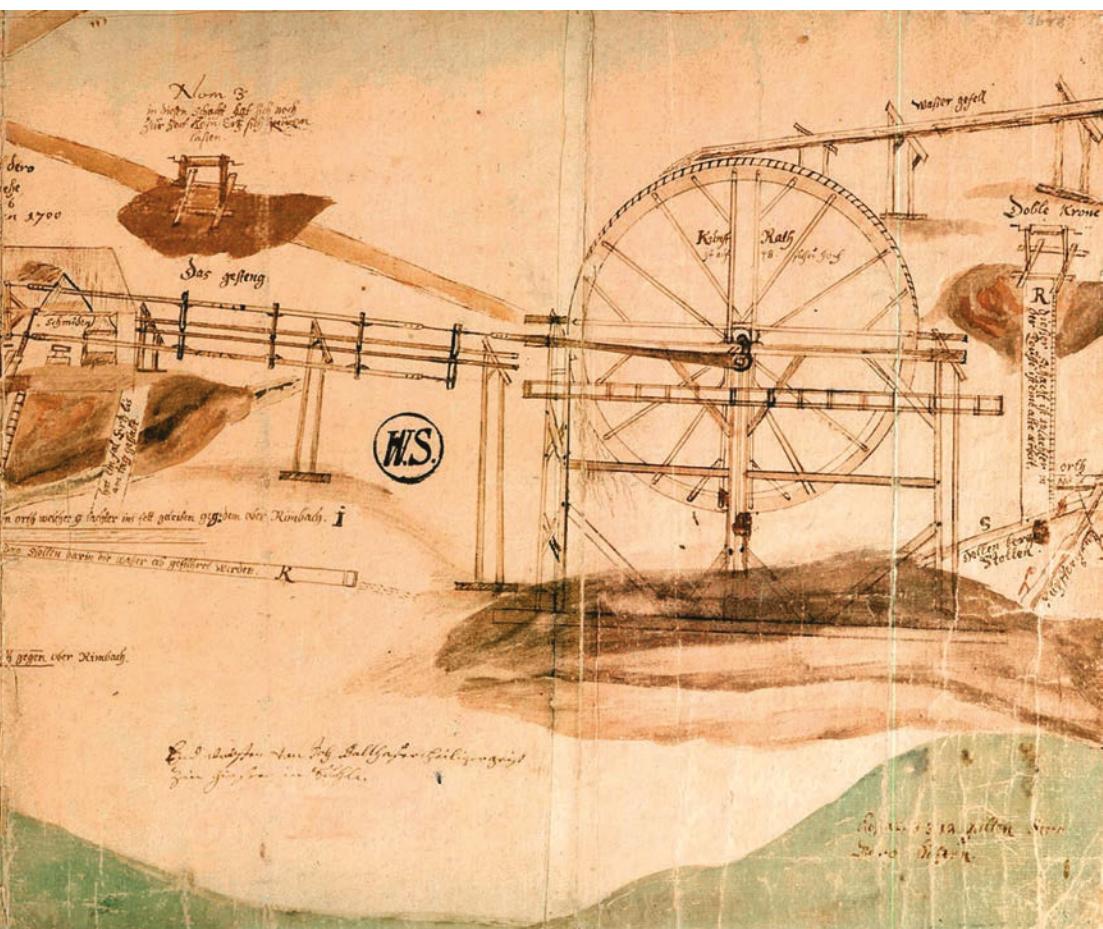


Abb. 5: Eines der wertvollsten Stücke der Plansammlung des Deutschen Museums in München zeigt das Suhler Bergwerk „Moritz Wilhelm“ im Rimbachtal mit aufwendiger Wasserkunstanlage um 1700, angefertigt von Johann Balthasar Heiligengeist, „Zinngießer in Suhla“. Das Kunstrad hatte eine Höhe von „48 Schu“, entspricht etwa 15 Meter, und wurde über einen Berggraben vom Wasser des Rimbachs angetrieben. Original: Deutsches Museum München, Plansammlung, Nr. 002080.

trieb genommen – manche wiedereröffnet, andere neu gemutet. Einige gingen aus Mangel an Kapital aber bald wieder ein. Die Schließung des herrschaftlichen Hochofens im Jahr 1790 brachte außerdem zahlreichen mit diesem gemeinsam verpachteten Bergwerken das Aus, so dass letztendlich nur noch wenige Gruben bis

ins 19. Jahrhundert fortlebten und lohnende Förderung ermöglichten.

1838 wurden die Akten des Suhler Bergamtes nach Groß-Kamsdorf verbracht. Die Bedeutung Suhls als Bergstadt verblasste. Letzte großartige Bemühungen um Wiederaufnahme des Eisenerzabbaus fanden um 1850 statt, als zum Eisenbahnbau im



Hennebergischen viel Eisen benötigt wurde. Grubenreviere in Suhl, vor allem am Domberg, wurden an die Eisenbahnschienen-Compagnie, gegründet vom Hildburghäuser Verleger Joseph Meyer, bzw. an die spätere Hennebergia AG neu verliehen. Die Gruben „Eiserner Mann“ auf der Kütebahn und „Seegen Gottes“ am Sauerberg wurden ein paar Jahre lang mit Erfolg betrieben. Außerdem fand damals in den Eigenlöhnergruben „Alter Bergseegen“ und „Wunderbares Glück“ noch Förderung statt. Mit der Aufgabe dieser Zechen endete um 1880 die jahrhunder-

telange Tradition des Suhler Eisenerzbergbaus. Den Titel „Bergstadt“ darf Suhl aber noch immer führen.

Im Suhler Stadtgebiet wurde allerdings nicht nur Eisenerz gefördert. Einige Bedeutung erlangten auch Funde silberhaltiger Kupfererze an der Hof- und Sommerleite sowie am Döllberg. Auf Braunstein (Manganerz) bauten einige Gruben am Schelrod. Flussspat fiel als Nebengangmittel in vielen Eisenerzgruben mit an und war ein beliebter Zuschlag bei der Verhüttung. Schwerspat lieferten einige Bergwerke zwischen Suhl und Albrechts



Abb. 6: Wieder aufgewältigtes und gesichertes Mundloch des Tiefen Stollens St. Jacob im Pochwerkgrund bei Suhl-Goldlauter. Die Stätte ist Station des dortigen Bergbauwanderweges. Allerdings stammt die Lore nicht aus dem Goldlauterer Bergbau, sondern aus jüngerer Zeit.

beziehungsweise am Döllberg. Rotliegende Sedimente wurden an der Schieferwiese und im Harzgrund nach „Steinkohle“ durchsucht, wobei sich auch Kupfer-/Silbererze fanden.

Auch einige der heutigen Suhler Ortschteile verdanken ihren Ursprung dem Bergbau. Goldlauter wurde mit einer „Bergfreiheit“ 1546 gegründet. Hier baute man bis etwa 1880 Silber- und Kupfererze ab. Ebenso geht die Entwicklung von Vesser und Albrechts auf Bergbau und Metallverarbeitung zurück.

In den späten 1990er Jahren besannen sich einige Suhler wieder der Bergbautraditionen. Auf ihre Initiative hin und unterstützt durch Stadtverwaltung, Ortsteilverwaltungen, Vereine und Verbände sowie private Unternehmen entstanden rund um Suhl vier thematische Wanderwege zum Bergbau in den aufgegebenen Bergbaure-

vieren. Im Jahre 2007 wurde in Vesser ein Besucherbergwerk in Teilen der Bergwerksanlage „Schwarzer Crux“ eröffnet.

Thomas Dreger (Jg. 1969) war maßgeblich an der Erforschung des historischen Suhler Bergbaus und an zahlreichen Veröffentlichungen zu diesem Thema von 1996 bis 2000 beteiligt. Als Graphiker und Journalist konnte er die Tafelgestaltung der ab 1997 entstandenen Bergbauwanderwege didaktisch begleiten. Er ist Mitinhaber des Rhön-Rennsteig-Verlages, Herausgeber der Neuen Henneberger Zeitung (online) und Bearbeiter des historischen Fachwerks in Suhl. Er ist über die Verlagsadresse zu erreichen: Rhön-Rennsteig-Verlag Suhl, Erhard-Schübel-Straße 2, 98529 Suhl, E-Mail: th.dreger@r-r-v.de.

Peter Arfmann

Das Waffenmuseum Suhl

Waffenstadt Suhl: diese Werbung lädt nicht nur an der Thüringer Wald-Autobahn zu einem Besuch der Stadt ein. Die Waffenfertigung und ihre jahrhundertealte Tradition ist wie der Schießsport und die Ausbildung zum Büchsenmacher und Graveur ein Markenzeichen Suhls. Umfangreiches Wissen dazu vermitteln die Ausstellungen im Waffenmuseum Suhl, dem einzigen Spezialmuseum für Handfeuerwaffen in Europa.

Das Waffenmuseum Suhl befindet sich im ehemaligen Malzhaus, einem Gebäude, das im Jahre 1668 im hennebergisch-fränkischen Fachwerkstil errichtet wurde. Nach der Zerstörung der Stadt im Jahre 1634 legte man großen Wert auf die Wiederherstellung des Suhler Malzhauses als einem wichtigen Gewerbezweig der Stadt. Für den Bau verwendete man einheimische Materialien: Sand, Steine aus dem Steinbruch in Suhl-Neundorf und Holz aus dem Stadtwald. Das steinerne Untergeschoss trägt einen einstöckigen Lehmfachwerkbau. Die funktionelle Fachwerkstruktur ist dem gewerblichen Zweck gemäß ohne besondere Verzierungen ausgeführt worden. Vom großen Stadtbrand des Jahres 1753 verschont, konnte das Haus bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Mälzerei genutzt werden. Mit dem Rückgang der Gemeindebrauerei, der wachsenden auswärtigen Konkurrenz und der Gründung einer Industriebräuerei im Jahre 1883 musste der Betrieb eingestellt werden. In der ersten Hälfte des 20. Jahr-

hunderts diente das Anwesen zu Wohnzwecken und beherbergte nach 1945 verschiedene städtische Einrichtungen. 1952 wurden einige Räume als kleines Heimatmuseum gestaltet, bis 1957 das „Heimat- und Waffenmuseum Suhl“ eröffnen konnte. Seit 1971 fungiert das Museum als „Spezialmuseum für die Geschichte der Handfeuerwaffen“. Vorläufermuseen gab es in Suhl schon im Jahre 1908 als „Städtisches Museum Suhl“, ab 1927 als „Industrie- und Heimatmuseum“. Von 1986 bis 1989 organisierte ein Aufbaustab die Vorbereitung für ein Suhler Geschichtsmuseum, wofür 2.500 Exponate zusammengetragen wurden. Als dieses Projekt dann nicht zustande kam, wurde der Bestand vom Waffenmuseum Suhl übernommen.

Im Jahr 2008 konnte nach umfangreicher Rekonstruktion des Malzhauses die neue Dauerausstellung „Spezialmuseum zur Technik- und Kulturgeschichte der Suhler Handfeuerwaffen“ der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Seine Sammlung spiegelt das natürliche, kulturelle und soziale Erbe der Geschichte der Stadt Suhl wider. Anhand von Originalmodellen bis zu konkreten Sachzeugen wird auch die Lebensweise der Waffenproduzenten anschaulich dokumentiert.

Das Waffenmuseum Suhl ist heute eine städtische Institution mit europäischer Ausstrahlung, indem es den internationalen Ruf der Suhler Waffenproduktion in Vergangenheit und Gegenwart gebührend herausarbeitet. Die neue Konzeption der Dauerausstellung legt den Schwerpunkt auf die Geschichte der Suhler Handfeuerwaffnfertigung. Erstmals wird die fast



Abb.: Das Suhler Waffenmuseum im ehemaligen Malzhaus. Im Hintergrund ist das Congress Centrum Suhl zu sehen.

600jährige Geschichte der Suhler Fertigung von Handfeuerwaffen mit Originalexponaten aus allen Epochen dargestellt. Durch die Aufteilung in fünf Kernbereiche („Welt der Waffen“, „Heimat der Büchsenmacher“, „Militärwaffen“, „Jagdwaffen“, „Sportwaffen“) ist es möglich, einen umfassenden Einblick zu geben.

Die Ausstellung beginnt mit dem Suhler Bergbau. Das gefundene und durch die Hammerwerke verarbeitete Erz eignete sich vorzüglich für den Waffenbau und war somit eine wichtige Grundvoraussetzung für die Entstehung der Waffenswerkstätten. Bisher konnten rund 1.500 selbständige Büchsenmacher und Firmen nachgewiesen werden, die über die Jahrhunderte in Suhl wirkten.

Es folgt der Bereich „Welt der Waffe“,

in dem anschaulich und zum Anfassen die Entwicklung der einzelnen Handfeuerwaffenarten von der Luntenflinte bis zum modernen Gewehr dokumentiert wird. Es ist nachvollziehbar, wie sich die drei Hauptbestandteile einer Handfeuerwaffe – Schaft, Lauf und Schlosssystem – entwickelten und veränderten. In gestalterisch unterschiedlichen Formen und Aussehen kommen die Bereiche Militär-, Jagd- und Sportwaffen zur Geltung.

Im Militärwaffensbereich werden die immer perfekteren Kriegsgeräte gezeigt. Leichte Bedienbarkeit, universeller Austausch der einzelnen Teile und hohe Feuerkraft bestimmen diese Entwicklung.

Ganz anders stellt sich hingegen der Jagdwaffensbereich dar. Hier wird bei der Handfeuerwaffe auf eine hohe Sicherheit,

vollendete Form und das Verschönern durch Gravur und Schaftverschneidung Wert gelegt. Die Gestaltung im grünen Farbton – der Farbe der Jagd – lässt die Jagdwaffen in ihrem vollen Glanz erscheinen.

Die Sportwaffen haben ihren eigenen Charakter. Sie sind gekennzeichnet von Funktionalität, Individualität und hoher Treffgenauigkeit. Die Faszination des Sportschießens wird in allen Facetten aufgezeigt. Eine Licht-Schießanlage ermöglicht jedem Besucher, sich auszuprobieren und sein Können zu testen.

Im Bereich Suhler Büchsenmacherheimat wird das besondere Geschick der hiesigen Waffenhandwerker über die Jahrhunderte beim Umgang mit Holz und Metall gewürdigt. Von Generation zu Generation gaben und geben sie ihr Wissen und Können weiter. Am Ende der Ausstellung präsentieren sich die heutigen Suhler Büchsenmacher.

Eingebettet in die Dauerausstellung sind die Leistungen der Suhler Graveure und Medailleure. Einblicke werden in das Schießsportzentrum Suhl, das Suhler Beschussamt und die Suhler Berufsfachschule für Büchsenmacher und Graveure gegeben. In einer kleinen Rüstkammer werden Suhler Prunk- und Luxuswaffen gezeigt, die an die Herrscherhäuser Europas gingen. Diese erlesenen Handfeuerwaffen

sind kunsthandwerkliche Produkte und zählen zu den Spitzenleistungen europäischer Büchsenmacherkunst.

Ein besonderer Höhepunkt der Ausstellung ist die eingerichtete historische Büchsenmacherwerkstatt. Darin integriert sind die drei modernen Arbeitsplätze des Graveurs, des Schäfers und des Systemmachers. Auszubildende der Berufsfachschule zeigen während ihres Praktikums den Besuchern, wie eine Handfeuerwaffe entsteht.

Die reiche Geschichte des Suhler Waffenhandwerks und der Suhler Waffenindustrie hat im Waffenmuseum Suhl eine bleibende Heimstatt gefunden. Das Museum zählt jährlich mehr als 35.000 Besucher. Angeboten werden übrigens auch Kombikarten, die (zu einem vergünstigten Tarif) auch einen Besuch des im benachbarten Congress Centrum untergebrachten Suhler Fahrzeugmuseums ermöglichen.

Peter Arfmann (Jg. 1957), Diplomkulturwissenschaftler und Bankkaufmann mit IHK-Abschluss, ist Leiter des Waffenmuseums Suhl. Seine Anschrift lautet: Waffenmuseum Suhl, Friedrich-König-Straße 19, 98527 Suhl, E-Mail: peter.arfmann@stadtsuhl.de.

Thomas Dreger/Uwe Jahn

Fränkisches Fachwerk in Suhl

Flüchtig betrachtet würde heute niemand die Stadt Suhl als eine Stadt des Fachwerks bezeichnen. Zu dominant sind im Zentrum moderne Bauten der letzten sechzig Jahre: Hochhäuser, Einkaufszentren, Hotels, Congress Centrum, Erlebnisbad und so weiter. Das historische Malzhaus und der Nachbau des Klett'schen Hauses als Relikte des einstigen Fachwerkstädtchens, das Suhl einmal war, gehen zwischen der Moderne beinahe unter. Dennoch verfügt Suhl über einzigartige Schmuckfachwerkhäuser, wie man sie nirgendwo sonst findet. Um sie zu sehen, muss man jedoch am Rande der Stadt unterwegs sein oder den Suhler Ortsteil Heinrichs besuchen.

Im Gebiet der fränkischen Grafschaft Henneberg war Fachwerk in der Vergangenheit eine weit verbreitete Bauweise. Die Konzentration besonders kunstvoll gestalteter Fachwerkhäuser aus dem 17. und 18. Jahrhundert hat dazu geführt, von einem eigenen Stil, dem hennebergisch-fränkischen Fachwerkstil, zu sprechen. Wo dieser seine räumliche und stilistische Grenze hat, ist allerdings umstritten. Einzig der Rennsteig setzt das hiesige fränkische Fachwerk deutlich gegen das nördlich davon typische Thüringer Leiterfachwerk ab.

Unterschied zwischen Thüringer und fränkischem Fachwerk

Man kann diesen Vergleich nur anhand von Gebäuden aus dem 17. und 18. Jahrhundert ziehen. Bis zum 16. Jahrhundert

hatte sich der Rähmfachwerkbau in weiten Teilen Deutschlands mit relativ ähnlichen konstruktiven Merkmalen, wie dem Übergang von der Einzel- zur Bundverstrebung der Pfosten („Mann-Figur“ oder „Wilder Mann“), durchgesetzt.

An diesem noch schlichten spätgotischen Fachwerk hielt man oft noch bis weit nach 1600 fest, während aber auch die barocke Epoche endlich auf den Fachwerkbau abfärbte, ohne dass dieser zunächst barocke Stilelemente übernahm. Es wurde vermehrt Wert auf Schmuck gelegt. Man bediente sich der traditionellen Elemente, verwendete genaste geschwungene Andreaskreuze und Rauten sowie genaste geschwungene Streben. Regionale Eigenheiten bildeten sich heraus und vermischten sich.

Genauso wie der Rennsteig eine der härtesten mundartlichen Grenzen in Deutschland darstellt – er trennt den oberdeutschen ostfränkischen Dialekt im



Abb. 1: Blick auf das Zentrum von Suhl mit dem Congress Centrum (l.), dem Fachwerkbau des Waffenmuseums und den modernen Hochhäusern.

Photos/Abb. dieses Beitrags:
Th. Dreger (26), U. Jahn (1).



Abb. 2: Ein spätgotischer Fachwerkgiebel im Suhler Nachbarort Benshausen (ehemalige „Kapelle“, Suhler Straße 10) aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts: Übergang von der Einzel- (Viertelkreishölzer) zur Bundverstrebung („Mann-Figur“). Vergleiche auch: Büdingen/Hessen, Schlossgasse 11.

Süden von den mitteldeutschen thüringischen Mundarten nördlich davon – so bildet er auch die Grenze zwischen dem Thüringer Leiterfachwerk und dem fränkischen Fachwerk.

In Thüringen setzte es sich bis Ende des 16. Jahrhunderts durch, die Fachwerkwände aus gleich dimensionierten wandhohen Pfosten/Ständern in gleichmäßigen (leiterartigem) Abstand aufzurich-



Abb. 3: Auch wenn die Kurzstiele in der Brüstung ein Leitermotiv ergeben, handelt es sich hier um keine „Thüringer Leiter“. Das fränkische Prinzip ist bei genauerem Hinsehen sofort erkennbar (Heinrichs, Meininger Straße 101).



Abb. 4 a und b: Thüringer Leiterfachwerk (Beispiel Arnstadt, Papiermühle, 1633): Pfosten alle gleich dimensioniert, in gleichem Abstand (Fensterbreite) angeordnet; Einzelverstrebung Eck- und Bundpfosten („Armstreben“); durchbrochene Riegelkette mit Kurzstielchen („T-Motiv“) ergibt „Thüringer Leiter“ als Brüstungsmotiv; Verstärkung des Brustriegels durch aufgesetzten, erhabenen, die Fassade durchlaufenden zweiten Brustriegel, sonstiger fehlender Schmuck.

ten. Jedes Fenster begrenzte beidseitig ein wandhoher Pfosten. Dieser Aufbau ergab ein geometrisch regelmäßiges Bild mit starrer Fensterstellung. Die Brüstungen wurden oft mit Kurzstielchen („Thüringer Leiter“) ausgefüllt (Raum Arnstadt). Auch Andreaskreuze oder Rauten wurden – genauso wie beim fränkischen Fachwerk – oft verwendet. Bei der Aussteifung ging man wieder mehr zur Einzelverstrebung über, so dass die Pfosten im Obergeschoss typischerweise mit Kurzstreben vom Pfosten zum Rähm versteift wurden („Armstreben“). Die Verzierungen an den Häusern beschränkten sich sonst auf die typische Profilierung der Rähme, Balkenköpfe, Füllhölzer und Saumschwellen am Geschossübergang. Oftmals erfuhr der



Abb. 5 a und b: Fränkisches Fachwerk (Beispiel Suhl-Heinrichs, Meininger Straße 107, um 1650): Betonte Eck- und Bundpfosten; Bundverstrebungen (kleine „Mann-Figur“); breite Brüstungsfelder mit geschweiften, genasten Andreaskreuzen (mit Rosetten) und barock gekehlt Kurzstielen; beschnitzte Eckpfosten (Taustab, Spiralen).

Brustriegel eine zusätzliche Betonung durch ein über die gesamte Wandbreite aufgesetztes Holz, das der Brüstung als kleines Regendach diente.

Beim fränkischen Fachwerk des 17. und frühen 18. Jahrhunderts, wie es südlich des Rennsteigs und damit auch in der ehemaligen Grafschaft Henneberg zu finden ist, lag die Betonung hingegen auf den Eck- und Bundpfosten. Wenn es überhaupt weitere geschosshohe Pfosten in der Wand gab, wurden diese weniger stark dimensioniert. Brüstung und Brustriegel waren zwischen den Pfosten durchgängig und wurden nicht in Fensterbreite durchteilt, wie dies beim Thüringer Leiterfachwerk der Fall war. Die Fenster begrenzten in der Regel kurze Pfosten zwischen Brustriegel und Rähm.

Eckpfosten spielten eine besondere Rolle beim fränkischen Fachwerk. Sie wurden oft aufwendig mit Taustäben, geraden oder gedrehten Säulen oder gar Bildnissen verziert. Typisch für fränkische Fachwerkbauten im Raum Suhl war es auch, dass viele Fassaden mit dem Brustriegel einen weiteren Vorsprung bis zum Rähm erhielten, der die Brüstung vor Regen schützte. Diesen Versatz gestaltete man oft aufwendig mit Profilierungen am Brustriegel, die oftmals an Pfosten und Stielen herabgeführt wurden und in Konsolen oder geschnitzten Kartuschen ausliefen. Das Thüringer Leiterfachwerk kennt diese Eigenarten nicht!

Bis um 1700 gelangten immer mehr barocke Elemente in das fränkische Fachwerk. Während bis dahin noch im Stile volkstümlicher oder bäuerlicher Bauweise die Holzbauten mehr oder weniger fein gezimmert und verziert wurden, erreichte



Abb. 6: Prächtige Fachwerkgestaltung an einem Wohnhaus in Suhl-Heinrichs von 1658: doppeltes Kreuz, Rauten, barocke Konsolen, Muscheln, Eicheln etc. Stilprägend sind hier auch die klassischen Fenster (Heinrichs, Meininger Straße 97).



Abb. 7: Barock gestaltete Brüstung in Suhl-Heinrichs, Meininger Straße 93: balusterförmige Kurzstiele mit floraler Ornamentik neben Motivplatten mit geschnitztem barockem Zierwerk (Wappen, Fratze, Krone, Florales), Muschelmotive. Traditionell profiliert ist der Geschossübergang.

das Niveau nun in der Stadt Suhl und im heutigen Ortsteil Heinrichs die Qualität städtischer Architektur. Die gotischen Elemente verschwanden. Der Barock wurde nahezu komplett in Fachwerk interpretiert.

Bemerkenswert ist im Suhler Raum die sehr häufige Verwendung von Kurzstilen in den Brüstungsfeldern. In der Mitte des 17. Jahrhunderts noch die traditionellen Andreaskreuze und Rauten begleitend, dominieren sie die Fachwerkfassaden der Region um 1700. Sie bilden barocke Balustraden nach oder zeigen einfache „Leitermotive“, die sich aber schon wegen des Grundkonzepts von der „Thüringer Leiter“ unterscheiden. An den prächtigsten Bauten jener Zeit gestaltete man die Kurzstiele durch Auskehlen zu barocken Balustern um, schuf Kartuschen mit barocken Wappen-, Fratzen- oder Blumenmotiven, begleitet von barocken Konsolen, Muscheln, Eichern, Herzen und so weiter.

In Thüringen hingegen nahm der Barock keinen sichtbaren Einfluss auf die Holzbauweise. Hier errichtete man zu dieser Zeit in der städtischen Architektur verputzte Gebäude mit barockem Zierat, während im ländlichen Raum am Sichtfachwerk festgehalten wurde – in immer schlichterer Ausführung mit Verzicht auf Profilierungen am Geschossüberstand und

Aufgabe der Einzel- oder Bundverstrebung zugunsten der Wandverstrebung.

Diese Entwicklung setzte im Suhler Raum auch, aber erst später im 18. Jahrhundert ein. In umliegenden Dörfern (Rohr, Viernau) hielt man sogar bis Mitte des 19. Jahrhunderts an der fränkischen Bauweise fest. Allerdings auch hier mit zunehmendem Verzicht auf Brüstungsverzierungen, Schnitzereien und Profilierungen.

Untersuchungen in den letzten Jahren haben gezeigt, dass es im 17. und 18. Jahrhundert auch einen Austausch über die kulturräumliche Grenze Rennsteig hinweg gab. So finden sich in der thüringischen Fachwerk-Hauslandschaft genauso Ausnahmen, die die Handschrift fränkischer



Abb. 8: Thüringer Leiterfachwerk in Suhl-Albrechts, Kirchberg 10. Leider ist nichts darüber bekannt, wann und warum Thüringer Zimmerleute sich in Albrechts aufhielten, um dieses Haus aufzurichten. Die Brüstungszier aus Fußstrebens und Zapfen erinnert an Gebäude im Eisenacher Raum, wie das Bool'sche Haus am Eisenacher Markt.

Zimmerleute tragen, wie im fränkischen Exempel des Thüringer Leiterfachwerks bzw. Mischformen aus beiden. Zimmerleute waren ja damals – wie heute auch – nach dem Erlangen des Gesellenbriefes auf der Walz, also in ganz Deutschland unterwegs, um Erfahrungen auszutauschen.

Suhl-Heinrichs: Kleinod fränkischer Fachwerkbaukunst

Besonders ausgeprägtes Schmuckfachwerk finden wir heute im Suhler Ortsteil Heinrichs. Hier sind die meisten der Gebäude aus dieser Zeit bis heute erhalten geblieben und bilden das Denkmalensemble Straßenmarkt Heinrichs. Den Höhepunkt darin stellt das historische Rathaus dar, das deutschlandweit bekannt ist und zu

den prächtigsten fränkischen Fachwerkhäusern gezählt wird.

Entstanden ist der Ort Heinrichs durch fränkische Besiedlung im 9. Jahrhundert. Er gehörte fortan wie Suhl zur Grafschaft Henneberg. 1111 fand die erste urkundliche Erwähnung statt.

Im Zuge des Wiederaufbaus nach der Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg 1634 erfolgte hier ganz planmäßig die Anlage des Straßenmarktes parallel zum Wasserlauf. Die überwiegend traufständigen Wohngebäude – zum Teil mit Torfahrten und Laubengängen an den Hofseiten – besitzen straßenseitig Schmuckfachwerkfassaden.

Die älteren Gebäude aus der Zeit um 1650 wurden reich geschmückt mit geschweiften Andreaskreuzen sowie eif-



Abb. 9: Fachwerkensemble am Heinrichser Straßenmarkt: Rathaus, Barock-Fachwerkhaus Meininger Straße 93, ehemals verputztes Haus Nr. 95 und Nr. 97 von 1658 mit traditionellen und barocken Elementen. Nr. 95 muss ehemals ähnlich barock gestaltet gewesen sein wie Nr. 93, zum Behufe des Verputzens wurde das Zierfachwerk aber fast komplett vernichtet.



Abb. 10: Ehemaliges Rathaus in Suhl-Heinrichs. Der Holzbau von 1657 zählt zu den prächtigsten Fachwerkhäusern in Franken. Seine Erbauer sparten an keinem Zierelement, das Mitte des 17. Jahrhunderts modern war.



Abb. 11: Das Wohnhaus Meininger Straße 142 – 1648 errichtet – besitzt noch die Originalfassade mit der typischen Fachwerkkonstruktion. Das historische Erscheinungsbild wird durch die rekonstruierten bleiverglasten Schiebefenster abgerundet.

chen und doppelt durchkreuzten Rauten. Die jüngeren Häuser (um 1700) dominieren Kurzstiele, die mehr oder weniger barock ausgearbeitet wurden.

Der Flecken Heinrichs erhielt im 16. Jahrhundert eigene Ortsstatuten mit einem Bürgermeister und dem Zwölfer-Rat. Dafür wurde das Rathaus errichtet, in dem heute die alte Ratsstube und der Ratssaal noch zu besichtigen sind. Früher befand sich im Erdgeschoss die Ratsschänke.

Auf dem massiven Sockelgeschoss von 1551 erhebt sich ein zweigeschossiger Fachwerkbau mit Schaugiebel, der 1657 aufgerichtet wurde. An dieser Fassade sind die Vielfalt und der Reichtum der Blütezeit der Fachwerkbaukunst zu bewundern.

Im ersten Obergeschoss sind die Brüstungsfelder mit geschweiften und mit Herzen ausgeschnittenen Rauten sowie



Abb. 12: Meininger Straße 112/114 wurde als Doppelhaus Mitte des 17. Jahrhunderts erbaut. Eine Bauhütte fehlt. Schwellen und Rähme sind gegeneinander überplattet. Nur die Brüstungen im Obergeschoss sind unterschiedlich hoch. Die Fachwerkausschmückung trägt die Handschrift desselben Zimmermanns.



Abb. 13 a und b: Der ehemalige Gasthof „Krells Brauerei“ (Meininger Straße 103) zeigt im Obergeschoss abwechselnd profilierte Kurzstiele. Die Eckpfosten mit gedrehten Taustäben und Schnecken sind aufwendig gestaltet. Entsprechend der veränderten Bauauffassung wurde der Bau im 19. Jahrhundert vollständig verputzt. Im Zuge der laufenden Sanierungsmaßnahme wurde der Putz wieder entfernt. Nach Fertigstellung wird die ‚neue‘ Fachwerkfassade das Ortsbild entscheidend mitprägen.

mit doppelt gekreuzten, geschweiften Rauten und zusätzlichen geschwungenen Viertelkreishölzern ausgefüllt. An dieser Schmuckseite ist auch der profilierte Vorsprung im Brüstungsbereich zu erkennen. Im Geschoss darüber finden sich die geschweiften, genasten Andreaskreuze und Kurzstiele unter den Fenstern.

Das Giebeldreieck, in dem sich diese Fachwerkfiguren in abgewandelter Form wiederfinden, wird durch ein Sonnenrad bekrönt. Die Eckpfosten sind aufwendig mit gedrehten Säulen, die in Volutenrollen enden, geschmückt. Ebenso reich sind auch die Geschossüberstände mit gedrehten auslaufenden Stäben, Zahnschnittfriesen und anderen Profilierungen verziert. Hervorzuheben ist noch die im Eckbereich angebrachte Fratze mit Jahreszahl. Nach umfänglicher Sanierung beherbergt das Gebäude seit 2013 die Suhler Volkshochschule.

Weitere besondere Perlen fränkischen Fachwerks am Heinrichser Straßenmarkt sind das Doppelhaus am Eingang zum Markt, Meininger Straße 112/114 sowie die Gebäude Meininger Straße 97, 107 und 142. Ihre Fassaden zeigen die tradi-

tionellen Elemente vermischt mit barocken Formen.

Eine vollkommen barocke Formensprache drückt die Brüstung der Nummer 93 aus. Hier reihen sich balusterförmige Kurzstiele mit floraler Ornamentik neben Motivplatten oder -kartuschen mit geschnitztem barocken Zierwerk (Wappen, Kronen, Fratzen und Florales). Dies ist in dieser Qualität einmalig!



Abb. 14: Meininger Straße 109: Das verdeckt liegende Schmuckfachwerk zeichnet sich in der Verschieferung ab.

Aber nicht alle erhaltenen Häuser jener Zeit zeigen uns noch heute ihre Fachwerkpracht. Mit dem Überstand des Obergeschosses verraten auch zahlreiche verputzte oder verschieferte Gebäude, dass sie in der Tradition des Schmuckfachwerks errichtet wurden. Dem Zeitgeschmack des 19. Jahrhunderts folgend, der Fachwerk als bäuerliche Bauart abtat und Putzfassaden als urban und modern empfand, wurden die meisten Häuser verputzt oder verkleidet. Oftmals wurden dabei im klassizistischen Sinne die Fenster neu angeordnet, überflüssiges Holz – das Schmuckwerk – wurde entfernt, nur das notwendigste Balkenwerk erhalten und mit Axthieben „aufgeraut“, damit der Putz besser hielt.

Einige der heute sichtbaren Fachwerkfassaden Heinrichs' wurden erst in den

letzten Jahrzehnten wieder freigelegt. Die einen überraschten mit original erhaltenem Fach- und Schmuckwerk, andere enttäuschten, weil die Vorfahren nicht zimperlich mit der Kunst der Jahrhunderte zuvor umgegangen waren. Es harren noch einige verschieferte oder verputzte Häuser in Heinrichs, aber auch im Stadtkern und in den Ortsteilen von Suhl, ihrer „Entdeckung“. Dies liegt aber einzig und allein im Willen und Vermögen ihrer Eigentümer.

Der Verlust des Fachwerks im historischen Suhl

Dass wir heute in der Innenstadt von Suhl fast gar nichts vom prächtigen fränkischen Fachwerk des 17. und frühen 18. Jahrhunderts mehr vorfinden, hat zwei Gründe.



Abb. 15: Prächtiger barocker Fachwerkbau (Schmückestraße 21, um 1700) mit balusterförmig gekehlten Kurzstielen in der Brüstung. Bemerkenswert ist der ehemals offene Laubengang über dem Hof. Das Gebäude fungierte anfänglich als Fuhrmannsgasthaus „Zum rothen Ochsen“. Seit dem 19. Jahrhundert verschiefert wurde es von seinen Besitzern bis 2015 liebevoll saniert.



Abb. 16: 1687 wurde dieser Bau als Armen- und Siechenhaus in sicherer Entfernung vom Stadtleben an der Stadtgrenze zu Neundorf errichtet. Hundert Jahre später erfolgte die Umnutzung zum Waisenhaus. Dem reinen Zweckbau spendeten die Erbauer zwar reichlich Holz und einen Laubengang, sie verzichteten aber auf den barocken Zierrat, den die urbanen Gebäude aus dieser Zeit in Suhl und Heinrichs aufwiesen.

Zum einen waren dies der letzte Stadtbrand von 1753 und zum anderen der Umbau der Stadt zur „sozialistischen Bezirksstadt“ in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts.

Im Dreißigjährigen Krieg legten kaiserliche Truppen 1634 Suhl in Schutt und Asche. Die Bewohner wurden getötet oder misshandelt. Das städtische Leben, der Bergbau und die Waffenfertigung lagen am Boden. Der Wiederaufbau kam schleppend in Gang und dauerte bis nach 1700 an. Genau in dieser Zeit entstanden die prächtigsten Fachwerkhäuser in Suhl. Aber nicht nur hier, sondern auch im benachbarten Heinrichs, das sein Schicksal mit Suhl teilte.

Der Suhler Chronist Ferdinand Werther berichtete 1846 in der Suhler Chronik: „Zum Zeichen, dass hier Bergbau wieder getrieben werde, und ein Berggericht sich be-



Abb. 17: Relikt prächtigen fränkischen Fachwerks, das den Stadtbrand von 1753 überlebt hat, am Wohnhaus Auf der Mauer 2 in Suhl. Aus dieser Zeit stammt auch die alte Schmiede, Auf der Mauer 13, unter deren Verkleidung Schmuckfachwerk versteckt ist.



Abb. 18: Barockes Fachwerkhaus (Klett'sches Haus, um 1700) mit balustral gestalteter Brüstung, geschweiften Streben und geschnitzten Kopfwinkelhölzern. Bemerkenswert ist das weit überkragende Obergeschoss. Das Haus wurde als letztes Gebäude des Stadtteils Aspen zunächst abgerissen, 1988 aber wieder rekonstruiert.



Abb. 19: Ruine des ehemaligen Fuhrmannsgasthofes „Schwarze Katze“, Hoffnung 1. Das Gebäude ist um 1700 errichtet worden und trug seit dem 19. Jahrhundert eine Schieferverkleidung. Im Zuge des Teilarisses des einstürzenden Hauses zur Herstellung der öffentlichen Sicherheit wurden Fachwerkdetails sichtbar, wie geschnitzte Kopfwinkelhölzer, profilierter Rähm und verzierte Eckpfosten.

finde, diente wohl auch die Bildsäule eines Bergmannes, welcher an der unteren Ecke des, in den Jahren 1658–1662 erbaueten, Rathauses angebracht war. In der oberen Ecke jenes Rathauses stand die Themis oder Justitia (die Göttin des Rechts und der Gerechtigkeit).“ Mit den Bildsäulen meinte Werther die Eckpfosten des Fachwerkbaus. Man kann davon ausgehen, dass die Pracht des 1662 fertiggestellten Rathauses der Stadt Suhl der des heute noch erhaltenen Rathauses des Dorfes Heinrichs von 1657 zumindest ebenbürtig war.

Für die Ausbildung dieses wertvollen und einzigartigen Schmuckfachwerkstils war die Brandschatzung Suhls und Heinrichs' so gesehen begünstigend. Der Wiederaufbau fiel genau in diese Periode der Hochzeit der Zimmermannskunst.

Zwei herausragende Objekte dieser Entwicklungsphase sind das frühere Suhler Waisenhaus an der einstigen Stadtgrenze zu Neundorf und der ehemalige Gasthof „Zum rothen Ochsen“ im Suhler Oberland. Die typischen Suhler Motive, vor allem die als Balustrade gestaltete Brüstung, zeigt auch das Klett'sche Haus neben dem Waffenmuseum, das aber eine erst 1988 aufgerichtete Rekonstruktion des Originalbaus von etwa 1700 ist. Dagegen besitzt das ehemalige Malzhaus von 1668, jetzt Waffenmuseum, als Wirtschaftsgebäude nur wenig Schmuck.



Abb. 20: Das ehemalige Malzhaus von 1668 besteht aus einem massiven Sandstein-Erdgeschoss mit aufgesetzter Fachwerketage, die überhaupt keine barocken Formen enthält, stattdessen die traditionelle Bundverstrebung („Mann-Figuren“).



Abb. 21: Auch das Pfarrhaus im Suhler Ortsteil Wichtshausen (Hauptstraße 334, um 1700) zeigt den „Suhler“ Fachwerkstil. Das markante Gebäude mit Walmdach ist ortsbildprägend. Der Überstand oberhalb der Brüstung des Obergeschosses läuft an jedem zweiten Holz in einer Konsole aus, die ein barockes Muschelsymbol trägt.



Abb. 22: Ehemaliges Gasthaus „Zum goldenen Schwan“ und Kirche St. Ulrich in Suhl-Mäbendorf.



Abb. 23: Wohnhaus in Suhl-Albrechts (um 1700) mit barocken Schnitzereien.

Leider brannte Suhl mit seinen prächtigen Holzbauten 1753 erneut fast komplett ab. Bis auf die wenigen hier genannten „Überlebenden“ und ein paar weiteren blieben im alten Stadtgebiet keine Gebäude aus dieser Epoche erhalten. Einige weitere Häuser, die bis ins letzte Jahrhundert überlebt hatten, mussten dann dem Straßenneubau oder moderner Architektur weichen.

In den Suhler Ortsteilen finden sich außerdem überall weitere Beispiele der Fachwerkbaukunst. Hier wurden nicht nur Bauern- und Gasthäuser in Fachwerk errichtet, sondern auch die meisten Kirchen. So gibt es im gesamten Stadtgebiet Fachwerk aus verschiedenen Epochen zu entdecken. Ein Ausflug lohnt sich!



Abb. 24: *Gasthaus „Goldener Hirsch“ in Suhl-Neundorf von 1616. Aus der Bebauungszeit ist noch das grundsätzliche Balkenwerk erhalten, wie Eckpfosten, Schwellen, Rähme und Deckenbalken.*

Thomas Dreger (Jg. 1969), Journalist, Mitinhaber des Rhön-Rennsteig-Verlags Suhl, Herausgeber der Neuen Henneberger Zeitung, beschäftigt sich seit den 1980-er Jahren mit der Suhler Bergbaugeschichte und dem Fachwerk der Region. Er ist über die Verlagsadresse zu erreichen: Rhön-Rennsteig-Verlag Suhl, Erhard-Schübel-Straße 2, 98529 Suhl, E-Mail: th.dreger@r-r-v.de.

Uwe Jahn (Jg. 1959) ist Dipl.-Bauingenieur und Stadtarchivar der Stadt Suhl als unterer Denkmalschutzbehörde. Er erarbeitete zahlreiche Faltblätter zu Denkmälern in Suhl. Seine Anschrift lautet: Stadtverwaltung Suhl, Denkmalschutzbehörde, Friedrich-König-Straße 42, 98527 Suhl, E-Mail: Uwe.Jahn@stadt.suhl.de.

Von der Gravur zur Medaille – Suhl als Heimstatt bedeutender deutscher Medailleure

Als einige Mitglieder des heutigen Vereins Suhler Münzfreunde in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts damit begannen, Leben und Werk der Südthüringer Medailleure und Stempelschneider zu erforschen, ahnten sie nicht, welchen inhaltlichen und zeitlichen Umfang dieses Vorhaben annehmen würde. Obwohl schon nach kurzer Zeit eine Vielzahl an Lebens- und Schaffensdaten von etwa 25 Künstlern und Kunsthändlern ermittelt werden konnte, ist auch heute noch kein Ende dieses Vorhabens absehbar. Nachfolgend wird ein Einblick in diesen besonderen Zweig Suhler Kunstfertigkeit geboten und einer der berühmtesten Medailleure näher vorgestellt.

Der Raum Suhl/Zella-Mehlis war ein fruchtbarer Boden für die Anfertigung von Prägestempeln für Münzen, Medaillen und Wappen, wie das schon Ludwig Bechstein 1842 formulierte. Als wesentliche Ursachen hierfür erwiesen sich die ergiebigen Vorkommen von abbaubarem Eisenerz, die reichlich vorhandene Wasserkraft der Bäche und kleinen Flüsse, die den Betrieb von Pochwerken zur Zerkleinerung des geförderten Erzes ermöglichten, sowie die Holzvorräte in den dichten Wäldern, die, zu Holzkohle verarbeitet, die erforderlichen Temperaturen zur Schmelze des Erzes und seiner weiteren Verarbeitung erreichten. Von dem auf dieser Grundlage entstandenen vielfältigen Eisenhandwerk und der bedeutenden Suh-

ler Waffenfertigung ist auch in anderen Beiträgen dieses *FRANKENLAND*-Heftes die Rede.

Nach der Erfindung des Schwarzpulvers wandte sich die Suhler Waffenfertigung der Herstellung von Schusswaffen zu. Das war zu Beginn eine Tätigkeit, die vom Meister und seinen Gesellen fast vollständig in einer Werkstatt stattfand. Später erfolgten die Lauffertigung, das Schäften, die Herstellung des Abzugsystems und die künstlerische Gestaltung durch Gravuren und Schaftverschneidungen arbeitsteilig, was sich positiv sowohl auf die Qualität als auch auf die Produktivität auswirkte. Im Jahr 1628 waren in Suhl bereits etwa 200 Meister und Gesellen in der Waffenfertigung tätig. Auch heute noch sind die Familien Kolb, Spangenberg, Stockmar und andere für die hervorragende Qualität ihrer Erzeugnisse ein Begriff.

Die von den Meistern ihres Faches perfekt beherrschten Techniken der Metallbearbeitung, der Verarbeitung von Edelmetallen, Elfenbein und Edelsteinen, der Einlegearbeiten und vor allem der Waffengravur erstaunen auch heute noch in höchstem Maße. Vor allem die Waffengraveure waren es, die wahre Meisterwerke schufen und sich aus Neigung oder aufgrund entsprechender Aufträge an der Herstellung von Prägewerkzeugen für Siegel, Münzen und Medaillen versuchten. Die Tätigkeit als Stempelschneider bot wesentlich mehr künstlerische Ausdrucks- und Gestaltungsmöglichkeiten als die Waffengravur. Waren bei der Herstellung von Stempeln für Wappen und Münzen die



Abb. 1: Gedenkmedaille „250 Jahre Kunst der Suhler Medailleure 1990“. VS.: FÜR/STEMPFL- UND/STEINSCHNEIDERKUNST/IST SUHL/EINE PFLANZSCHULE,/DIE MANCHEN WACKERN/KÜNSTLER/BILDETE; darunter: Blüte; darunter: L. BECHSTEIN/ 1842; unten Signatur: HK (Helmut König).



Abb. 2: Gedenkmedaille „250 Jahre Kunst der Suhler Medailleure 1990“. RS.: Faksimile einer Medaille von J.C. Steigleder auf den Wiederaufbau des 1753 abgebrannten Suhler Rathauses 1816; Umschrift: 250 Jahre Kunst der Suhler Medailleure. Anmerkung: Kurz nach Prägung der Medaille wurde die lange bezweifelte Existenz einer Suhler Medaille aus dem Jahr 1690 bestätigt (s. Medailleur I: Christoph Pfeiffer) Somit reicht die Kunst der Suhler Medailleure nicht 250, sondern bereits 300 Jahre zurück.

Motive exakt vorgegeben, ermöglichte die Medaillengestaltung einen erheblich größeren Gestaltungsfreiraum, da die Anlässe der Medaillen äußerst vielseitig waren und sind. Hochzeiten, Geburten, Todesfälle, Auszeichnungen und Ehrungen, religiöse Themen, Naturereignisse, Kriege und Siege sowie vieles andere gab und geben reichlich Gelegenheit, die eigenen künstlerischen und handwerklichen Fähigkeiten zu beweisen.

Johann Veit Döll (1. Februar 1750 Suhl – 15. Oktober 1835 Suhl)

Einer der größten Könner auf diesem Gebiet war Johann Veit Döll. Über keinen

Südthüringer Medailleur ist so viel und vollauf berechtigt publiziert worden wie über Johann Veit Döll. Bereits 1837 erschien mit dem Werk des Suhler Pfarrers F.W. Gerlach „Andenken an Johann Veit Döll“ eine erste Würdigung seines Lebens und Werkes.

Kein anderer Medailleur war so fest und untrennbar mit seiner Heimat verbunden wie Johann Veit Döll. Er stammte aus einfachen Verhältnissen; der Vater war städtischer Braumeister in Suhl und starb bereits 1758. Die Folge war eine harte und entbehrungsreiche Kindheit, an die sich eine Lehre als Büchsenschäfer anschloss. Während dieser Zeit konnte Döll dank der Unterstützung seiner Großmut-



Abb. 3: Porträt Johann Veit Döll, 1834.
Zeichnung seines Enkels Rudolph Stadelmann.

ter Musikunterricht nehmen und bemühte sich autodidaktisch, zeichnen zu lernen. Der ältere Bruder unterwies ihn in den Grundlagen der Technik und Kunst der Gravur, die in Suhl im Waffenhandwerk bereits seit langem gepflegt wurde. Eine richtige Ausbildung konnte er jedoch nicht absolvieren. Im Jahr 1772 ergab sich durch Zufall die Möglichkeit, bei Dölls Landsmann Kolb(e) als Graveur in Wien zu arbeiten. Für den Erwerb vieler Kenntnisse und Fähigkeiten war diese Zeit für Döll sehr wertvoll, wenn auch die sonstigen Bedingungen ihn sehr enttäuschten. Nach 15 Monaten verließ Döll Wien wieder. Auf dem Heimweg nach Suhl erhielt er bei seinem Onkel Johann Georg Klett (* 1720 in Vesser † 1793 in Dresden), dem sächsischen Hof- und Kabinettssteinschneider, einen Einblick in die Kunst des Steinschneidens.

Dieser Aufenthalt dauerte aber nur kurze Zeit. Die Heimkehr nach Suhl war mit der Gründung einer eigenen Existenz ver-

bunden, die zunächst nur die Gravur zum Arbeitsgegenstand hatte. Mit viel Fleiß brachte es Döll in wenigen Jahren zu bemerkenswerten Ergebnissen, für die er 1778 zum kurfürstlich-sächsischen Hofgraveur ernannt wurde.

Erst Jahre später kam dann der Edelsteinschnitt als wichtige und liebste Beschäftigung Dölls hinzu. Verschiedene Anfragen bewogen ihn, die erforderlichen Arbeitsgeräte anzuschaffen und erste Versuche zu machen, die allerdings misslangen. Erst ein weiterer Besuch bei seinem Onkel verschaffte ihm die erforderlichen Kenntnisse, mit denen er dann in dem neuen Metier Erfolg hatte.

Die Zahl der von ihm geschaffenen Steinschneidearbeiten konnte anhand der Aufzeichnungen in Dölls Nachlass mit 281



Abb. 4: Siegellackabdruck des von Döll geschaffenen Herkules mit der gut erkennbaren griechischen Signatur ΔΟΙΑ.



Abb. 5 a und b: Georg Carl von Fechenbach, 1796; VS.: Brustbild nach links; Umschrift: GEORG CAROL. D.G. EPISC. WIRCEB. S.R.I.; Signatur: DOELL F., RS.: Stehende Minerva; im Abschnitt lateinische Inschrift.

ziemlich genau bestimmt werden. Darin nicht enthalten sind allerdings die Arbeiten, für die kein Schriftverkehr vorliegt. Die ersten Medaillen fertigte Döll im Jahr 1796 für den Fürstbischof von Würzburg, Georg Carl von Fechenbach.

Nunmehr gab es in rascher Folge weitere Aufträge. 1797 arbeitete Döll drei Monate in Berlin für die Prägeanstalt Daniel Friedrich Loos. Es gelang Loos aber nicht, Döll zu einem Umzug nach Berlin zu bewegen. „Ja, lieber Herr Doktor, es gefällt mir in meiner Vaterstadt, wo ich sozusagen bei jedem Fleckchen und Winkel, den ich durchwandere, ganz unserer Jugend Freuden mich erinnere,“ schrieb Döll 1787 (Nachlass Band I. Seite 6). Auch andere Versuche, darunter ein Angebot aus Amsterdam, konnten Döll nicht zu einem Ortswechsel bewegen. Die Arbeit für Loos setzte er aber von Suhl aus noch über viele Jahre fort. Diese Aufträge wurden zu einer wesentlichen Existenzgrundlage für ihn. Die von Döll für Loos geschaf-

fenen Medaillen sind allerdings nicht mit „Döll“, sondern mit „Loos“ signiert, was eine richtige Zuordnung zum Werk Dölls sehr erschwert hat. Der Gesamtumfang seines Medaillenschaffens beläuft sich auf 147 Arbeiten. Dazu kommen noch 22 Münzstempel.

Bereits zu Lebzeiten wurde Döll von Fachleuten hohe Anerkennung zuteil. So schrieb zum Beispiel Brückmann, ein profunder Kenner der Edelsteine und Steinschnitte: „Herr Döll hat sich fast ganz ohne Lehrer zu seinem Range unter den Künstlern, und nicht unter günstigen Umständen, erhoben.“ Ralf Schmidt bemerkte dazu ergänzend: „Dieses Zitat von Brückmann [...] verdeutlicht in wenigen Worten ein wesentliches Moment im Leben des Johann Veit Döll: die Liebe zu seiner Heimatstadt Suhl. Die Sehnsucht nach Geborgenheit einer Kleinstadt, nach seiner Familie, seinem Wohnhaus mit der kleinen Werkstube, seinen hiesigen Freunden und vor allem nach der umgebenden Natur, die ihm von Kindheit

an ans Herz gewachsen war – diese Wertbegriffe ziehen sich wie ein roter Faden durch die erhalten gebliebenen Lebensäußerungen Dölls.“ Auf diese Weise beantwortet Ralf Schmidt zugleich auch die Frage, warum Döll zumindest in Suhl nie in Vergessenheit geraten ist.

Über 50 Jahre war Döll Organist in Suhl, zunächst an der Kirche zum Heiligen Kreuz, danach an der Hauptkirche St. Marien. Für sein Wirken und seine Verdienste ehrte ihn seine Heimatstadt mit einem großen Jubelfest am 15. Oktober 1824 sowie einem Geldgeschenk. Die Königlich preußische Regierung in Erfurt nahm ebenfalls Anteil an dieser Ehrung. Sogar in Berlin nahm man Kenntnis von dem Ereignis: Am 5. Januar 1825 ging in Suhl ein Schreiben des Landrats ein: „Des Königs Majestät haben Allergnädigst geruht, dem Hofgraveur und Organisten Doell zu Suhl auf Veranlassung seines kürzlich stattgefundenen 50jährigen Amtsjubiläums und in Berücksichtigung seiner Verdienste als Künstler das allgemeine Ehrenzeichen ers-

ter Klasse zu verleihen. [...] Mit größter Hochachtung verharrend. Schleusingen am 2. Januar 1825 Der Landrat Uslar.“ (In einigen Veröffentlichungen wird fälschlich von der Verleihung des Adlerordens geschrieben)

Besondere Erwähnung verdient das Grußschreiben der Königlichen Akademie der Künste in Berlin: „Die Königliche Akademie der Künste ist erfreut, Ew. Wohlgeboren bei Gelegenheit des eintretenden 50-jährigen Dienstjubiläums eines ihrer würdigsten Mitglieder, welches sie in Ew. Wohlgeboren Person seit einer langen Reihe von Jahren verehrte, ihren Glückwunsch darbringen zu können. Indem die Akademie den Wunsch zu erkennen gibt, dass Ew. Wohlgeboren ihr als Mitglied und der Kunst überhaupt noch lange erhalten bleiben möchten, fügt sie die Versicherung hinzu, dass sie der allgemeinen Anerkennung der großen Verdienste, welche Ew. Wohlgeboren sich um die Kunst erwerben, stets beigetreten ist.“

Berlin, 9. Oktober 1824 G. Schadow, Direktor, D. Berger Vize-Direktor, Fr. Weitsch,



Abb. 6 a und b: Adalbert von Harstall, Gulden 1796 für Fulda; VS.: In einem Kranz von Lorbeerzweigen lateinische Inschrift: FÜR/GOTT/UND VATERLAND, Umschrift unten: XX EINE FEINE MARCK 1796, RS.: Wappen der Äbte und Reichsfürsten von Fulda in lat. Umschrift



Abb. 7: Stadtansicht von Suhl. Kupferstich nach einer Zeichnung von J. V. Döll (Vorsatzbild im Suhlaischen Gesangbuch von 1796).

Rektor, Gotth. Niedlich, Friedrich Thieck, Chr. Bauch, H. Buchhorn, J. E. Hummel, Fr. Babitz, E. Henne, C. Schumann als Sekretär.“

Johann Veit Döll verblieben nach dieser Ehrung noch elf weitere Lebensjahre. Er verstarb am 15. Oktober 1835 in Suhl.

Quelle:

Südthüringer Medailleure (Kleine Suhler Reihe Nr. 50). Suhl 2017.

Dieter Bruhn, Jg. 1938, Dipl.-Ökonom, im Verein Suhler Münzfreunde (bzw. der Vorgänger-Interessengemeinschaft im Kulturbund) seit 1974, dessen Vorsitzender von 1977 bis 2008, Spezialgebiet Johann Veit Döll. – Dr. Axel Schmidt, Jg. 1946, Ing.-Ökonom, Fachhändler für Laborbedarf, seit 1975 Vereinsmitglied, seit 2008 Vereinsvorsitzender des Vereins Suhler Münzfreunde, Spezialgebiet Familie Stockmar. Beide Autoren sind zu erreichen über: Stadtverwaltung Suhl, SG Kultur und Presse, Marktplatz 1, 98527 Suhl.

Suhler Porzellan aus dem Eisenhammer

Nach dem Ende der Eisenerzförderung und -weiterverarbeitung wurden aus den einstigen Eisenhämmern in Suhl im 19. Jahrhundert vielfach Porzellanfabriken. Dem Phänomen des insbesondere in den USA äußerst beliebten Schlegelmilch-Porzellans geht der Autor im folgenden Beitrag nach.

Das Suhler Wappen deutet darauf hin – die Geschichte Suhls ist wohl schon seit der vorrömischen Eisenzeit durch das Eisen und den Bergbau geprägt. Im Mittelalter entwickelte sich unter der Herrschaft der gefürsteten Grafen von Henneberg eine umfangreiche Werkzeug- und Waffenproduktion an Hasel, Steina und Lauter. Bereits 1360 sind die ersten Eisenhämmern nachgewiesen. Die vortrefflichen Eigenschaften der Suhler Eisenerze und die reiche Ausbeute in den Gruben waren im ausgehenden Mittelalter Voraussetzung für

die Entstehung des Feuerwaffenhandwerks, das dem damaligen Flecken Suhl einen raschen Aufschwung zur Stadt mit dem internationalen Ruf als „Deutsches Damaskus“ einbrachte.

Zwar brachten Kriege und Brände dem bergbaulichen Treiben zeitweise den Stillstand, dennoch erreichten Bergbau und Waffenherstellung zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges ein bemerkenswertes Ausmaß. Allein von 1617 bis 1619 wurden über 60.000 Musketen und Pistolen gefertigt.

Jedoch legte der Kroatenüberfall 1634 die Stadt in Schutt und Asche; erst nach Jahrzehnten begann eine Erholung. Unter sächsischer Herrschaft wurden ab 1690 ein Hochofen errichtet, Kunstgezeuge zur Wasserhebung in den Bergwerken erbaut und der Vortrieb neuer Stollen in Angriff genommen.

Ab 1760 und noch einmal um 1850 gab es große Bemühungen zur Wiederaufnahme des Eisenerzabbaus, letztere, als zum Eisenbahnbau im Hennebergischen viel Eisen benötigt wurde. Bis 1858 hielt sich der Betrieb der Hütten- und Hammerwerke noch auf einiger Höhe, danach musste alles Material von auswärts bezogen werden, und es begann eine industrielle Umstellung. Die Waffenherstellung kam fast zum Erliegen, denn die deutschen Territorialstaaten bauten eigene Waffenfabriken, und Suhl verlor seine Bedeutung als Waffenschmiede. Die Eisenhämmereien brachen. Viele Arbeiter wanderten voller Hoffnung auf ein besseres Leben aus wirtschaftlichen und sozialen Ursachen nach Amerika aus.



Abb. 1: Suhler Porzellan im Capodimonte-Stil.

Auf der Suche nach neuen lukrativen Verdienst- und Gewerbemöglichkeiten wurden aus vier ehemaligen Hammer- und Blechwalzwerken in der Folge Porzellanfabriken, die auf erfahrene Kräfte aus der Waffenherstellung (Graveure, Schleifer, Schäfter) und den Eisenhämtern (Ofenarbeiter, Schmelzer) zurückgreifen konnten. Allerdings wechselten diese in späteren Zeiten der Hochkonjunktur der Waffenproduktion bei militärischen Ereignissen schnell wieder in die nach wie vor bestehenden Waffenfabriken, so dass Arbeitskräftemangel entstand.

Da in der Zeit der Gründerjahre Porzellan gute Marktchancen hatte, wurden die Schlegelmilch'schen Porzellanfabriken zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor für Suhl. Sowohl Zier- als auch Gebrauchsporzellan fand seine Abnehmer – und das nicht nur im Inland, sondern u.a. auch in Holland, Italien, Spanien, Russland, England mit seinen Kolonien, Südamerika, im Orient und vor allem in den USA. So konnten sich die Suhler Porzellanfabrikanten rühmen, zeitweise die größten Arbeitgeber der Stadt zu sein. 1890 beschäftigten sie über 1.000 Arbeitskräfte, die mitunter ihren Lohn in Porzellan oder Fabrikgeld erhielten.

Nachteilig auf die Effektivität wirkte sich der bis 1882 fehlende Bahnanschluss aus. Alle Produkte mussten mit dem Fuhrwerk über 20 km Entfernung zwischen Suhl und Grimmenthal transportiert werden. Verpackt wurden sie in großen Holzfässern zwischen Heu, nach dem Bahnanschluss in Kisten und Kartons aus eigener Produktion. Die zur Porzellanherstellung benötigten Rohstoffe, wie Quarz, Kaolin, Spat und Steinkohle, mussten aus Böhmen, England und dem Rheinland importiert werden, um dann ebenfalls per Fuhrwerk nach Suhl zu gelangen. Dieser



Abb. 2: Suhler Porzellan im Art déco-Stil und Gewebe imitierender Oberfläche.

Transport kostete so viel wie die gesamte Bahnfracht, insgesamt bis zu 110 Prozent des Warenwertes.

Die künstlerische Form des Suhler Porzellans wird im Wesentlichen durch Stilrichtungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestimmt. So wurden neben barocken Formen Stilelemente des Rokoko, Biedermeier und Empire aufgenommen und variiert. Der um 1900 in Mode kommende Jugendstil und spätere moderne Kunstrichtungen wie Art déco hinterließen ebenfalls ihre Spuren.

Die Schlegelmilch-Porzellane aus Suhl unterscheiden sich nur gering in der Qualität des Scherbens, in Form und Dekor. Vorwiegend wurde Gebrauchsporzellan im jeweiligen Zeitgeschmack hergestellt. Spezialitäten waren blaues Unterglasurgeschirr und Ziergefäße mit dem sogenannten „Tautropfenmuster“. Die Kombination von Abziehbild mit in Handmalerei ausgeführtem Blumendekor sowie sehr schönen Kanten und Borten aus Gold findet man bei allen. Es wurden Grundformen benutzt, unterschiedlich ausge-

schmückt und durch Füßchen, Henkel, Rundungen, Ausgüsse und nicht zuletzt farbige Dekore variiert und mitunter bis ins Überladene gesteigert. Aber man schien damit den Nerv der Kunden in Übersee zu treffen! So kam es wohl auch, mitgetragen von einer gewissen Nostalgiewelle der ehemaligen deutschen Auswanderer, dass in den USA Schlegelmilch-Porzellan bekannter ist als in Deutschland und es zahlreiche Veröffentlichungen darüber gibt.

Besonderheiten und Innovationen beim Suhler Porzellan

Tautropfenmuster

Als „Endversiegung“ wurden Glastropfen auf der ganzen Oberfläche aufgeschmolzen, so dass eine Perlen- oder Tautropfenstruktur auftauchte. Diese konnte auch irisierend sein.



Abb. 3: Suhler Porzellan mit Tautropfenmuster.

Gewebestruktur

Es entsteht eine halbmatte Glasur, die in Aussehen und Struktur den verwendeten Stoffen Seide und Satin gleicht. Sie wurde



Abb. 4: Suhler Porzellan mit Gewebe imitierender Oberfläche.



Abb. 5: Asiatische Ware nachahmendes Suhler Porzellan „NIPPON“.

schon sehr früh, entsprechend bekannter Bodenmarke wahrscheinlich zwischen 1870 und 1880, produziert. Eine Variante war die sogenannte „gewässerte Seide“, ein Farbeffekt, der wie Wasserflecken auf dem Stoff aussah.

„NIPPON Hand Painted China“

Als Bodenmarke auf Porzellan der Firma Reinhold Schlegelmilch aufgebracht, konnte diese Marke in Rot und Grün gefunden werden. Ihre Entstehung und Verwendung ist unklar, könnte aber mit dem Konkurrenzdruck der Japaner oder mit der ehemals deutschen Kolonie Kiautschou in China um 1900 zusammenhängen.

N mit Krone

Die Bodenmarke findet sich in Blau, teilweise mit Maler-/Modell-Nummer in Rot und Blau sowie Germany in Grün auf stark reliefiertem und überschwenglich mit mythologischen Szenen bemaltem Porzellan. In anfänglichen Recherchen wurde angenommen, das „N“ stehe für Napoleon und diese Marke lehne sich an die sogenannte „Napoleon-Serie“ mit Gemälden von Napoleon und seinen Frauen an. Hier sind „N“ und Krone ursprünglich in Gold als Doppelmarke in Kombi-



Abb. 6: Suhler Porzellan: Kinderservice.



Abb. 7: Suhler Porzellan: Puppenstubenservice.

nation mit der ES-Marke „Ellipse“ in Grün, Inschrift „Prov. Saxe“, verwendet 1900 bis 1920, vorhanden.

Inzwischen gibt es die Erkenntnis, dass dieses „N“ für eine frühere Manufaktur in Neapel steht und ab 1849 in Rudolstadt, später auch in Passau, von einigen anderen Thüringer Fabriken und auch in Suhl für Exportporzellan, das als „Capodimonte“ bezeichnet wird, verwendet wurde.

Kinderservice und Puppenstubenporzellan

Diese wurden ursprünglich als Muster für die Niederlassungen und Musterlager in aller Welt sowie Messen hergestellt. Bei Bedarf und Gefallen gingen sie dann in Normalformat in Serie. Man kann von fast allen hergestellten Fabrikaten ‚kleine‘ und ‚große‘ Ausgaben finden. Da aber offensichtlich Bedarf für die damaligen Mädchen als ‚angehende Hausfrauen‘ bestand, wurden die Muster in großen Mengen produziert und verkauft.

Suhler Figurenporzellan

Figurenporzellan war zwar aus Erzählungen der vorhergehenden Generationen aus allen drei Fabriken bekannt, aber von den nachfolgenden meist als ‚Nippes‘ entsorgt worden. Wenige vorhandene Figu-

ren konnten schlecht eingeordnet werden, da diese nicht gemarkt sind und nur in Ausnahmefällen eine Nummer tragen. Erst der Fund von unbenutzten Gipsformen zum Gießen von Figuren beim Abbruch eines Gebäudes der Porzellanfabrik Reinhold Schlegelmilch in der Lauter brachte den Beweis für deren Existenz. In der Folge konnten weitere bemalte Figuren in Privatbesitz entdeckt werden. Nach heutigen Erkenntnissen gab es zwei unterschiedliche Serien: die erste und wohl ältere Serie war kräftig bemalt und in Aufglasur gebrannt, die zweite jüngere Serie ist sehr zart bemalt und in Biskuitporzellan hergestellt. Die Größen der Figuren sind sehr variabel.



Abb. 8: Suhler Porzellan: Schutzengelfigur.

Doppelmarken

Solche sind vor allem von Erzeugnissen der Porzellanfabrik Reinhold Schlegelmilch bekannt, aber auch die anderen Hersteller wurden damit versehen. In Deutschland ist die Kombination des Reinhold-Schlegelmilch-Kranzes in Rot mit der Bienenkorbmarke in Blau ohne Punkt von Oscar Schlegelmilch Langewiesen üblich. Dies resultiert wahrscheinlich daraus, dass oft größere Aufträge vorhanden waren, welche die eigene Kapazität überforderten. Da Oscar Schlegelmilch der Schwiegersohn war, fertigte er sicher Rohware mit seiner Marke im ersten Brand an, die anschließend in Suhl bemalt und mit der zweiten Marke versehen wurde.

In der Stadt Suhl erschien zu diesem Thema 2010 aus der Feder des Autors ein Heft der „Kleinen Suhler Reihe“ unter dem Titel „Schlegelmilch-Porzellan. Suhler Porzellan aus dem Eisenhammer.“ Es ist im Suhler Waffenmuseum noch erhältlich.

Frank Weiske (Jg. 1938) ist Bauingenieur und Mitarbeiter im Waffenmuseum Suhl. Seine Spezialgebiete sind die Suhler Bergbaugeschichte, Geologie und Porzellanherstellung. Der Autor ist zu erreichen über das Waffenmuseum Suhl, Friedrich-König-Straße 19, 98527 Suhl, E-Mail: f.weiske@kabelmail.de.

Die „Sozialistische Umgestaltung“ einer Stadt

Viele Besucher mögen sich fragen, weshalb großstädtisch anmutende Hochhäuser das Suhler Stadtzentrum dominieren. Von manchen einst verträumten Ecken ist nach der Umgestaltung zur sozialistischen Bezirksstadt nicht mehr viel übrig geblieben. Freilich erhebt sich die Frage, wer wollte in den verwinkelten, oft zugigen Schieferhäuschen mit Trockentoilette wirklich wohnen bleiben? 500 Schritte sind in Suhl oft 500 Jahre Geschichte. Hier werden wichtige Phasen dieses Stadtumbaus nachgezeichnet.



Abb. 1 a und b: Druckerei und Verlagsgebäude „Das Freie Wort“ 1954 (Photo: Stadtarchiv Suhl) und 2009 (Photo: Uwe Jahn).

Bei Kriegsende hatte Suhl 24.500 Einwohner und 2.980 Wohnhäuser, davon 512 beschädigte und zerstörte Wohnungen. Wegen mehrerer Stadtbrände bestand die Bebauung aus nach dem 18. Jahrhundert errichteten Gebäuden. In den ersten Nachkriegsjahren wurden die akutesten Schäden am Baubestand beseitigt.



Abb. 2: DDR-Staatsratsvorsitzender Walter Ulbricht am Modell der Umgestaltung.

Photo: Stadtarchiv Suhl.

Im Jahre 1952 wurde der DDR-Verwaltungsbezirk Suhl mit acht Kreisen gebildet und Suhl zur Bezirksstadt und damit zum Verwaltungssitz und Zentrum des neuen Bezirks erklärt. Für diese neuen politischen Funktionen mussten die Voraussetzungen geschaffen werden. Noch 1953 erfolgte der Baubeginn der Druckerei- und Verlagsgebäude für das „Organ der Bezirksleitung Suhl der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“, die Tageszeitung „Das Freie Wort“. Das 1955 übergebene Hauptgebäude, vom Entwurfsbüro für Hoch- und Industriebau Erfurt errichtet, erhielt eine klassizistische Fassadengliederung.

Nach einem Architekturwettbewerb für Suhl sollten 1954 gemäß der „16 Grundsätze des Städtebaues der DDR“ ein Zentraler Platz als politischer Mittelpunkt und breite Magistralen entstehen. Die neue deutsche Architektur sollte „national in der Form und sozialistisch im Inhalt“ sein. Professor Hermann Räder von der Hochschule für Architektur in Weimar legte dafür einen Entwurf vor. In die Planungen war auch SED-Chef Walter Ulbricht persönlich einbezogen.

Professor Räder plante auch das repräsentative Kulturhaus „7. Oktober“ im Stil der „Nationalen Traditionen“ als erstes Gebäude an dem neuen, heute „Platz der deutschen Einheit“ genannten Platz. Desse Bau begann 1954, und am 7. Oktober



Abb. 3 a und b: Kulturhaus 1980 (Photo: Stadtarchiv Suhl) und 2009 (Photo: Uwe Jahn).



Abb. 4 a und b: Wohngebiet Ilmenauer Straße 1961 (Photo: Stadtarchiv Suhl) und 2009 (Photo: Uwe Jahn).

1958 fand die Einweihung statt. Das Kulturhaus ziert den Platz mit seinem Säulenvorbau und dem Dreiecksgiebel mit Relief.

Vor allem aber wurden Wohnungen gebraucht. So entstand von 1953 bis 1962 der Baukomplex an der Schmiedefelder Straße (heute: Erste Suhler Bewohnergenossenschaft) als erstes neues Wohngebiet. Die Bebauung erfolgte anfangs noch in Quartieren mit Innenhöfen und Grünanlagen. Die Fassaden erhielten eine Gestaltung durch Risalite, Erker, Sockel, Gesimse, Gewände und Sgraffitos.

Nach dem Ende der Stalinära kam es 1955 zu einem Kurswechsel im Bauwesen, der zur Annäherung an die westliche Nachkriegsmoderne führte. Beispielsweise



Abb. 5 a und b: KONSUM 1965 (Photo: Stadtarchiv Suhl) und 2009 (Photo: Uwe Jahn).

dafür ist das 1960 fertig gestellte Konsumgebäude in der Rimbachstraße. Von Edmund Jäger entworfen, zeigt sich dieser Trend an dem Pavillon mit der schrägen Fensterfront und dem ausladenden, ovalen Flachdach.

Der gesamtdeutschen Verwaltungsarchitektur entspricht das nach Entwürfen von Roland Schenk und Ehrenfried Schacke von 1959 bis 1963 erbaute „Haus der Gewerkschaften“. Es gliedert sich in

das Hochhaus mit Mosaikflächen und Lisenen, Verbindungstrakt mit durchlaufender Brüstung und den Gesellschaftsbau mit hohen Fensterbahnen, Lisenen und Mosaiken. Der sowjetische Kosmonaut Juri Gagarin, 1961 als erster Mensch im Weltall, besuchte am 18. Oktober 1963 auch Suhl, wobei er dieses Haus sowie den gerade fertig gestellten „Ernst-Thälmann-Platz“ einweichte. Erhalten blieb bei der



Abb. 6 a und b: Gewerkschaftshaus 1963 (Photo: Stadtarchiv Suhl) und 2009 (Photo: Uwe Jahn).



Abb. 7 a und b: Interhotel „Thüringen Tourist“ 1980 (Photo: Stadtarchiv Suhl) und 2009 (Photo: Uwe Jahn).

Anlage des Platzes der gegenüber dem Gewerkschaftshaus gelegene Herrenteich.

Die Gliederung der Baukörper wurde auch beim Bau des Interhotels „Thüringen Tourist“ (heute: Michel Hotel) vom Architekten Heinz Luther umgesetzt. Das

mehrgeschossige Bettenhaus konnte 1965 und der flache Wirtschaftsstrakt 1966 übergeben werden.

1964 wurde durch einen Wettbewerb die weitere Umgestaltung des Zentrums der Bezirksstadt fixiert. Dazu gehörte der

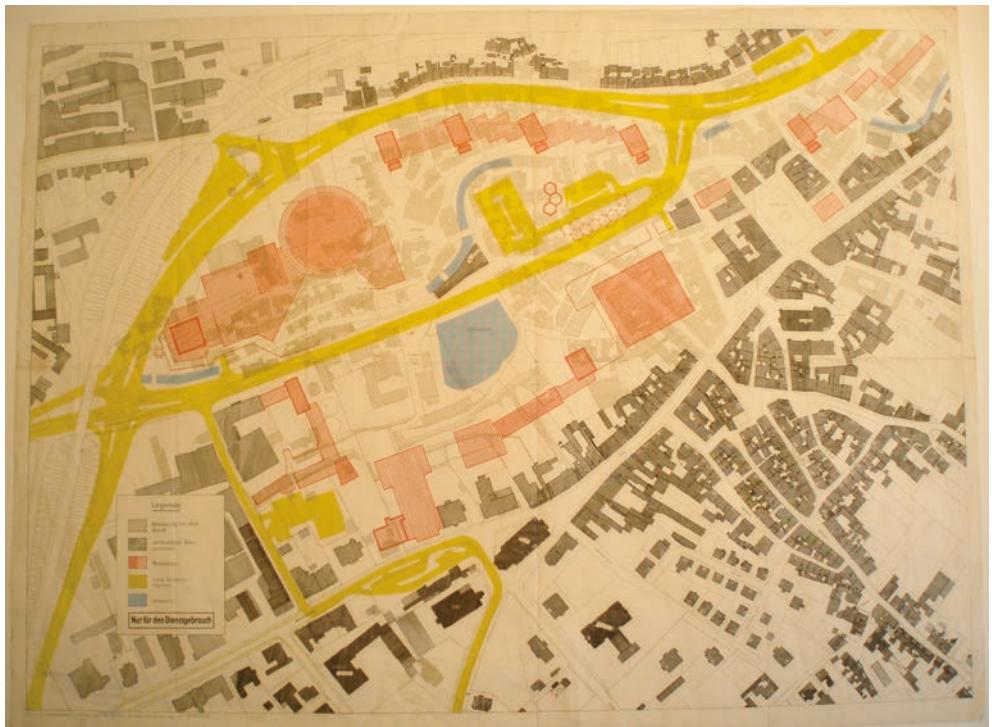


Abb. 8: Plan der Umgestaltung des Stadtzentrums 1978 (Stadtarchiv Suhl).

bereits 1959 begonnene Bau der Magistrale durch den Ortskern, verbunden mit dem Abbruch der alten Bebauung. Als weitere städtebauliche Dominanten kamen eine Reihe von vier großstädtischen Hochhäusern und Verbindungsbauten entlang der neuen vierspurigen Straße in das Lautertal vor den Domberg.

Nach dem Abbruch weiterer historischer Gebäude entstand 1966 bis 1969 das „Centrum-Warenhaus“ (heute: „Einkaufscentrum Am Steinweg“) in ähnlicher Art wie in anderen Bezirksstädten. In Suhl besaß es eine kunstvolle Leichtmetall-Vorhangsfassade nach Entwürfen von Fritz Kühn, die heute nicht mehr erhalten ist.

Die Grundsteinlegung zu einer repräsentativen Mehrzweckhalle für Kultur-

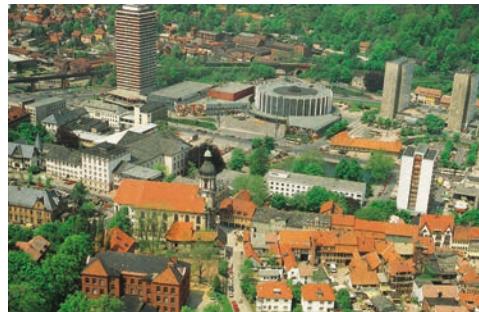


Abb. 10: Suhls Stadtzentrum 1990. Photo: Stadtarchiv Suhl.

und Sportveranstaltungen erfolgte 1969, wobei die Planung für diese „Stadthalle der Freundschaft“ (heute: Congress Centrum Suhl) in den Händen von Heinz Luther lag. Nach sowjetischem Vorbild wurde durch Rolf Witte und Peter Bochus die Seilnetzbinderkonstruktion für den Rundbau entwickelt. Zum Jahrestag der Oktoberrevolution am 7. November 1972 erfolgte die Übergabe der Halle mit geschlossenem Gaststättenkomplex „Kaluuga“ und Turnhalle. Im Zuge des Anbaus der Schwimmhalle und der Umgestaltung des Hallenvorplatzes 1979/1980 wurden an den Fassaden der Hallenanbauten große Wandbilder von Willi Sitte und Willi Neubert angebracht. Dazu kam noch ein Hochhaus mit ehemals 26 Etagen (heute: City Hotel) als moderne Dominante wie in anderen Bezirksstädten.

Für die stetig wachsende Bevölkerung entstanden Plattenbausiedlungen um die Stadt herum, deren größte in Suhl-Nord für über 13.000 Einwohner. Dafür wurden die Technologien des industriellen Bauens ständig weiterentwickelt.

Von der historischen Bebauung in Suhls Stadtzentrum blieb nur das alte städtische Malzhaus als Waffenmuseum und die Bürger- und Geschäftshäuser am Steinweg, der in eine Fußgängerzone um-



Abb. 9 a und b: Stadthalle der Freundschaft 1980 (Photo: Stadtarchiv Suhl), heute „CCS“ 2009 (Photo: Uwe Jahn).

gestaltet wurde, erhaltenen. Auch das Ensemble rund um den Marktplatz mit Rathaus und Amtshaus blieb unverändert.

Zur Erfüllung des „Wohnungsbauprogramms“ wurde in den 1980er Jahren auch noch die südliche Innenstadt abgebrochen und moderne Plattenbauten errichtet. Suhl hatte 1990 55.000 Einwohner.

Da Suhls Einwohnerzahl mittlerweile auf ca. 37.000 zurückgegangen ist, musste der Bestand an Plattenbauwohnungen reduziert werden. Die meisten Bauten der DDR-Zeit sind nach 1990 saniert bzw. für

die heutigen Anforderungen und Nutzungen umgebaut und modernisiert worden.

Uwe Jahn (Jg. 1959) ist Dipl.-Bauingenieur und Stadtkonservator der Stadt Suhl als unterer Denkmalschutzbehörde. Er erarbeitete zahlreiche Faltblätter zu Denkmälern in Suhl. Seine Anschrift lautet: Stadtverwaltung Suhl, Denkmalschutzbehörde, Friedrich-König-Straße 42, 98527 Suhl, E-Mail: Uwe.Jahn@stadtuhl.de.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturstiftung Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

Ich berate Sie gerne, kostenfrei und unverbindlich!

**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**



Thomas Dreger

Suhl und die Franken

Richtig ist, dass die Stadt Suhl zu Thüringen gehört. Richtig ist aber auch, dass die Stadt Suhl nicht zu Thüringen gehört. Suhl und das umliegende „Südthüringen“ sind nämlich nicht der Süden Thüringens, sondern lediglich administrativer Bestandteil des Freistaates Thüringen, der landschaftlich verschiedene Bevölkerungsgruppen in sich vereinigt: neben Thüringern im Zentrum, Nordosten und Osten die Eichsfelder im Nordwesten, die Niedersachsen sind, und die Menschen südwestlich des Rennsteigs. Diese Gegend müsste eigentlich immer noch Grafschaft Henneberg, Henneberger Land oder Henneberg-Franken heißen und gehört schon seit der fränkischen Ostkolonisation im 9. Jahrhundert kulturräumlich zu Franken. Das gilt genauso für Landstriche im heutigen Baden-Württemberg, wie der Tauberkreis oder Hohenlohe. Leider beschränkt sich die Auffassung von Franken in vielen Köpfen auf die drei Regierungsbezirke des Freistaats Bayern. Franken ist aber eine darüber hinaus gehende Definition landschaftlicher und kulturräumlicher Qualität.

In der ehemaligen Grafschaft Henneberg finden wir noch heute viele fränkische Eigenarten, wie die ostfränkischen Mundarten, die fränkische Fachwerkbaukunst, fränkische Brauchtümer und Trachten. Daher wundert es auch nicht, dass in allen historischen Chroniken Frankens sowohl Henneberg als auch Suhl ausführlich beschrieben werden.



Abb. 1: Wappen von Henneberg-Schleusingen.
Graphik: Naturhistorisches Museum
Schloss Bertholdsburg Schleusingen.

Neben vielen Gemeinsamkeiten mit den anderen fränkischen Landen weist die Grafschaft Henneberg natürlich auch Eigenarten auf, die den Landstrich einzigartig machen. Kulturräumlich und landschaftlich hat die Region nie zu Thüringen-Obersachsen gehört, der Region, die sich nordöstlich des Rennsteigs an das hennebergische Franken anschließt.

Ein Blick zurück

Um 900 bildete das heutige „Südthüringen“ den nordöstlichen Zipfel des Stammesherzogtums Franken. Im Zuge des



Abb. 2: Ausschnitt aus der „Topographia Franconiae“ von Matthäus Merian, erschienen 1656, mit der Beschreibung von Suhl „vor dem Thüringer Wald“.

Zerfalls der fränkischen Grafschaftsverfassung und durch den Verlust des fränkischen Reichsguts im 10. Jahrhundert wurde Franken unter den verschiedensten adligen Geschlechtern seiner Zeit auf-

geteilt. Es kam dabei immer wieder zu Kleinkriegen und Blutfehden. Das Land zwischen Rennsteig und Main wurde unter der Linie der fränkischen Henneberger, Nachkommen der fränkischen Ba-

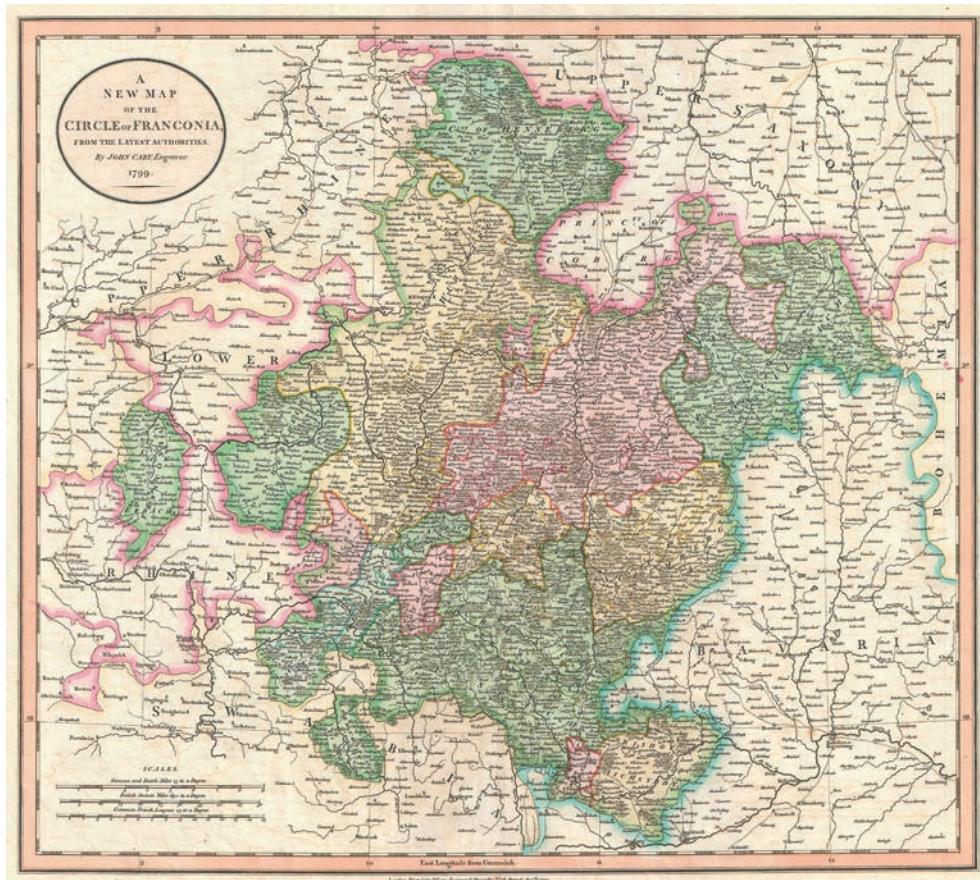


Abb. 3: Karte des Fränkischen Reichskreises von 1799, veröffentlicht in Cary, John: Carys neuer Universal-Atlas. London. 1808. Der nördlichste Teil Frankens (grün) ist das Gebiet der Gefürsteten Grafschaft Henneberg. Das vormals hennebergisch-fränkische Gebiet des Herzogtums Sachsen-Coburg ging schon 1353 an die Wettiner verloren – vor der Gründung des Reichskreises Franken im Jahr 1500. Deswegen zeigt die Karte diese „Lücke“ zwischen Henneberg und dem Bistum Bamberg (rosa).

benberger (Popponen) aus dem Grabfeld, als Grafschaft Henneberg vereinigt. 1310 erfolgte die Erhebung der Henneberger in den Reichsfürstenstand. Als 1500 im Zuge der Reichsreform Maximilians I. die Reichskreise geschaffen wurden, um eine bessere Verwaltung des Reichs durch das Reichsregiment zu ermöglichen, saßen die Henneberger in drei Linien als zweitstärkstes Fürstentum auf der Bank

der weltlichen Fürsten im Kreistag des Reichskreises Franken. Selbst die verschiedenen sächsischen und hessischen Herrscherhäuser, die nach 1583 die Henneberger beerbt hatten, mussten bis zur Auflösung der Reichskreise 1806 Fußtruppen und Reiter für das fränkische Kontingent am Reichsheer stellen und an den regelmäßigen Kreistagsversammlungen in Nürnberg teilnehmen.

Der Untergang Hennebergs

Das Ableben des letzten gefürsteten Grafen von Henneberg 1583 führte dazu, dass das hennebergische Franken fortan keinen ‚eigenen‘ Landesherren mehr besaß, das Land unter hessischen und sächsischen Fremdherrschaften aufgeteilt und immer mehr zersplittert wurde. In der „Topographia Franconiae – Das ist / Beschreibung, Vnd Egentliche Contrafactur der Vornembsten Stätte, Vnd Plätze des Franckenlandes ...“ von Matthäus Merian aus dem Jahr 1656 findet sich eine sehr passende Beschreibung: „... die Fürstliche Graffschafft Hennenberg / die ist aber seythero Georg Ernst der letztere Gefürste Graff in Anno 1583. Todes vergangen / an ihren Federn sehr gerupfet / und ziemlich vertheilet. Es hat das Stift Würzburg die Lehengüter davon: Chur-Sachsen / und die Hertzogen von Weinmar / haben die Graffschafft sonsten unter sich / solcher gestalt / daß Chur-Sachsen sieben Theil / Weinmar aber fünff Theil an der Asse participirt:“

Mainungen ist der Regierungs Ort / alsdann Stadt Schleusingen / Wasungen / Suhl / Marresfeldt / Schwalingen: Sachsen-Coburg hat hieran das Amt Römhild; und Hessen Darmbstatt / die Stadt und Amt Schmal kalden. Und so weit ist Hennenburg aufgetheilt.“ 1815 musste Kursachsen dann seinen Anteil an Henneberg, der in etwa dem späteren Landkreis Suhl entsprach, an Preußen abtreten.

Land Thüringen ohne Suhl

Mit der Bildung des Königreichs Bayern am Beginn des 19. Jahrhunderts wurden die früheren Kleinstaaten Frankens in den Regierungsbezirken Unter-, Mittel- und Oberfranken zusammengefasst, welche Organisationsform auch nach 1918 im Freistaat Bayern beibehalten wurde. Die überwiegend sächsisch regierten Ländereien nördlich davon sollten zu Beginn der Weimarer Republik das Land Thüringen gründen. „Im Verlauf der Gründungsverhandlungen äußerten die Landes-

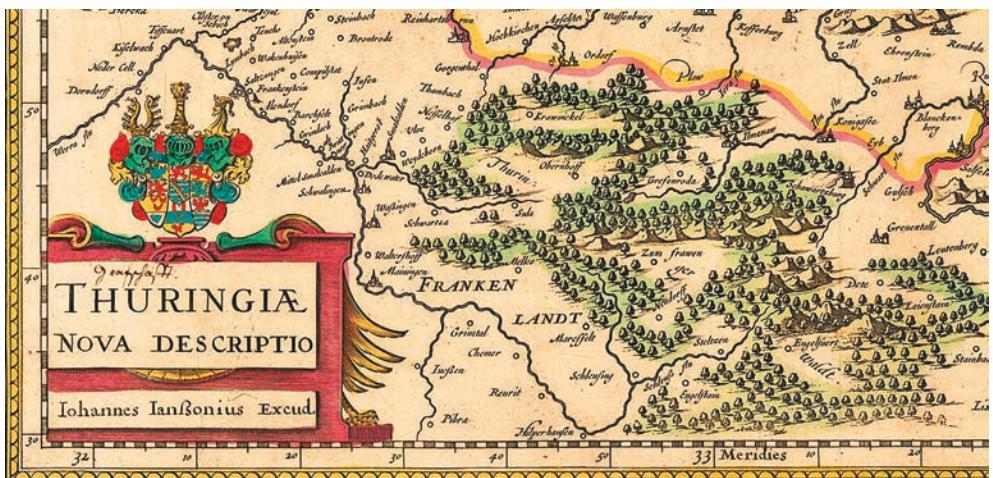


Abb. 4: Historische Karten von „Thüringen“ klammern Henneberg-Franken und damit auch Suhl natürlich aus. Auf dieser Karte von dem niederländischen Kartographen und Verleger Johann Janssonius (1588–664) aus dem Jahr 1610 kennzeichnet der Begriff „Frankenlandt“ die Region um Suhl.

regierungen von Sachsen-Meiningen und Sachsen-Coburg Bedenken darüber, ob ein Anschluss an das zu bildende Land vorteilhaft sei, da sich der eher fränkisch geprägte Bereich südlich des Rennsteigs von jeher sprachlich wie landsmannschaftlich stärker an Bayern anlehnte. Die Bedenken Sachsen-Meiningens konnten (unter anderem durch eine Bestandsgarantie für die IHK Sonneberg und für die Landkreise) ausgeräumt werden. Der Freistaat Coburg entschied sich bei einer Volksabstimmung am 30. November 1919 mit 88 Prozent gegen einen Anschluss an Thüringen, worauf am 1. Juli 1920 die Vereinigung mit dem Freistaat Bayern vollzogen wurde.“¹

Auch wenn der preußische Kreis Schleusingen, also der ehemalige kursächsische Anteil an Henneberg mit Suhl darin bei Preußen verblieb, setzte südlich des Rennsteigs ein zunehmender „Thuringianisierungs-Prozess“ ein. Immer mehr verschwand das hennebergisch-fränkische Bewusstsein, obwohl Mundart und Brauchtum weiterhin in fränkischer Manier gepflegt wurden. Das wurde in der Zeit der DDR noch beschleunigt. Hier war es schon politisch verpönt, den Begriff Franken zu benutzen, da (Unter-/Mittel-/Ober-)Franken ja Teil des ‚Feindeslandes‘ war. Überdies dann sang auch noch der Suhler Volksmusiker Herbert Roth: „Mein Thüringer Land vom Rennsteig bis zur Rhön“, was zwar wohlgemeint, aber natürlich absoluter Unsinn war.

„Original“ was?

In Unkenntnis der kulturellen und geschichtlichen Fakten bringt diese „Thüringentümelei“ bis heute die seltsamsten Blüten hervor. Zum Beispiel ist mancher Suhler geneigt, einen Erfurter oder Gothaer wegen seiner angeblichen „sächsi-



Abb. 5: Mitglieder des Vereins Henneberg-Itzgrund-Franken hissten zum Tag der Franken 2015 unterstützt von der Stadtverwaltung Suhl die Flagge Henneberg-Frankens auf dem Suhler Hausberg über der Stadt. Photo: Holger Uske.

schen“ Mundart als „Sachsen“ herabzuwürdigen, und bezeichnet sich dabei selbst als „echten Thüringer“, womit er jedoch völlig falsch liegt. Der Gothaer ist ein echter Thüringer mit original thüringischem Dialekt!

Ein Blick ins Lexikon kann schnell aufklären: „Thüringisch-Obersächsisch ist eine Dialektgruppe des Mitteldeutschen, deren Dialekte je nach Untergruppe ursprünglich nur Thüringisch oder Meißenisch genannt wurden und heute umgangssprachlich – aber sprachwissenschaftlich falsch – auch als Sächsisch bekannt sind. Thüringisch-Obersächsisch wird überwiegend in den Ländern Sachsen und Thüringen sowie im Südtel Sachsen-Anhalts gesprochen.“² Der Suhler spricht vielmehr Hennebergisch-

Fränkisch, das dem Mainfränkischen und somit dem Ostfränkischen angehört.

Auch sind die südlich des Rennsteigs erfundenen und so bis heute beliebten Köstlichkeiten, wie Hütes, Rostbrätle oder Suhler Bratwurst alles andere als „Original Thüringer Küche“. Bratwürste zum Beispiel, wie sie in „Original Thüringen“ zubereitet werden, also diese dicken fettigen Dinger mit Kümmel drin, empfindet man in Suhl als ungenießbar.

Was tun?

Sich der Zugehörigkeit zu Franken und insbesondere zu Henneberg wieder mehr bewusst zu werden, bedeutet ja nicht gleich Abspaltung vom Freistaat Thüringen und Zugang zum Freistaat Bayern, aber täte den Suhlern und ihren Nachbarn auf jeden Fall gut. Vielleicht auch im Sinne der Gewinnung eines echten Alleinstellungsmerkmals für die Region Grafschaft Henneberg und ihre Produkte. Das fränkische, hennebergische Gemeinsame könnte vielleicht auch der Region helfen, wieder mehr zusammenzurücken. Die Tatsache, dass wir hier vor dem Wald alle anders sind als die, von denen wir nur als Hinterwäldler wahrgenommen werden, wenn überhaupt, kann vielleicht auch dazu beitragen, end-

lich alte Feindseligkeiten innerhalb „Südthüringen“ abzustreifen.

Die ersten Schritte auf diesem Weg sind bereits gegangen. So wurde am 2. Juli 2015 auf dem Bismarckturm, der den Suhler Hausberg Domberg krönt, anlässlich des Tages der Franken, die offizielle Flagge Henneberg-Frankens mit der schwarzen Henne und dem roten fränkischen Rechen gehisst. Initiator war der im Landkreis Sonneberg ansässige Verein Henneberg-Itzgrund-Franken e.V.; Turm und Fahnenmast stellte die Stadtverwaltung Suhl zur Verfügung.

Anmerkungen:

- 1 Aus Wikipedia „Land Thüringen“.
- 2 S. Wikipedia.

Thomas Dreger (Jg. 1969), Journalist, Mitinhaber des Rhön-Rennsteig-Verlags Suhl, Herausgeber der Neuen Henneberger Zeitung, beschäftigt sich seit den 1980er Jahren mit der Suhler Bergbaugeschichte und dem Fachwerk der Region. Er ist über die Verlagsadresse zu erreichen: Rhön-Rennsteig-Verlag Suhl, Erhard-Schübel-Straße 2, 98529 Suhl, E-Mail: th.dreger@r-r-v.de.

Die Identifikation mit Franken im heutigen Südthüringen und die Entstehung der Kulturregion Franken

Die Menschen in Nordbayern identifizieren sich heute in erster Linie mit Franken, die Menschen in Südthüringen hingegen mit Thüringen. Da es sowohl bezüglich Sprache und Kultur als auch fränkischer Geschichte für die beiden Regionen keine Unterschiede gibt, stellt sich die Frage, wie es zu dieser aktuell unterschiedlichen Identifikation kam. Will man dieses Thema bearbeiten, kommt man nicht umhin, erst einmal gründlich auf die Gemeinsamkeiten hinzuweisen. Denn das Wissen darüber und das Bewusstsein dafür sind in beiden Regionen kaum noch vorhanden.

Diesen Beitrag schreibe ich nicht als Hobbyhistoriker, als den ich mich auch nicht betrachte, sondern als heimatgeschichtlich interessierter Laie, welcher versucht, sich einen Reim aus verschiedenen existierenden wissenschaftlichen Arbeiten, bekannten Belegen und eigenen Beobachtungen zu machen. Meine eigenen Beobachtungen sind diejenigen eines 2004 aus dem Landkreis Coburg in den Landkreis Sonneberg Zugezogenen. Auch kann man den Beitrag als kleines Zwischenresümee knapp vier Jahre nach Gründung des Vereins Henneberg-Itzgrund-Franken betrachten.

In der Kulturregion Franken kann man unterschiedliche Ausprägungen der Identifikation der Menschen mit Franken beobachten. Im Norden des Freistaats Bayern identifizieren sich die Menschen in erster Linie mit Franken, einige auch mit Bayern und nur wenige ausschließlich mit

Bayern. In Baden-Württemberg ist vor allem eine Identifikation mit ehemaligen weltlichen Territorien feststellbar. Ein Bezug der Identifikation zu Kulturräumen wird nicht praktiziert. So identifizieren sich die Menschen dort sehr stark mit der Markgrafschaft Baden, dem Herzogtum Württemberg und den Fürstentümern der Hohenzollern. Im Nordosten Baden-Württembergs identifiziert man sich u.a. mit der Grafschaft Hohenlohe, wobei der Bezug zu Franken etwas untergeht. Stärker ist dieser Bezug in den Tourismusregionen Tauber- und „Churfranken“ ausgeprägt. Besonders stark und ganz selbstverständlich identifiziert man sich mit Franken im Raum Crailsheim, was wohl vor allem auf die lange Zugehörigkeit zum Fürstentum Ansbach zurückzuführen ist. Im heutigen Südthüringen ist die Identifikation mit Franken in der Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr vorhanden oder nur noch sehr schwach ausgeprägt. Auf das heutige Osthessen möchte ich mangels ausreichender Eindrücke nicht näher eingehen. Nennenswert scheint allerdings die Identifikation mit Franken zumindest noch im Bereich um Gersfeld vorhanden zu sein.

1993 definierte der „Fränkische Bund“ für seinen Antrag auf ein Volksbegehren ein fränkisches Kerngebiet. Die Absicht war es hierbei, dem Streben nach einem Bundesland Franken maximale Chancen auf Erfolg zu geben. Leider hat diese, als Bamberger Kompromiss bekannte Definition mittlerweile dazu geführt, dass man häufig bzw. meist einige Gebiete des fränkischen Teils des Freistaats Thüringen von

Franken ausschließt. Ich möchte hier die Definition Südthüringens des 1928 erstveröffentlichten und 1954 in einer zweiten aktualisierten Auflage im VEB Geographisch-Kartographische Anstalt in Gotha erschienenen Werks „Südthüringen – Das obere Werra- und Itzgebiet und das Grabfeld“¹ verwenden. Dieses definiert Südthüringen als das Gebiet um die Städte und Altkreise Bad Salzungen, Schmalkalden, Meiningen, Schleusingen bzw. Suhl, Hildburghausen und Sonneberg. In seiner Darstellung stellt es diese Region ohne Wenn und Aber als fränkische Region dar. Diese Definition entspricht den Tatsachen und zeigt ganz eindeutig die Bedeutung des Rennsteigs als historische und kulturräumliche Grenze zwischen Thüringen und Franken auf. Unklarheit herrscht oft die Bedeutung der Frankenschwelle betreffend. Bei dieser handelt es sich lediglich um die Wasserscheide zwischen Werra und Main bzw. Weser und Rhein. Im heutigen Südthüringen liegen der Altkreis Sonneberg, das Heldburger Unterland und der Milzgrund (Stadt Römhild und Umgebung) im Einzugsgebiet des Mains und nicht der Werra. Auffallend ist, dass hier die Identifikation mit Franken vergleichsweise stärker als im Werratal ausgeprägt ist.

Im Freistaat Thüringen werden fünf ostfränkische Dialekte gesprochen: Hennebergisch, Grabfeldisch, Itzgründisch, Oberfränkisch und Kernvogtländisch. Das Thüringer Wörterbuch von 2006 weist lediglich das Hennebergische und das Itzgründische aus. Das im heutigen Ostthüringen an der Grenze zum heutigen Oberfranken gesprochene Kernvogtländische findet sich immerhin in dessen Arbeitsmaterialien.² Das Grabfeldische, welches vom Unterfränkischen Dialektinstitut als eigener Dialekt geführt wird,³ wird hier dem Hennebergischen zugeordnet, das Oberfränkische

sche, welches im Landkreis Sonneberg nur im Ort Heinersdorf gesprochen wird, dem Itzgründischen. Ebenfalls dem Hennebergischen weist das Thüringer Wörterbuch die im Südwesten des heutigen Wartburgkreises gesprochene und zum hessisch-fränkischen Mischdialekt Osthessisch⁴ gehörende Mundart Rhönerisch, auch Rhöner Platt genannt, zu. Beim Ringgauischen, welches das Thüringer Wörterbuch als Westthüringisch bezeichnet, handelt es sich um einen altfränkisch-thüringischen Mischdialekt. Altfränkisch bezieht sich hier darauf, dass die fränkischen Anteile an diesem Dialekt wohl noch aus der Zeit stammen, bevor sich das Hessische und das Fränkische bzw. das West- und das Ostfränkische als unterschiedliche Dialekträume entwickelt haben. Zwischen Großem Inselsberg und Siegmundsburg stellt der Rennsteig eine sehr harte Sprachgrenze dar. Das Ringgauische entspricht hier dem Inselsbergfächer der Linguisten. Etwa im Bereich von Siegmundsburg beginnt der sich nach Osten hin öffnende Frankenwaldfächer als Mischzone der hier aufeinandertreffenden Dialekte. Auch wenn es nicht das heutige Südthüringen betrifft, möchte ich hier dennoch kurz auf einen weiteren interessanten Aspekt hinweisen. Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Dialekt Südostthüringisch noch als Sorbenfränkisch oder als Saale- und Elsterfränkisch bezeichnet.⁵ Anstatt der Stückchen-Stückle-Sprachgrenze, welche diese alten Bezeichnungen nachvollziehbar macht, verwendet das Thüringer Wörterbuch nun die Wein-Wei-Grenze. Zweifelsohne kann und muss man diesen Dialekt maximal als Mischdialekt bezeichnen. Eine objektive Bewertung dieses Sachverhalts steht mir nicht zu. Mein persönlicher subjektiver Eindruck ist allerdings der, dass hier heute das Thüringisch-Obersächsische bezüglich Aussprache deut-

lich dominiert, das Fränkische aber noch rudimentär im Vokabular erkennbar ist. Das mag vor hundert Jahren eventuell noch anders gewesen sein.

Anhand der Geschichte des heutigen Südthüringen und Frankens möchte ich nun verdeutlichen, wie es dazu kam, dass sich heute in der Bevölkerung des heutigen Südthüringen augenscheinlich nur noch eine Minderheit mit Franken identifiziert. Dazu möchte ich mit der Geschichte des heutigen Südthüringen und der Kulturregion Franken beginnen.

Unbestritten gehört das heutige Südthüringen zum Kerngebiet der Kelten. Die für das dortige Museum namensgebende und direkt auf der Frankenschwelle gelegene Steinsburg im heutigen Landkreis Hildburghausen ist das bedeutungsvollste und bekannteste Relikt dieser Zeit im heutigen Südthüringen. Nach dem Verschwinden der Kelten von der historischen Bildfläche etwa um die Zeitenwende herum kann sich der Blick auf das Ende der Spätantike und der Völkerwanderungszeit lenken. Wir befinden uns damit in der Zeit, für die das Königreich der Thüringer nachgewiesen ist. Unbestritten ist dessen Existenz für den Zeitraum von etwa 480 bis 531, der Zeitraum 380 bis 531 kann wohl als Maximalangabe betrachtet werden. Unter Historikern offensichtlich immer stärker umstritten ist die Behauptung, dass das Königreich der Thüringer einst bis an den Main oder gar bis an die Donau reichte. Eine objektive Bewertung dieser Diskussion steht mir nicht zu, ich möchte aber an dieser Stelle ein paar teilweise neue Fakten auflisten, die die seit dem 19. Jahrhundert stark verbreitete genannte Ansicht doch zumindest in Frage stellen.

Für diese Zeit liegen generell nur sehr wenige Quellen und Belege vor. Viele Grabfunde wurden lediglich anhand der Grab-

beigaben und der Kleidung der Verstorbenen mit einer Ungenauigkeit von mehreren Jahrzehnten Kulturräumen zugeordnet. Südlich des Rennsteigs gibt es nur sehr wenige dieser Funde, die bisher den Thüringern zugeordnet wurden. Genetische Untersuchungen fanden hier noch nicht statt. Aber z.B. auch in Bern in der Schweiz hat man schon Thüringische Reiterkrieger ausgegraben. Mittlerweile geht man eher davon aus, dass es sich bei den zeitweise auch in Süddeutschland ansässigen Hermunduren nicht um die direkten Vorfahren der Thüringer handelt, sondern dass diese nur eher geringe Anteile an der Entstehung der Thüringer haben. Die Markomannen, die einst Siedlungen am Main hatten und später ins heutige Tschechien abgewandert sind, sind ebenfalls keine Vorfahren der Thüringer. Es liegt der Verdacht nahe, dass das Königreich der Thüringer gelegentlich mit dem Bündnis der Markomannen mit den Thüringern sowie anderen Völkern und Stämmen gegen die von Westen anrückenden Franken verwechselt wurde. Einige Historiker vertreten die Auffassung, dass die heutige Kulturregion Franken, bevor die Franken diese besiedelten, recht menschenleer war oder dass hier vor allem noch Nachfahren der Kelten lebten. Für letztere Theorie spricht auch der Einsatz von iro-schottischen Missionaren zur Christianisierung Frankens.

Für das Werratal wird öfter auf eine Besiedelung durch die Chatten, Vorfahren der Hessen, hingewiesen. Belege dafür sind mir nicht bekannt. Für entsprechende Hinweise wäre ich sehr dankbar. Spuren, u.a. in Form von Ortsnamen und Flurbezeichnungen, haben hingegen die Alemannen hinterlassen. Weiterhin existieren Sagen, die bereits einige Jahrzehnte, teilweise mehr als hundert Jahre, vor der Schlacht an der Unstrut 531, dem Ende

des Königreichs der Thüringer, auf eine zumindest militärische Präsenz der Franken im heutigen Südhüringen hinweisen. Auch diese Aspekte würde ich gerne unkommentiert so stehen lassen. Wenn man allerdings auch noch berücksichtigt, dass die Alemannen bereits zwischen 496 und 507 von den Franken geschlagen und vom Rhein-Main-Gebiet nach Süden verdrängt wurden, und dass die Thüringer am Main zwischen Würzburg und Schweinfurt erst Ende des 8. Jahrhunderts als Dank für ihre Dienste im Langobardenfeldzug von den Franken dort angesiedelt wurden, so kommt man nicht daran vorbei, die angebliche Ausdehnung des Königreichs der Thüringer bis an die Donau zumindest anzuzweifeln.

Reden wir heute von der Kulturregion Franken, so beziehen wir uns auf ein Gebiet welches fast lückenlos von mehreren Mittelgebirgen umgeben ist, nur im Südwesten keinen klaren bzw. eindeutigen Grenzverlauf zum Südfränkischen hin besitzt und nur im Nordosten den Ring der umgebenden Mittelgebirge überschreitet. Dort ist sie Teil des historischen Vogtlandes, welches wiederum keinen eindeutigen Bezug zu Franken zu besitzen scheint und, vor allem territorial in seiner Gesamtheit betrachtet, im Allgemeinen nicht explizit Franken zugeordnet wird.

Ursächlich für die Entwicklung dieser Kulturregion ist die im Früh- und Hochmittelalter stattgefundene Besiedelung durch den Volksstamm der Franken, welcher alles andere also homogen war, sondern, wie alle deutschen Stämme, als Völkergemisch bezeichnet werden muss. Diese Besiedelung erfolgte nicht nur den Main stromaufwärts, sondern in nicht unerheblichen Maße auch über das Fuldaer Becken, durch das Mittlere und Obere Werratal und dann über die Frankenschwelle hin-

weg. Am Übergang zum Hochmittelalter waren erst Fulda und Würzburg sowie später Schweinfurt für die Fränkische Ostkolonisation im heutigen Franken bedeutend.

Im Mittleren Werratal wird ein Sachverhalt deutlich, der nur wenig Beachtung findet: Das Kloster Fulda kann als Keimzelle Frankens bezeichnet werden, da dessen Besitz zur Zeit der Karolinger den allergrößten Teil der damaligen Orte im heutigen Franken umfasste, wohingegen das nicht weit von Fulda entfernte Kloster Hersfeld als Keimzelle für das historische Thüringen, welches auch Teile des heutigen Nordhessen umfasste, betrachtet werden kann.⁶ Im Mittleren Werratal vermischt sich hier die Besitzverhältnisse. Schon damals waren die Solequellen Bad Salzungens begehrte gewesen, weswegen die Grenze zwischen den frühmittelalterlichen Herzogtümern Thüringen und Franken nicht am Rennsteig, sondern unmittelbar südlich der Stadt Bad Salzungens im Werratal verlief. Das heutige im Süden mit dieser Grenzlinie, dem Salzbogen, identische Verbreitungsgebiet des Ringgauischen kann nur auf diese Zeit zurückgeführt werden. Der für den Dialekt namensgebende Ringgau war ein Gau des Herzogtums Thüringen im Königreich der Franken. Spätestens zur Zeit der fränkischen Grafschaft Henneberg verschob sich dann die Grenze zwischen Thüringen und Franken nach Norden, deutlich näher zum Rennsteig hin.

Die Fränkische Besiedelung erreichte ansonsten in einem ersten Schritt nach Osten eine Linie etwa auf der Höhe der Haßberge und des Steigerwaldes, woran sich im Osten das Gebiet der slawischen Winden anschloss. In einer zweiten Welle wurde dann das im heutigen Oberfranken gelegene Gebiet der Winden von den Franken vereinnahmt, wobei die Winden wohl in erster Linie assimiliert und nicht

verdrängt wurden. Es gab dann später eine weitere slawische Siedlungswelle, welche wiederum etwa die Linie Frankenschwelle–Haßberge–Steigerwald erreichte. Die Slawen hinterließen nicht nur in vielen Ortsnamen und Flurbezeichnungen ihre Spuren in Franken. Im Bereich des heutigen Südhüringen finden sich slawische Ortsnamen im Landkreis Sonneberg und im östlichen Landkreis Hildburghausen. Im Hoch- und Spätmittelalter gab es noch schwache fränkische Siedlungsbewegungen ins gesamte Vogtland und bis ins Erzgebirge hinein. Letztere Regionen waren jedoch, mit Ausnahme der Besitzungen der Bistümer Würzburg und Bamberg im Vogtland, nie fränkisches Territorium.

Die politisch agierende fränkische Bewegung im Freistaat Bayern bezieht sich sehr stark, fast ausschließlich, auf den von 1500 bis 1806 existierenden Fränkischen Reichskreis. Jedoch gibt es eine wesentlich ältere, bereits sehr klar erkennbare und auch genauere Gebietsdefinition für die heutige Kulturregion Franken. Dabei handelt es sich um das ursprüngliche Gebiet der drei fränkischen Bistümer Würzburg, Eichstätt und – 1007 aus Teilen der beiden ersten Bistümer geschaffen – Bamberg, welche lediglich im Westen östlich des Odenwaldes und des Spessarts um kleinere Anteile des Erzbistums Mainz ergänzt wird.

Wenig bekannt ist auch die Tatsache, dass die Abtei Fulda vor Gründung des Bistums Fulda Mitte des 18. Jahrhunderts kirchlich ursprünglich zum Bistum Würzburg gehörte. Das Bistum Würzburg reichte bis Anfang des 19. Jahrhunderts vom Rennsteig bis nach Heilbronn. Für die katholischen Christen gehörte der größte Teil des heutigen Südhüringen noch bis 1994 kirchlich zum Bistum Würzburg. Der kleinere Teil gehört kirchlich bis heute zum Bistum Fulda. Die drei genannten fränkischen Bistümer entsprachen zusammen dem Gebiet des im Jahr 939 durch Teilung entstandenen, jedoch politisch und historisch nur wenig bedeutsamen Herzogtums Ostfranken. Auf dieses Herzogtum ist allerdings immerhin der Begriff des Ostfränkischen Dialektraumes zurückzuführen, in welchem alle umgangssprachlich als Fränkisch bezeichneten Dialekte zusammengefasst sind.

Zum oben genannten Fränkischen Reichskreis sowie dem parallel und zeitgleich dazu existierenden Fränkischen Ritterkreis sind noch ein paar weniger bekannte Punkte zu ergänzen. Auch die Herrschaft Schmalkalden gehörte zum Fränkischen Reichskreis. Denn zum Zeitpunkt von dessen Gründung wurde diese noch gemeinsam, und auch erst seit 1360, von den Grafen von Henneberg und den Hessischen Landgrafen regiert. Nach dem Aussterben der Henneberger 1583 gehörte die Grafschaft Henneberg weiterhin zum Fränkischen Reichskreis. Zum mindest für die Wettiner, welche die Grafschaft Henneberg auf Grund des Kahlaer Vertrages von den Hennebergern erbten, ist bekannt, dass sie sich sehr eifrig im Fränkischen Reichskreis einbrachten.⁷

Kaum Beachtung findet in der Darstellung Frankens, dass das Buchische und das Saal-Quartier des Fränkischen Ritterkreises auch große Bereiche des Fuldaer Beckens umfassten. Auch dies wäre ein guter Grund, das heutige Osthessen, das auch kulturell weniger bei Hessen und eher bei Franken steht, historisch Franken zuzuordnen. Die reichsunmittelbaren Ritter waren im heutigen Südhüringen nicht ganz so stark vertreten wie in anderen Teilen Frankens.

Dieser historische Abriss verdeutlicht, dass sich das heutige Südhüringen bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches

Deutscher Nation bzgl. seiner Geschichte nicht vom restlichen Franken unterscheidet. Die Wettiner waren für die Prägung dieser Region nicht bedeutsamer gewesen, als es z.B. die Hohenzollern für die Fürstentümer Ansbach, Kulmbach und Bayreuth waren.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts kommen wir in die Zeit, in der sich die Identifikation der Menschen südlich des Rennsteigs mit Franken langsam veränderte. Die Gründung des Zoll- und Handelsvereins der Thüringischen Staaten im Jahr 1833 trug nicht zur Veränderung der Identifikation bei. Der Hauptgrund für das Aufkommen des Begriffs der „Thüringischen Staaten“ ist wohl in der Gründung des Königreichs Sachsen im Jahr 1806 zu sehen, welche die Leipziger Teilung des Jahres 1485, die die Aufteilung des historischen Thüringen auf die zwei wettinischen Hauptlinien der Ernestiner und der Albertiner bedeutete, abermals bestätigte. Der eigentlich irreführende Begriff „Sachsen“, denn eigentlich müsste es zumindest Obersachsen heißen, war damit durch das Königreich Sachsen besetzt. Der Begriff „Thüringen“ bot sich natürlich gut an, auch wenn das heutige Südthüringen nicht Bestandteil des historischen Thüringen ist.

Im Deutschen Kaiserreich nach 1871 wurde dann der Begriff der „Thüringischen Staaten“ als Sammelbegriff für die thüringischen Fürstentümer Schwarzburg und Reuß sowie die wettinisch-ober-sächsischen Herzogtümer verwendet. Damals setzte auch langsam der Tourismus im Thüringer Wald ein. Auch wenn den Wanderautoren Victor von Scheffel⁸ und August Trinius⁹ die Bedeutung des Rennsteigs als historische und kulturelle Grenze zwischen Thüringen und Franken durchaus sehr bewusst war, so trug dennoch auch deren Engagement dazu bei, die Fränk-

schen Ortslande der Wettiner, auch Sachsen-Coburg, um das Jahr 1900 im Sprachgebrauch zunehmend Thüringen zuzuordnen, was u.a. an den Postkarten und Zeitungsinseraten dieser Zeit beobachtet werden kann. Dennoch identifizierten sich die Menschen im heutigen Südthüringen bis zur Gründung des Landes Thüringen, dem sich der Freistaat Sachsen-Meiningen per Entscheidung des Meininger Landtages freiwillig anschloss, immer noch vorrangig mit Franken.

Die Bewegung „Los von Thüringen“, welche einen Anschluss des Gebiets Sachsen-Meiningens an den Freistaat Bayern erreichen wollte, hatte damals ihren Schwerpunkt nicht in Sonneberg, sondern im Bereich um Meiningen. Die Sonneberger Kaufleute und Zeitungen waren damals ganz entschieden für den Anschluss an Thüringen. In der NS-Zeit wurde der Thüringengau als Einheit gepflegt. Über die Auswirkungen dieser Zeit bis in unsere Tage ist mir nichts konkret Greifbares bekannt.

Sehr interessant ist die Zeit zwischen dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Mauerbau. In dieser Zeit wurde das heutige Südthüringen, auch in der DDR, historisch und kulturell noch ganz klar Franken zugeordnet. Erst mit dem Mauerbau begann dann unter Einfluss des Kalten Krieges und des Klassenkampfes ein Unter den-Tepich-Kehren dieser Eigenschaften der Region zwischen Rennsteig und dem „antifaschistischen Schutzwand“, denn die Franken im heutigen Südthüringen sollten sich über die verwandtschaftlichen Beziehungen hinaus so wenig wie möglich mit den Deutschen auf der anderen Seite der Grenze zwischen NATO und Warschauer Pakt verbunden fühlen. Natürlich veränderten die 44 Jahre der Deutschen Teilung auch die Wahrnehmung der Menschen in der damaligen Bundesrepublik. So waren

z.B. nicht wenige Leute nach der Wende sehr verwundert darüber, dass in Unter- und Oberfranken die gleichen Dialekte gesprochen werden wie in Südthüringen. „*Mensch, die sprechen ja so wie wir!*“, äußerten damals viele Leute ganz überrascht.

Nach 1990 wurde das Unter-den-Tep-
pich-Kehren der tatsächlichen kulturellen
Identität des heutigen Südthüringen in der
Selbst- und Außendarstellung des Freistaates
Thüringen weiter fortgeführt. Denn
man fürchtete, dass die Thüringer Franken
abtrünnig werden könnten. Dennoch
hört man im heutigen Südthüringen auch
immer wieder noch den Spruch „*Wir sind
keine Thüringer und keine Sachsen. Unser
Schnabel ist fränkisch gewachsen.*“ Oder es
wird davon erzählt, die Großeltern hätten
stets darauf hingewiesen, dass wir eigentlich
Franken und keine Thüringer seien.
Um ein Ende dieses Unter-den-Teppich-

Kehrens zu erreichen, hat sich 2013 der in
erster Linie politisch aktive überparteiliche
Verein Henneberg-Itzgrund-Franken
gegründet.¹⁰ Diesem geht es ausschließlich
darum zu erreichen, dass die kulturellen
und historischen Eigenheiten der Region
am Südhang des Thüringisch-Fränkischen
Mittelgebirges offen, transparent und kor-
rekt dargestellt werden. Die Identifikation
der Menschen dieser Region möchte der
Verein hingegen niemandem vorschreiben.

Martin Truckenbrodt (Jahrg. 1971)
ist IT-Administrator sowie Gründer
und 1. Vorsitzender des Vereins
Henneberg-Itzgrund-Franken. Seine
Anschrift lautet: Sonneberger Straße
244, 96528 Frankenblick/Seltendorf,
E-Mail: mt@henneberg-itzgrund-
franken.eu.

Anmerkungen:

- 1 Kaiser, Ernst: Südthüringen – Das obere Werra- und Itzgebiet und das Grabfeld. Gotha 1954.
- 2 Das Thüringer Wörterbuch (2006): <http://www.personal.uni-jena.de/~x8wisu/dialektforschung/>.
- 3 Unterfränkisches Dialektinstitut: <http://udi.germanistik.uni-wuerzburg.de>.
- 4 SyHD – Syntax Hessischer Dialekte: <http://www.syhd.info/en/about-the-project/vorueberlegungen-vorarbeiten/>.
- 5 Hertel, Ludwig: Thüringer Sprachschatz: Sammlung mundartlicher Ausdrücke aus Thüringen. Weimar 1895; https://archive.org/details/bub_gb_XsjTAAAAMAAJ.
- 6 Geschichtlicher Atlas von Hessen: Besitzkarte fränkischer Klöster: <http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/browse/current/19/sn/ga>.
- 7 Dotzauer, Winfried: Die deutschen Reichskreise (1383–1806). Geschichte und Aktenedition. Stuttgart 1998.
- 8 Victor von Scheffel (1826–1886): Der Rennstieg (1863).
- 9 August Trinius (1851–1919): Fränkisches Wesen.
- 10 Der Verein Henneberg-Itzgrund-Franken wurde am 31. August 2013 von Suhlern und Son-

nebergern gemeinsam gegründet. Er hat heute etwa 50 Mitglieder, die meisten davon zwischen Schmalkalden und Sonneberg. Zur Gründung des Vereins kam es ursächlich, weil Martin Truckenbrodt damals sehr darüber erschrocken war, wie wenig man in der Diskussion um die geplante Kreisgebietsreform die kulturelle Eigenständigkeit des heutigen Südthüringen innerhalb des Freistaats Thüringen konkret beim Namen nannte. Der Suhler Oberbürgermeister Dr. Jens Triebel und die Sonneberger Landrätin Christine Zitzmann waren bis 2016 die einzigen höherrangigen Politiker der Region, die sich klar und deutlich zu Franken bekannten. Als Dritter im Bunde ist neuerdings der Bundestagsabgeordnete Mark Hauptmann zu nennen. Größter bisheriger Erfolg des Vereins war ein Gespräch mit dem Thüringer Ministerpräsidenten Bodo Ramelow, das Ende Juni 2017 stattfand und bei welchem er durchaus Verständnis für das Kernanliegen des Vereins zeigte. Der Verein hofft nun, dass es auf Grund des Gesprächs in absehbarer Zeit zu konkreten Korrekturmaßnahmen kommen wird.

Friedrich König – der Erfinder der Schnelldruckpresse und seine Verbindung nach Suhl

Friedrich König (in englischer Schreibweise Friedrich Koenig) ist der Erfinder der neuzeitlichen Schnelldruckpresse. Wichtige Wegstrecken für seine Erfindung und die Begründung eines weltweit führenden Unternehmens der Herstellung von Druckmaschinen legte er in zwei fränkischen Städten zurück: Suhl und Würzburg. Der nachfolgende Beitrag stellt die Suhler Entwicklungszeit Friedrich Königs in den Mittelpunkt.

Friedrich König wurde am 17. April 1774 in Eisleben geboren. Der Beruf seines Vaters Johann Christoph König ist in den Annalen als Ackerbürger angegeben. Aus der Schulzeit von Friedrich König ist überliefert, dass er eine besondere Begabung für Mathematik und Mechanik gezeigt habe. Nach dem frühen Tod des Vaters wurde ihm trotz der ärmlichen Familienverhältnisse der Besuch eines Gymnasiums ermöglicht. Die Suhler Heimatforscherin Eleonore Richter vermutet, dass sein in Greifswald als Universitätsbuchdrucker tätiger Onkel ihn dann veranlasste, das Druckerhandwerk zu erlernen. 1790 begann er eine entsprechende Lehre bei der Fa. Breitkopf & Härtel in Leipzig. Nach viereinhalb Jahren schloss er diese Lehre

ein halbes Jahr früher als damals üblich erfolgreich ab. König, wissensdurstig und immer wieder voller neuer Ideen, bildete sich dann auf eigene Faust weiter. Ein Studium allerdings blieb ihm aufgrund seiner finanziellen Verhältnisse verwehrt. Erste Skizzen für mechanische Druckpressen mögen in jener Zeit entstanden sein. In einem Brief von 1804 schrieb König, dass er sich wissenschaftlichen Studien zugewandt habe.

Praktisch versuchte er, in seiner Heimatstadt Eisleben eine Buchhandlung mit angeschlossener Druckerei einzurichten. Dafür stand ihm sein Jugendfreund Friedrich Riedel zur Seite, den er schließlich überzeugen konnte, das Geld lieber in die Entwicklung einer verbesserten manuellen Buchdruckmaschine zu investieren. Wo aber könnte das gelingen? Was König brauchte, war ein Ort mit langer Tradition des Eisenhandwerks, wo Spezialisten gewohnt waren, Präzisionsarbeit zu liefern. Diesen Ort fand er mit Suhl. 1803 begann er in Suhl in der mechanischen Werkstatt des Klingen- und Armaturenfabrikanten Wolfgang Kummer (1759–1825) mit der Konstruktion einer maschinenbetriebenen Druckpresse, die allerdings noch weitgehend als Holzkonstruktion ausgeführt war. Eisen war auch zur damaligen Zeit noch sehr teuer. Diese Maschine ging als „Suhl-

1. 1. 20. April. Frau Joh. Christopher Löwig, Burg. 1. Bürgermeister d. V. Cöthenen Christianus geb. Dreyfus
in Döha, Johanna Friederich Gottlob fallein 11½j. Ferdinand Gottlob Cölln. 1. Burg. 4. Jägermeister 31½j.
Johanna Christiana Poppe, Burg. 4. Jägermeisterin 31½j. Lübars. Pfleißer, Mutter Frau Joh. Christiane Wieselsch

Presse“ in die Geschichte ein. Die Druckversuche mit dieser Maschine verliefen erfolgversprechend.

Wo jedoch lag die Kummer’sche Werkstatt, in der die Schnelldruckpresse ihren Anfang nahm? Wolfgang Kummer war der Besitzer des einstigen „Herrenhammers“, der sich seinerzeit im Oberland, dem V. Stadtbezirk Suhls, befand. Die spätere Straßenbezeichnung war „Schmückestraße 13“. Dieses Gebäude musste in den 1960er Jahren einem Tankstellenbau weichen.

Friedrich König wohnte während seines Suhler Aufenthaltes 1803 in einem der Familie Spangenberg gehörenden Gartenhaus dicht vor der Stadt. König, damals 29 Jahre alt, verliebte sich in dieser Zeit in die Tochter von Christoph Anton Hoffmann (1741–1814), dem damaligen Suhler Amtmann, Johanna Hoffmann (* 1783). Ihr Vater allerdings billigte diese Beziehung nicht. König sei doch lediglich ein „*existenzloser Projektemacher*“. Johanna Hoffmann heiratete schließlich den Coburger Sekretär und späteren Amtmann in Saalfeld Wilhelm Jakobs, der jedoch früh starb.

Differenzen mit seinem Werkstattbesitzer Wolfgang Kummer, aber sicher auch Liebeskummer veranlassten König, schon Ende 1803 nach Meiningen zu ziehen. Dort gewann er den Oberhofprediger und späteren Generalsuperintendenten Vierling zum Freund, der sich für seine Pläne interessierte und ihn unterstützte. König brauchte allerdings Käufer für seine Presse, er brauchte Auftraggeber, um die Pläne für eine funktionstüchtige Maschine aus Metall umzusetzen. In einem Beitrag Erich Kirschs ist davon die Rede, dass

► Abb. 1: Auszug aus dem Geburtenregister der St. Andreas-Nicolai-Petri-Kirche Eisleben.



Abb. 2: Herrenhammer Schmückestraße 13.

Friedrich König weder Kosten noch Mühe scheute, seine Erfindung in Deutschland und dem europäischen Ausland bis hin nach Russland anzubieten. Friedrich König schrieb selbst über seine Maschine: „*Die Erfindung ist eine Maschine zum Bucherdruck, die sich zur bisherigen Buchdruckerpresse so verhält, wie die Spinnmaschine zum Spinnrad, das heißt, alles was bisher Menschenhand verrichtet hat, das Nehmen, Reiben und Auftragen der Farbe, der Druck, kurz alles, nur das Aus- und Einlegen der Bogen ausgenommen, wird durch die Maschine verrichtet. Der ganze Mechanismus ist auf eine einzige kreisförmige Bewegung zurückgebracht, die so viel Kraft erfordert, als ein Pferd hat. Oder verhältnismäßig so viel Wasser...*“

Allerdings blieb ihm der Erfolg verwehrt, denn in Deutschland war in dieser vorindustriellen Zeit offensichtlich niemand bereit, das Projekt zu unterstützen. Es fehlte an ausreichenden Kenntnissen der Metallverarbeitung und es fehlte an Kapital. So ging Friedrich König 1806 nach London, wo die Maschinenherstellung schon in Blüte stand, wo es Finanziers gab und sich Tageszeitungen großer Beliebtheit erfreuten. König konnte – nach ersten Überlegungen, die Suhl-Presse nachkommen zu lassen – nun seine Maschine aus Metall bauen. Sein Partner wurde

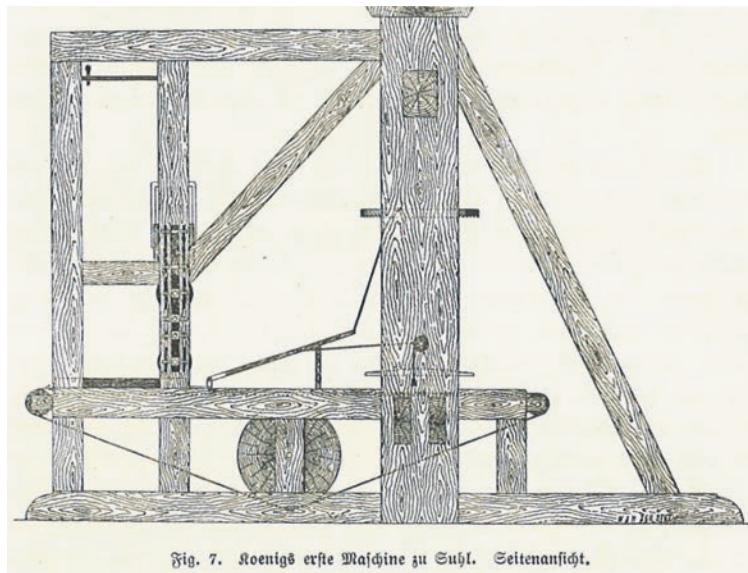


Abb. 3: Seitenansicht der Schnelldruckpresse, Königs erste Maschine zu Suhl.

1807 der Druckereibesitzer Thomas Bensley. In London begegnete er auch dem aus Stuttgart stammenden Andreas Friedrich Bauer (1783–1860). „Mit Bensleys Kapital und Bauers mechanischen Kenntnissen“, so das Internet-Lexikon Wikipedia, „konnte man darangehen, die Suhl-Presse vollständig mit speziell gefertigten Metallteilen zu bauen.“ Die entsprechende Maschine wurde 1810 patentiert. 1811 gelang der erste maschinelle Druck eines Buches auf einer 1811 patentierten Zylinderschnellpresse. Am 29. November 1814 erschien dann die Londoner „Times“, erstmals auf dieser von Dampfkraft getriebenen Zylinderdruckmaschine gedruckt. Times-Verleger John Walter hatte Friedrich Koenig, wie er sich nun nannte, eine entsprechende Maschine abgekauft. Im Leitartikel dieser ersten maschinell gefertigten Zeitung hieß es am 29. November 1814: „Unsere heutige Zeitung führt dem Publikum das praktische Resultat der größten Verbesserung vor, welche die Buchdruckerkunst seit ihrer Er-

findung erfahren hat. Der Leser dieses Satzes hält jetzt einen der vielen tausend Abdrücke der ‚Times‘ in der Hand, die in der verflossenen Nacht vermittels eines mechanischen Apparates hergestellt worden sind. Ein Maschinensystem, von dem man fast glauben könnte, es besitze eigene innere Lebenskraft, ist erfunden und ausgeführt worden, das nicht nur den Menschen von aller schweren Arbeit beim Drucken befreit, sondern auch alle menschlichen Fähigkeiten hinsichtlich einer raschen und zuverlässigen Arbeitsweise weit übertrifft [...]. Nur das wollen wir noch sagen, dass der Erfinder, ein Sachse von Geburt, Koenig heißt, sowie dass seine Erfindung unter der Leitung seines Freundes und Landsmannes Bauer ausgeführt worden ist.“

In der Folge allerdings kam es zu erheblichen Spannungen zwischen König und seinen Finanziers. Diese wollte die Druckmaschinen ausschließlich in ihren eigenen Druckereien einsetzen, während König daran interessiert war, möglichst viele seiner Maschinen zu verkaufen. Deshalb ging

Friedrich König gemeinsam mit Andreas Bauer 1817 zurück nach Deutschland. Sie erwarben das einstige Prämonstratenserkloster Oberzell bei Würzburg und richteten dort die erste deutsche Druckmaschinenfabrik Koenig & Bauer ein. Das war die Gründung eines Unternehmens, das bis heute erfolgreich am Weltmarkt agiert.

Zurück zu Friedrich König. Auf der Suche nach Arbeitskräften für sein neues Unternehmen kam er 1825 erneut nach Suhl, um hier mit Metallbearbeitung bestens vertraute neue Mitarbeiter für sich zu gewinnen. Dabei traf er seine einstige, inzwischen verwitwete Jugendliebe Johanna Jakobs wieder. Er bemühte sich, ihr behilflich zu sein und wollte ihre älteste Tochter Fanny Bernhardine bei einer ihm bekannten Familie in Würzburg unterbringen. Dabei verliebte er sich nun in die Tochter seiner Jugendliebe! Bald bat er sie, wenn denn der Altersunterschied zwischen 50 und 17 für sie nicht zu groß sei, seine Frau zu werden. So wurde Königs Jugendgeliebte nun seine Schwiegermutter... Am 11. September 1825 erfolgte in Suhl das Aufgebot, die Trauung fand am 24. Oktober 1825 in Suhl in der Kreuzkirche statt. In einem dem Suhler Stadtarchiv vorliegenden Beitrag aus dem Jahre 1953 heißt es dazu: „*Im Bekanntenkreise Koenigs und bei der Suhler Bevölkerung wurde diese Heirat eine Sensation. Heiratete doch Koenig die Tochter seiner Jugendliebe und fand doch die Hochzeit in Bornmüllers Haus statt, im gleichen Hause, wo er 22 Jahre früher die erste Schnellpresse erbaute.*“

Die Ehe wird von mehreren Autoren als sehr glücklich beschrieben. Sie währte allerdings nur sieben Jahre. Im Alter von 58 Jahren starb Friedrich König am 17. Januar 1833 in Oberzell. Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor: Wilhelm, Friedrich und Luise. Sein früher Tod war sicher

auch seinem rastlosen Bemühen um seine Unternehmungen und um sein Unternehmen sowie den damit verbundenen Sorgen geschuldet. Hatte die Fa. Koenig & Bauer um 1830 noch 130 Beschäftigte, die Druckmaschinen vor allem für Frankreich fertigten, mussten nach der Revolution in Frankreich 1830 und dem damit verbundenen Auftragsausfall 116 von ihnen entlassen werden. Wieder finanzielle Sorgen, noch einmal eine überwunden geglaubte Situation...

Gemeinsam mit Andreas Bauer führte Fanny Koenig (1808–1882) das Unternehmen weiter. Königs Söhne Wilhelm (1826–1894) und Friedrich (1829–1924) entwickelten die Fabrik weiter. 2017 kann die Firma Koenig & Bauer AG damit auf eine 200jährige erfolgreiche Geschichte zurückblicken.



Abb. 4: Porträt Friedrich Königs.
Deutsches Museum München.

In Suhl wurde zur Erinnerung an die hiesige Tätigkeit Königs 1993 die Hauptstraße im Stadtzentrum nach Friedrich König benannt. Dabei entschied man sich, der deutschen Schreibweise zu folgen. Auch das Suhler Gymnasium trägt seit 2015 seinen Namen. Die beiden – damals deutsch-deutschen – fränkischen Partnerstädte Würzburg und Suhl teilen über Friedrich König gemeinsam die Erinnerung an einen bedeutenden deutschen Erfinder und dessen Wirkungsstätten.

Literatur:

Goebel, Theodor: Friedrich Koenig und die Erfindung der Schnellpresse. Ein biografisches Denkmal. Stuttgart 1906.

Naumann, Georg: Und einhundert Jahre gingen ins Land – Friedrich Koenig 1774–1833. Würzburg 1933.

„Freies Wort“ v. 24.12.1974, S. 5 u. 26.12.1974, S. 5 (Rudolf Heym), sowie „Freies Wort“ v. 19.01.1991.

Archivquellen: Kirchenarchiv der Hauptkirche und Kreuzkirche zu Suhl.

Andrea Walther (Jg. 1963) ist Leiterin des Stadtarchivs Suhl, leitete Projekte zur Erforschung der lokalen Geschichte und erstellte Ausstellungen und Publikationsbeiträge zu historischen Themen der Stadt. Ihre Anschrift lautet: Stadtarchiv Suhl, Zellaer Straße 159, 98528 Suhl, E-Mail: stadtarchiv@suhltrifft.de.



Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 0931/276 24
Telefax 0931/276 25

halbigdruck
offset  digital

EGLMAYER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Einladung zum 88. Bundestag!

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder
des FRANKENBUNDES zu unserem 88. Bundestag

am Samstag, den 21. Oktober 2017, nach Suhl ein.

Die Gruppenvorsitzenden werden gemäß § 17 unserer Satzung gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollen durch Delegierte vertreten sein. Eine Einladung mit dem Tagesprogramm und weitere Unterlagen werden den Gruppenvorsitzenden noch zugesandt.

10.30 Uhr Festakt im Oberrathaussaal in Suhl, Marktplatz 1

Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden
Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken

Grußworte

Festvortrag von Herrn Prof. Olaf Kretzer, Leiter der Suhler Sternwarte,
über: Astronomie im nördlichen Franken

Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES

12.30 Uhr Mittagessen im Gasthof Zum Bären

14.00 Uhr Führung der Delegierten durch den Suhler Ortsteil Heinrichs

15.00 Uhr Delegiertenversammlung in der vhs in Suhl-Heinrichs

Tagesordnung:

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2016
2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Neuwahl der Bundesleitung und Nachwahl im Ältestenrat
6. Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2018
7. Verschiedenes
8. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 10. Oktober 2017 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, 1. August 2017

Paul Beinhofer

*1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer
Regierungspräsident von Unterfranken*



↑
Suhler Rathaus mit
Oberrathaussaal ↑
Gasthaus Zum Bären ↑
Waffenmuseum (verdeckt im
Hintergrund)

Herzliche Einladung an alle FRANKENBUND-Mitglieder zu unserem Bundestag in Suhl am 21. Oktober 2017

Erstmals in seiner Geschichte führt der FRANKENBUND seine jährliche Mitgliederversammlung (Bundestag) im südthüringischen Suhl durch. Dass Suhl eine interessante Stadt ist und zu Unrecht meist nur mit Waffenproduktion in Verbindung gebracht wird, belegen die Beiträge in diesem Frankenlandheft. So lässt sich in Suhl gut in den Himmel schauen – dank einer leistungsfähigen Sternwarte. Deshalb gönnt sich der Frankenbund hier einen Blick in die Sterne, wozu er den Leiter der Suhler Sternwarte, Herrn Professor Kretzer, zu einem Festvortrag über die Astronomie im nördlichen Franken eingeladen hat. Auch die Musik auf diesem Festakt fällt aus dem Rahmen, hören wir doch die Walzither, ein eher selten gespieltes Instrument, dessen Spiel und Bau in Suhl mit Leidenschaft gepflegt wird. Wer mehr über das auch als Cister bezeichnete Instrument erfahren möchte, geht am Nachmittag ins Waffenmuseum; denn dieses Museum beherbergt eine größere Cister-Sammlung und klärt auch über die Verbindung von Cister- und Waffenherstellung im 19. und 20. Jahrhundert auf. Die Veranstaltung findet im wunderschönen und zentral gelegenen Oberrathaussaal am Marktplatz statt. Gleich daneben befindet sich das Gasthaus „Zum Bären“.

Am Nachmittag fahren die Delegierten in den Suhler Stadtteil Heinrichs. Dieser Stadtteil wird dominiert von alt-ehrwürdigen und vielfach mit Liebe zum Detail restaurierten Fachwerkhäusern, die in einer Führung sachkundig erklärt werden. Dann beginnt die Arbeit; die Delegiertenversammlung findet in den Räumen der vhs statt, die in Heinrichs in einem der renovierten Fachwerkhäuser residiert. Diejenigen, die einen freien Nachmittag haben, können ihn mit einem Bummel durch die Innenstadt von Suhl und einem Besuch des Waffenmuseums (mit Cister- und Porzellanausstellung) verbringen oder die Gelegenheit für eine Wanderung rund um Suhl nutzen.

Um die Anfahrt zu erleichtern, beginnt der Festakt in diesem Jahr erst um 10.30 Uhr! Für kostenlose Parkplätze im Zentrum ist gesorgt, sie befinden sich am Neuen Rathaus, Friedrich-König-Straße 42.



Abb.: Heidenfeld bei Schweinfurt im Winter. Photo: Richard Ganzinger, Heidenfeld.

*Gesegnete Weihnachten
und für das Jahr 2018
Glück, Gesundheit und Frieden*

wünscht

*allen Bundesfreunden und allen Lesern
die Bundesleitung des Frankenbundes,
Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege e. V.*

Geschichte

Klaus Losert

Das Fahr gehört allein dem Kloster – Geschichte und Geschichten von der Mainfähre in Heidingsfeld (1. Teil: Von den Anfängen bis 1700) 220

Anita Eichholz

Oberforstmeister Jonathan Freiherr von Künßberg-Wernstein (1796–1880) 235

Kunst

Alexander Biernoth

Das Pfarrhaus St. Ludwig in Ansbach 241

Kultur

Manfred Welker

Pfarrer Andreas Jäckel (1822–1885) und seine Beobachtungen der Fauna im Mohrhofgebiet, Landgericht Herzogenaurach 245

Alexander von Papp

Kriminalistisches Lob auf Weinfranken und Frankenwein 258

Aktuelles

Jochen Ringer/Edith von Weitzel-Mudersbach

Caspar Löner. Eine Ausstellung im Rangau-Museum Markt Erlbach 261

Bücher zu fränkischen Themen 268

Frankenbund intern

Geplante Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2018 240

Korrektur 257

Peter A. Süß/Paul Beinhofer

Bericht über den 88. Bundestag des FRANKENBUNDES am 21. Oktober 2017 in Suhl mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden 275

Sabine Wolf

Laudatio auf Frau Silvia Kirchhof anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES am 21. Oktober 2017 in Suhl/Thüringen 282

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach biernoth@ansbach.org
Dr. Anita Eichholz	Schönenfeldstraße 26, 80539 München anita.eichholz@t-online.de
Klaus Losert	Archivbeamter i. R. Gartenstraße 16, 97072 Würzburg losert.klaus@web.de
Dr. Robert Meier	Archivar, Publizist, Lehrbeauftragter am Lehrstuhl für Neuere Geschichte der Universität Würzburg Institut für Geschichte Am Hubland, 97074 Würzburg robert.meier@uni-wuerzburg.de
Dr. Alexander von Papp	freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker alexander@vonpapp.de
Dr. Frank Piontek	Kulturpublizist Leuschnerstraße 13, 95447 Bayreuth drpiopiontek@gmx.de
Jochen Ringer M.A.	Historiker Bachstraße 4, 91413 Neustadt/Aisch jochen.ringer@gmx.de
Dr. Dieter Rossmeissl	Berufsmäßiger Stadtrat, Referent für Bildung, Kultur und Jugend der Stadt Erlangen Gebbertstraße 1, 91052 Erlangen dieter.rossmeissl@stadt.erlangen.de
Edith von Weitzel-Mudersbach M.A.	Leiterin der Museumspädagogischen Werkstatt Orangerie Schloss Unternzenn edithvonweitzel@t-online.de
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart Tho.Voit@t-online.de
Dr. Manfred Welker	Kreisheimatpfleger Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach ManfredWelker@web.de
Sabine Wolf	1. Vorsitzende des Historischen Vereins in Gerolzhofen e.V. Spielsee 6, 97447 Gerolzhofen info@histor-verein-geo.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Klaus Losert

Das Fahr gehört allein dem Kloster – **Geschichte und Geschichten von der Mainfähre in Heidingsfeld (1. Teil: Von den Anfängen bis 1700)**

Weitgehend unbekannt und unbearbeitet ist die Geschichte der Mainfähren in Unterfranken. Dieser Beitrag möchte die elfhundertjährige Geschichte der Mainfähre in Heidingsfeld einem breiten Publikum näherbringen und gleichzeitig einen Einblick in das Alltagsleben der damaligen Bevölkerung geben.

Im Auftrag des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal erstellte der Würzburger Oberleutnant Karl Joseph von Fackenhofen im Jahre 1791 eine Karte des Hochstifts Würzburg und der angrenzenden Territorien, also auch des heutigen Unterfranken. Auf dieser Karte sind 34 Fähren aber nur 6 Brücken verzeichnet, und zwar in Eltmann, Schweinfurt, Kitzingen, Ochsenfurt, Würzburg und Aschaffenburg.¹ Dies änderte sich bis in die Mitte des 19. Jahrhundert nicht: am Main gab es viele Fähren, aber nur wenige Brücken überquerten den Fluss.

Schon aus der ägyptischen und griechischen Mythologie bis hin zum Nibelungenlied sind Mythen und Sagen über Fähren und Fährleute bekannt. So ist es nicht verwunderlich, dass auch von vielen Mainfährten Sagen überliefert sind. Von der Mainquerfahrt in Heidingsfeld ist folgende Geschichte bekannt: Vor langer Zeit kam einmal ein „feueriges Männlein“ am späten Abend an das Heidingsfelder „Fahr“ und rief dem Fährer zu, er solle es

übersetzen. Furchtsam fuhr der Schiffer mit dem Schelch an das andere Ufer, um das Männlein zu holen. Als es ausstieg, wollte es sein Fahrgeld dem Fährmann in die Hand geben. Der aber sagte, es solle das Geld nur auf die Bank legen. Erst am andern Morgen schaute der Fährer nach und fand ein Goldstück dort liegen.²

In Heidingsfeld sucht man heute allerdings vergeblich nach Spuren einer Mainfähre. Und doch bestand hier, an der Kreuzung zweier Altstraßen, über 1.000 Jahre lang, eine solche Einrichtung. Die Fähre lag an einer wichtigen Nord-Süd-Verbindung, einer Altstraße, die von der Werra kommend hier den Main querte und weiter über Giebelstadt nach Stuttgart, zur Donau und in die Schweiz führte. Eine weitere Straße führte über Randersacker, Theilheim und Biebelried nach Kitzingen, Forchheim und letztlich Nürnberg.

Die Fähre und das dazugehörige steinerne Fährhaus befanden sich linksmainisch auf der Heidingsfelder Mainseite, etwa da, wo heute ein Autowaschplatz eingerichtet ist, die Anlegestelle gegenüber war unterhalb des heutigen Graf-Luckner-Weihs.

Die Fähre im Mittelalter

Bei der Suche nach dem Ursprung der Heidingsfelder Mainfähre stößt man sehr schnell auf das Benediktinerinnenkloster Kitzingen, mit dessen mittelalterlicher Geschichte diese Fähre über Jahrhunderte eng verbunden war. Frühere Forschungen gin-

gen davon aus, dass das Kloster Kitzingen eine Gründung des fränkischen Adelsgeschlechts der Mattonen und somit ein mattonisches Eigenkloster war, welches zur Unterbringung unverheirateter weiblicher Mitglieder fränkischer Adelsfamilien diente. Dagegen vertreten neuere Forschungen die Meinung, das Nonnenkloster Kitzingen sei von Anfang an ein merowingisch-karolingisches Kloster gewesen.

Eine Stiftungsurkunde für das Kloster fehlt, was in einer Zeit, da die Rechtsgeschäfte vielfach nicht schriftlich erledigt wurden, nicht besonders auffällig ist. Erstmals genannt wird das Nonnenkloster Kitzingen in Briefen des hl. Bonifatius, in welchen es heißt, er habe zwischen 742 und 746 eine angelsächsische ‚Mitarbeiterin‘ namens Thekla nach Kitzingen geschickt, um das dortige Kloster nach benediktinischer Regel reformieren zu lassen.³

Das Nonnenkloster Kitzingen war und blieb bis zum Jahre 1007 karolingisches bzw. ottonisches Königskloster. Als Reichskloster bzw. Reichsabtei war die Abhängigkeit vom König viel größer als die der weltlichen Kronvasallen, und es konnte in weit größerem Maße mit Diensten und Abgaben belastet werden als die weltlichen Fürsten.

Karl der Große verlieh dem Kloster die freie Wahl der Äbtissin und machte es so völlig unabhängig vom Adel und vom Hochstift Würzburg. Das Kloster war, wenn man so will, ein Königshof im geistlichen Gewand, belastet mit den gleichen Aufgaben eines solchen.

Für die Umwandlung Ostfrankens in eine Königsprovinz war ein entwickeltes Straßennetz von größter Bedeutung, weshwegen auch der Ausbau und die Sicherung der Verkehrswege wichtig war. Dazu gehörte es auch, am Main zuverlässig Flussübergänge mittels Fähren zu ermöglichen.

Im südlichen Maindreieck fiel diese Aufgabe dem Kloster Kitzingen zu.

Das Klosterurbar aus dem 11. Jahrhundert verzeichnet drei Fähren im Besitz der Benediktinerinnen. Eine Fähre zu Kitzingen, an deren Stelle in späterer Zeit eine Mainbrücke errichtet wurde; die zweite Fähre des Klosters ist seit dem Jahre 1040 in Heidingsfeld nachweisbar, und die dritte Fähre kann wegen einer Fernstraße wohl nur in Kleinochsenfurt vermutet werden, wo das Klosterurbar an Stelle eines alten Nonnenklösterleins damals einen Klosterhof verzeichnet.⁴

Am 1. November 1007 schenkte König Heinrich II. dem von ihm neugegründeten Bistum Bamberg „die in unserem Besitz befindliche bzw. uns rechtmäßig gehörende und Kitzingen genannte Abtei im Gozfeldgau“.⁵ Das Kloster Kitzingen tritt mit dieser, seiner ältesten erhaltenen Originalurkunde bald nach der Jahrtausendwende in seine quellenmäßig bezeugte Geschichte ein.

Mit der Schenkung an das Bistum Bamberg verlor das Kloster jedoch seine Reichsunmittelbarkeit. Um das Kloster vor feindlichen Angriffen von außen zu schützen, wurde ein Klostervogt aus einer mächtigen Familie des Landes eingesetzt. Er sollte das Kloster in weltlichen Angelegenheiten vertreten, das Klostergut verwalten und die niedere Gerichtsbarkeit ausüben.

Im Laufe von nur 30 Jahren scheint es zwischen dem Kloster und dem Vogt zu Meinungsverschiedenheiten über verschiedene Besitzungen gekommen zu sein. Aus diesem Grunde restituierter König Heinrich III. am 13. November 1040 dem Kloster Kitzingen entfremdete Besitzungen. Mit dieser Urkunde gab der König dem Kloster Kitzingen u.a. auch einen Fronhof in Heidingsfeld zurück.⁶

Im Urbar ist der Fronhof Heidingsfeld unter „Heithingesuelt“ mit vier Hufen auf-

geführt. Das muss aber nicht notwendig bedeuten, dass mit dieser Urkunde der gesamte Besitz in Heidingsfeld restituiert und dem Kloster zurückgegeben wurde. Im Urbar wird nur das Zingut genannt, während das Salland, das vom Kloster in Eigenregie bewirtschaftete Land, und die klostereigenen Wirtschaftsbetriebe unerwähnt bleiben. Von den vier Hufen mussten drei Schweine abgeben, eine hingegen 20 Eimer Bier, 16 Pfennige, ein Huhn und zehn Eier. Außerdem gehörte zum Fronhof Heidingsfeld eine Fähre, die allerdings im Urbar nicht erwähnt wird.⁷

Der Zweck eines Urbars bestand darin, die Abgaben und Dienste der Hintersassen einer Grundherrschaft zur ständigen Kontrolle festzuhalten. Daneben war 1040 auch die Ablösung von Naturalleistungen durch Geldzinsen schon teilweise vollzogen. Von den Fähren in Kitzingen und Heidingsfeld sowie aus der dem Kloster zustehenden Marktabgabe in Kitzingen gingen dem Kloster Geldbeträge zu. Noch im 17. Jahrhundert erscheint in den Rechnungen des Klosteramtes unter der Rubrik „*Ständige Zinsen*“ der Brückenzins von der Mainbrücke in Kitzingen und der Pacht schilling der Mainfähre in Heidingsfeld.

Neben den Zingutern und dem vom Fronhof selbst bewirtschafteten Salland gab es noch eine wechselnde Zahl von „*beneficia*“. Damit war die Entlohnung der niederen Bediensteten des Klosters, etwa der Fischer, Winzer, Müller und Bäcker gemeint, welche ihre gesamte Arbeitskraft dem Kloster zur Verfügung zu stellen hatten und deshalb nicht mit weiteren Abgaben belastet wurden. Es ist gut vorstellbar, dass der Fährmann des Klosters, auch „*Ferge*“ genannt, zu dieser Kategorie der Klosterbediensteten gezählt werden kann.⁸

Als sich im 12. Jahrhundert die Fronhofwirtschaft allmählich auflöste, brachte

dies dem Kloster entscheidende Veränderungen. Ein Großteil der bisher in Eigenregie bewirtschafteten Güter wurde nun in einzelne Lehengüter zerschlagen und als Lehen ausgegeben. Da das Kloster nicht in der Lage war, die oft weit entfernten Lehen zu kontrollieren, erlitt es dadurch erhebliche Einkommensverluste. Daneben haben hohe Vogteiforderungen sowie Steuern, auch die Verminderung der Leistungsfähigkeit durch Erbteilung und die Tatsache, dass der Klosterbesitz keinen wesentlichen Zuwachs erfuhr, dem drohenden Zerfall der Klosterwirtschaft Vorschub geleistet.⁹

Im Verlauf des 13. Jahrhunderts verschlechterte sich die Wirtschaftslage des Klosters zusehends. Unbeschadet zahlreicher kaiserlicher und päpstlicher Privilegien, die den Schutz des Klosters verstärken sollten, gingen die unrechtmäßigen Aneignungen von Klosterlehen durch Vögte und Lehensmänner weiter. Ein Grund dafür mag darin zu suchen sein, dass ein Frauenkloster nicht die militärische Kraft besaß, um Ansprüche und Forderungen der „*raptore*s“ (Räuber) niederzuhalten, und ihren Willkürakten wehrlos ausgeliefert war.¹⁰

Die Klosterfrauen versuchten immer wieder, auch durch Verkäufe, die wirtschaftliche Lage des Klosters zu verbessern. Aus dem 14. und auch noch dem 15. Jahrhundert sind mehrere Urkunden überliefert, die solche Besitzverkäufe dokumentieren, so auch folgende über den Verkauf der Fähre in Heidingsfeld.

Am 14. Januar 1435 bekennen Bürgermeister, Rat und Gemeinde der Stadt Heidingsfeld, dass sie von der Äbtissin Anna II. von Bickenbach und dem Konvent des Klosters Kitzingen ihre Fähre zu Heidingsfeld um 400 Gulden gekauft haben, wie die ihnen vom Kloster darüber



Abb. 1: Urkunde über den Verkauf der Fähre an die Stadt Heidingsfeld vom 14. Januar 1435.
Stadtarchiv Würzburg, Abteilung Heidingsfeld, Urkunden 5.

ausgestellte Urkunde belegt, die hier eingefügt ist:

„Anna, Äbtissin, und der Konvent des Klosters Kitzingen verkaufen Bürgermeister, Rat und Gemeinde Heidingsfeld unsere Fähre über den Main bei Heidingsfeld mit allen Rechten, Freiheiten, Nutzen und Zugehörungen. Sie haben daher von den Käufern 400 rheinische Goldgulden erhalten. Das Kloster hat daher mit Hand und Halm auf die Fähre Verzicht geleistet und die Käufer in deren Besitz gesetzt. Es übernimmt die Gewährleistung dafür, dass die Fähre freies und unbelastetes Eigentum des Klosters war. Sollte jemand Einspruch gegen diesen Verkauf erheben, dann sollen die vom Kloster gestellten Bürgen, deren Namen unten aufgelistet werden, solange ein Lager in einer öffentlichen Herberge in Kitzingen erhalten,

bis das Kloster alle Einsprüche gegen den Verkauf ausgeräumt hat. Bei Tod oder Rückzug eines Bürgen ist innerhalb eines Monats ein gleichwertiger Ersatzmann zu stellen. Das Kloster verpflichtet sich außerdem, seine Bürgen für eventuelle Bürgschaftsleistungen und Schäden zu entschädigen. Die Käufer räumen dem Kloster das Recht ein, die Fähre um den ihm bekannten Preis zurückzuerwerben. Ein solcher Rückkauf hat jeweils am 6. Januar zu erfolgen und muss dem Käufer einen Monat vorher angekündigt werden. Die Rückzahlung des Kaufpreises hat in Würzburg zu erfolgen. Der Wert der Schiffe, die sich zum Zeitpunkt des Rückkaufs bei der Fähre befinden, soll von zwei Schätzern, deren einen das Kloster, den anderen die Stadt Heidingsfeld stellt, festgelegt werden. Dieser Wert soll dann beim Rückkauf auf

den Kaufpreis geschlagen werden. Die Stadt Heidingsfeld ist verpflichtet, die Fähre in dem Zustand zu erhalten, in dem sie diese übernommen hat.

*Bürgermeister, Rat, und die Gemeinde der Stadt Heidingsfeld verpflichten sich zur Einhaltung aller im Kaufvertrag festgelegten Bestimmungen und siegeln mit dem Stadtsiegel.*¹¹

Im Jahre 1443 verpfändete Bischof Gottfried IV. Schenk von Limpurg für 39.100 Goldgulden die Stadt Kitzingen mit der üblichen Klausel der ewigen Wiedereinlösung an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Die Verpfändung brachte zunächst keine Änderung in der klösterlichen Rechtsstellung, für die weitere Entwicklung des Klosters war sie jedoch von entscheidender Bedeutung.

Die Nachfolgerin von Äbtissin Anna, Margarete Schenk von Erbach (1439–1465), eine Schwester des Mainzer Erzbischofs Dietrich, wird als „prachtliebend und verschwenderisch“ beschrieben. Eine endlose Kette von Verkäufen und Verpfändungen, alle von „notlicher Schuld wegen“, verschlimmerte die wirtschaftliche Lage des Klosters rapide.

Als Bischof Johann III. von Grumbach in Würzburg die unrühmlichen Zustände zu Ohren kamen, schritt er ein. Er verschärfte 1458 die Klosterordnung und setzte einen vereidigten „Schaffer“ zur Kontrolle der Gesamtverwaltung der Klosterwirtschaft ein. Nach erneuten Streitigkeiten zwischen Äbtissin und Konvent wurde von Bischof Rudolf von Scherenberg 1469 bestimmt, dass die Äbtissin keine Schulden mehr machen dürfe und für jede Veränderung des Grundbesitzes die Zustimmung des Bischofs einholen müsse. Das energische bischöfliche Einschreiten, zusammen mit einer erneuten Klosterreform, verfehlte seine Wirkung nicht.

Unter der fürsorglichen Verwaltung der Äbtissin Magdalena von Leonrod (1472–1486) nahm das Kloster einen unerwarteten Aufschwung. Die Äbtissin versuchte nun, die Lösung des Schuldenproblems durch einen Verkauf größeren Ausmaßes zu bewerkstelligen. Am 15. September 1475 erteilte Bischof Rudolf von Scherenberg dem Kloster die Genehmigung zum Verkauf der Besitzungen zu Dettelbach, Brück, Neuses, Schnepfenbach, Nordheim und Sommerach an das Kloster St. Stephan in Würzburg. Äbtissin Magdalena und das Kapitel des Frauenklosters berichteten, sie seien mit „merklichen“ Schulden beladen und hätten sich entschlossen, vorgenannten Besitz des Klosters zu verkaufen, um weiteren Schaden vom Kloster abzuwenden. Sie wollten das Rathaus zu Kitzingen, den Zehnt zu Albertshofen, das Fahr in Heidingsfeld zusammen mit anderen „Erbstücken“ zurückkaufen und baten um Genehmigung. Ein fast gleichlautendes Genehmigungsgesuch an den Bischof von Bamberg erfolgte wenige Tage später.

Der Verkaufspreis betrug 4.500 Gulden, es wurde Ratenzahlung vereinbart. Die erste Rate von 1.000 Gulden wurde am 1. Oktober 1475 bezahlt, die zweite Rate von 500 Gulden war am 1. Januar 1476 fällig. Über die Restzahlung der 3.000 Gulden fehlen leider die schriftlichen Aufzeichnungen.¹² Äbtissin Magdalena kündigte noch 1475 der Stadt Heidingsfeld den Rückkauf der Fähre an. Da sich der Bürgermeister und Rat von Heidingsfeld mit der Äbtissin nicht über den Rückkaufpreis einigen konnten, kam es zu einem Streit zwischen den Parteien. Ein Elementarereignis, nämlich eine Feuersbrunst im Kloster, durchkreuzte jedoch schließlich die Pläne der Äbtissin Magdalena zur Sanierung der Klosterwirtschaft.



Abb. 2: Konventsiegel des Benediktinerinnenklosters Kitzingen und Siegel der Äbtissin Magdalena von Leonrod, 1475, Staatsarchiv Würzburg, Würzburger Urkunde 10/177g.

Am 7. Juni 1484 wütete eine Brandkatastrophe, verursacht durch die Unachtsamkeit einer Nonne, und legte den größten Teil der Klostergebäude und die Kirche in Schutt und Asche. Da auch das Klosterarchiv völlig verbrannte, ist es nicht mehr möglich, Einzelheiten wie das Jahr der Rückerwerbung der Fähre herauszufinden.

Zunächst mussten alle schriftlichen Unterlagen für die Klosterwirtschaft neu angefertigt werden. In der durch den Brand verursachten finanziellen Notlage versetzte die nachfolgende Äbtissin Margaretha IV. Truchsessin von Baldersheim (1486–1520) die Fähre in Heidingsfeld an den Vikar des Stifts Neumünster, Eberhard Düring, um 200 Gulden. In einer überlieferten Quittung aus dem Jahr 1492 erklärte Vikar Düring, das Kloster Kitzingen müsse ihm jedes Jahr am 8. September einen Zins von fünf Gulden von der Klosterfähre in Heidingsfeld entrichten.

Für das laufende Jahr hatte ihm der Klostertdiener Kilian Uttinger diesen Zins in Würzburg bezahlt und Düring quittierte den Empfang dieser Summe.¹³

Eine weitere Kapitalaufnahme des Klosters ist aus dem Jahre 1493 bekannt, als das Benediktinerinnenkloster Kitzingen und die Äbtissin Margareta von Bischof Rudolf von Scherenberg ein Darlehen von 300 Gulden in „guter rheinischer Landeswährung“ erhielten. Die Äbtissin versprach die Rückzahlung bis zum 22. Februar 1494 und bestellte als „Selbstschuldner“ Abt Georg von St. Stephan in Würzburg und seinen Konvent. Wie sich später herausstellte, wurde das Darlehen für den Rückkauf der Mainfähre in Heidingsfeld benötigt. Die Urkunde ist durch einen Schnitt kassiert. Die Aufschrift auf der Rückseite lautet: „Diesen Brief habe ich, Margarete, Äbtissin eine geborene Truchsessin, eingelöst. Dem Hochwürdigsten Bischof Rudolf, wayland Bischof zu Würzburg ge-



Abb. 3: Denkmal der Äbtissin Magdalena von Leonrod 1483,
Ausschnitt aus einem Photo des Mainfränkischen Museums Würzburg, Inv.Nr. H 1425.

west, 300 Gulden bezahlt, die er dem Kloster geliehen hatte.“¹⁴

Im Salbuch von 1519 wird vorstehender Sachverhalt bestätigt, dort lautet der Eintrag: „Die Fähre in Heidingsfeld gehört allein dem Kloster Kitzingen. Die Äbtissin Margarete Truchsess von Baldersheim hat sie 1499 um 500 Gulden ausgelöst. Davon hat sie dem verstorbenen Bischof Rudolf [von Scherenberg] 300 Gulden und dem Priester Johannes Düring, ein Bruder des verstorbenen Vikars Eberhard Düring, 200 Gulden bezahlt.“¹⁵

Äbtissin Margareta brachte endlich Ordnung in die Klosterwirtschaft. Mit tatkräfti-

tiger Hilfe der Markgrafen von Brandenburg verbesserten sich binnen kurzem die Wirtschaftsverhältnisse des Klosters merklich. Verpfändete oder versetzte Klostergüter wurden eingelöst, Schulden beglichen und Gültverschreibungen zurückgekauft. Mit Geschick vermochten die scheinbar wohlwollenden Brandenburger das Kloster immer mehr in ihre Abhängigkeit zu bringen und unter ihre Kontrolle zu stellen. Dazu ist ein einschlägiger Briefwechsel zwischen der Äbtissin Margarete und Markgraf Friedrich d.Ä. überliefert.

Am 17. April 1510 schrieb Äbtissin Margaretha an den Markgrafen, dass sie Streit mit der Gemeinde Randersacker hätte. Die Gemeinde Randersacker wolle eine eigene Fähre einrichten, was der Fähre des Klosters in Heidingsfeld großen Schaden brächte. Der Markgraf habe sich deswegen auf ihre Bitte hin ein kaiserliches Mandat verschafft. Da dieses aber noch verschlossen sei und die Gemeinde Randersacker erklärt habe, dass sie die Arbeiten an ihrer Fähre erst dann einstellen werde, wenn diese durch ein in der Gemeinde öffentlich angeschlagenes und verkündetes Mandat untersagt würden. Die Äbtissin bat deshalb den Markgrafen, ihr ein neues Mandat des Inhalts, dass er der Gemeinde Randersacker die Errichtung einer eigenen Fähre verböte, vom Kaiser zu verschaffen.

Markgraf Friedrich übersandte nun der Äbtissin erneut ein Mandat, in welchem die Gemeinde Randersacker zur Einstellung der Fähre aufgefordert wurde. Er schrieb, die Äbtissin solle dieses Mandat der Gemeinde Randersacker übermitteln und stelle diese daraufhin ihre Fähre ein, so solle es damit sein Bewenden haben. Täte sie es aber nicht, dann solle sich die Äbtissin in seiner Abwesenheit an seine Statthalter und Räte wenden, die ihr ge-

gen die Gemeinde Randersacker behilflich sein würden.

Die Äbtissin bestätigte den Erhalt des neuen Mandats, das der Gemeinde Randersacker die Einstellung ihrer Fähre über den Main befahl. Dieses Mandat ließ sie dann der Gemeinde Randersacker durch den brandenburgischen Untervogt Arnold von Uissigheim in Gegenwart eines Notars und von Zeugen am 16. Mai [1510] verkünden lassen. Die Äbtissin teilte nun dem Markgrafen mit, dass die Gemeinde von Randersacker trotz dieses neuen Mandats weiterhin den Bau ihrer Brückenfähre betreibe, was der Fähre des Klosters in Heidingsfeld großen Schaden brächte, und bat daher den Markgrafen um weitere Hilfe.

Am 25. Mai [1510] berichtete die Äbtissin dem Markgrafen, dass die Gemeinde Randersacker ihr das Antwortschreiben der Gemeinde auf das kaiserliche Mandat durch zwei Randersackerer Einwohner habe übermitteln lassen. Gleichzeitig hatte sie erfahren, dass die Gemeinde Randersacker ihren Schultheißen und einen Gemeindevorsteher zum Kaiser geschickt hatten, um vor ihm wegen der Fähre einen Rechtsstreit mit dem Kloster zu beginnen. Die Äbtissin befürchtete nun, dass die Gemeinde während der Dauer des Prozesses ihre Arbeiten an der Brückenfähre in Randersacker fortsetzen und außerdem den Bischof von Würzburg um Unterstützung angehen würde. Sie bat daher den Markgrafen, das Kloster in dem Streit um die Fähre weiterhin gegen die Gemeinde Randersacker zu unterstützen.

Markgraf Friedrich von Brandenburg teilte schließlich am 3. Juni [1510] seinem Vertreter am kaiserlichen Hof mit, dass die Äbtissin des Klosters Kitzingen berichtet habe, dass die Gemeinde Randersacker trotz gegen sie ergangenen kaiserlichen Mandats den Betrieb ihrer Brückenfähre

nicht eingestellt hätte. Deswegen wies er seinen Vertreter an, ein verschärftes kaiserliches Mandat zu bewirken und dafür Sorge zu tragen, dass die Gemeinde Randersacker vom Bischof von Würzburg keine Unterstützung erhielte.¹⁶

Das Entgegenkommen und die Hilfe des Markgrafen von Brandenburg waren für das Kloster aber nicht kostenlos. Der Markgraf teilte Äbtissin Margaretha mit, dass der kaiserliche Kanzler Zyprian Sarn demner in der Rechtssache zwischen dem Kloster und der Gemeinde Randersacker wegen der Brückenfähre zu Heidingsfeld zwar viel Mühe aufgewendet, dafür aber bisher vom Kloster noch keinerlei Geschenk erhalten habe. Er bat daher darum, dass das Kloster diesem ein Fuder guten Weins, halb Rotwein, halb Weißwein, nach Augsburg schicken möge. Die Äbtissin antwortete dem Markgrafen, dass um Kitzingen herum kaum Rotwein, sondern nur Weißwein wüchse. Da zudem im vergangenen Jahr überhaupt nur wenig Wein gewachsen sei, habe sie keinen Rotwein bekommen können. Sie schicke daher, um dem Wunsch des Markgrafen nachzukommen, dem Kanzler ein Fuder Weißwein in zwei Fässern, wie sie ihn in Kitzingen habe bekommen können, „*so wie Gott ihn hat wachsen lassen*“. Sie bat, diesen Wein gnädig anzunehmen und ihr gegen die Gemeinde Randersacker weiterhin behilflich zu sein, denn diese arbeite ohne Rücksicht auf das kaiserliche Mandat täglich an der Einrichtung einer Brückenfähre in Randersacker, obwohl sie dort nie eine solche gehabt hätten. Dadurch erleide die Klosterfähre in Heidingsfeld großen Schaden.¹⁷

Über den Prozess vor dem kaiserlichen Landgericht in dieser Sache konnten leider keine Unterlagen gefunden werden. Im Salbuch jedoch befindet sich wenigstens



Abb. 4: Wappen der Äbtissin Katharina von Fronhofen 1522–1529.

Staatsarchiv Würzburg, Miscell. 2756.

eine Abschrift des Urteils: Die Gemeinde Randersacker wollte eine eigene Fähre über den Main errichten. Da dies der Fähre des Klosters Kitzingen in Heidingsfeld Schaden gebracht hätte, hat die Äbtissin Margaretha Truchsess von Baldersheim dagegen Klage eingereicht. Sie hat vor dem Kaiser erreicht, dass die Gemeinde Randersacker mit ihrer Fähre keine fremden Personen, deren Wägen, Zugtiere oder Güter über den Main bringen darf. Dagegen ist es den Einwohnern von Randersacker gestattet, Heu, Stroh, Grummet und im Herbst den Wein für ihren Eigenverbrauch über den Main zu führen.¹⁸

Der Fährmann des Klosters in Heidingsfeld musste bei Dienstantritt einen Eid schwören. Er verpflichtete sich, das Kloster Kitzingen vor Schaden zu bewahren

und den Nutzen des Klosters zu mehren sowie die Fähre und die dazugehörigen Gerätschaften in gutem Zustand halten. Das Fährgeld werde er getreulich einnehmen und weder seiner Ehefrau noch seinen Kindern oder seinen Knechten anvertrauen, sondern persönlich in die dafür bestimmte Büchse legen. Auf Ansuchen der Äbtissin werde er die eingenommenen Gelde im Kloster abliefern. Auch werde er darauf achten, dass die Fähre in Randersacker nicht wieder in Betrieb genommen werde und dass die Einwohner von Randersacker keinerlei Neuerungen hinsichtlich des Fährbetriebs vornähmen. Sollte er von solchen Veränderungen Kenntnis erhalten, werde er es sofort im Kloster melden.

Auch der Fährknecht wurde vereidigt. Er schwor ebenfalls, das Kloster vor Schaden zu bewahren und seinen Nutzen zu mehren. Ebenso werde er auf die Fähre und die dazugehörigen Gerätschaften Acht geben und sie pfleglich behandeln, und zwar insbesondere bei Hochwasser. Möchten Personen dringend übergesetzt werden, dann habe er dies ohne Verzug zu tun. Er werde auch niemandem die Überfahrt verweigern. Außerdem werde er jeden Tag in der Früh, sobald man das Stadttor in Heidingsfeld aufsperrt, zur Fähre gehen und diese erst wieder am Abend, bevor man das Tor wieder schließt, verlassen und als letzter durch das Tor gehen. Er werde danach in der Stadt weder in ein Wirtshaus gehen noch spielen, bevor er nicht beim Fährmann seine Tagessennahmen abgerechnet und abgeliefert habe. Mit Zechen und Gesellschaften werde er es so halten, wie es in seinem mit dem Fährmann abgeschlossenen Anstellungsvertrag festgelegt sei.¹⁹

In der Stadt Kitzingen fand die Reformation frühen Eingang, schon 1522 predigten Christoph Hofmann und Johann

Schenck von Siemau das Evangelium im Sinne Luthers. 1528 wurde dann die Reformation in Kitzingen offiziell eingeführt. Das Benediktinerinnenkloster war seitdem wie ein Fremdkörper im protestantischen Kitzingen. So ist es nicht verwunderlich, dass die wechselvolle Geschichte des Frauenklosters 1544 endete. Uneinigkeit der Nonnen untereinander und die zwiespältige Wahl der Äbtissin Amalia Forstmeister (1529–1541) taten das Übrige. Zwar wurde nochmals Veronica Hundt von Saulheim (1541–1544) Äbtissin des Klosters; nach deren Ableben gebot der Markgraf, niemanden in das Kloster einzulassen und führte die Säkularisation durch.

Die Säkularisation des Klosters war lediglich der sichtbare Endpunkt einer seit Beginn der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts vorgezeichneten Linie. Vom damaligen Landesherrn der Stadt, dem Markgrafen von Brandenburg, wurde ein paar Jahre später das Kloster als evangelisches adeliges Damenstift weitergeführt. Aber auch diese Nutzung konnte nicht verhindern, dass Kirche und Kloster mehr und mehr verfielen. Erst später sollte das Kloster noch einmal zu neuem Leben erwachen.

Die Fähre vom Beginn der Neuzeit bis zum Jahr 1700

Nach der Säkularisation errichteten die Markgrafen ein Klosteramt und ließen die noch vorhandenen Wirtschaftsgüter durch Verwalter überwachen. Dass dazu auch die Mainfähre in Heidingsfeld zählte, belegt folgender Vorgang vom 24. Dezember 1550: Nikolaus Mauser und Johann Strohlein, Verwalter der Markgrafen Albrecht und Georg Friedrich von Brandenburg im Kloster Kitzingen, beurkundeten, dass die verstorbene Äbtissin des Klosters Kitzingen, Amalia Forstmeister

(1529–1541), Johannes Wolfart, Bürger und Rat zu Heidingsfeld, die Fähre in Heidingsfeld für den Zeitraum von zehn Jahren um einen festgelegten jährlichen Zins verliehen hatte.

Nachdem nun Johannes Wolfart verstorben war, verliehen die Verwalter des Klosters Kitzingen mit diesem Vertrag die Fähre an Lorenz Conrad, Bürger zu Heidingsfeld, für zehn Jahre. Er sollte ihnen jedes Jahr 32 Gulden im Kloster Kitzingen bezahlen, die Hälfte „uff Martini“ (11. November) und die andere Hälfte „uff Walburgis“ (1. Mai). Mit der ersten Zahlung sollte er am 1. Mai 1551 beginnen. Von seinem Vorgänger hatte der jetzige „Beständer“ die Fährbrücke, zwei Schelche und die Fährbäume abgelöst. Für die Fährbrücke schuldete der alte Beständer den Klosterverwaltern noch zehn Gulden. Diese Schuld übernahm der neue Beständer. Nach dem Auslaufen seines Pachtvertrags sollte der Wert der Fährbrücke geschätzt werden. Für den Fall, dass sie mehr als zehn Gulden wert wäre, sollte der neue Beständer die Differenz an seinen Vorgänger entrichten. Wäre sie aber inzwischen weniger als zehn Gulden wert, dann habe der Beständer seinem Nachfolger die Differenz zu bezahlen. Der Beständer sollte die Fähre entweder selbst bedienen oder dafür einen Knecht anstellen. Die zur Fähre gehörenden Gerätschaften, das Fährhäuslein und den Weg zur Fähre hatte er auf seine Kosten in gutem Zustand zu erhalten. Lediglich durch Eisbruch oder Hochwasser verursachte Schäden sollten nicht zu seinen Lasten gehen. Sollte der Beständer die Fähre während der zehn Jahre verkaufen, verpfänden oder versetzen, dann dürfte dies nur vorbehaltlich der Rechte des Klosters an der Fähre erfolgen.²⁰

Nach nur vier Jahren verstarb der Fährbeständer Lorenz Conrad allerdings be-

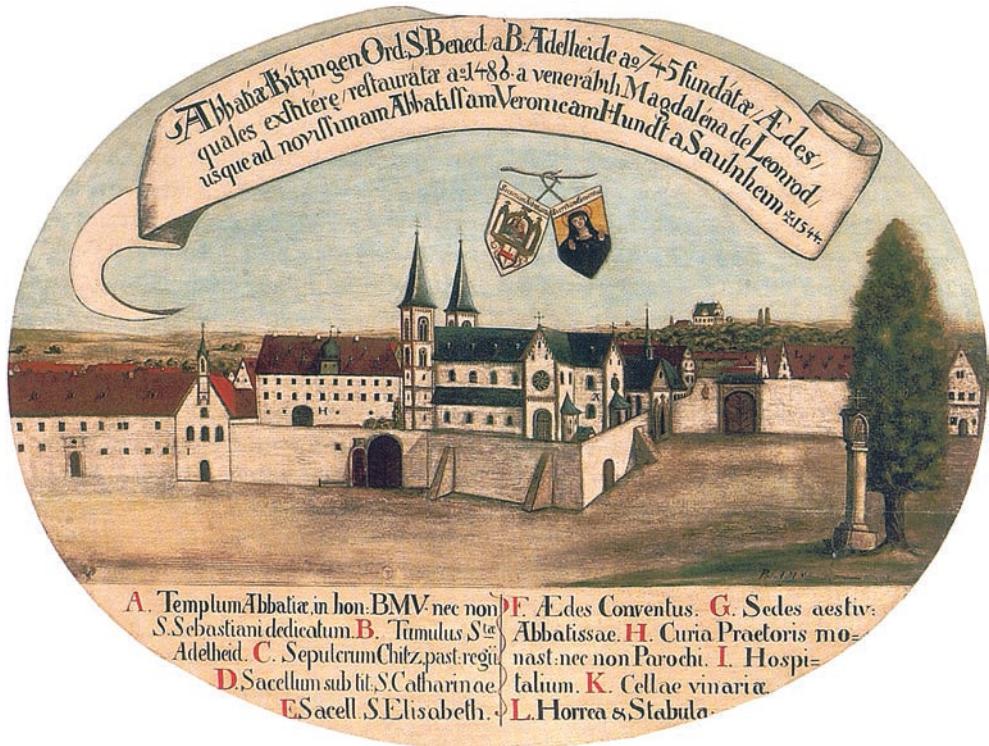


Abb. 5: Ansicht des Benediktinerinnenklosters Kitzingen von Adam Michael Schmitt 1840/1850, gemalt nach der Kitzinger Stadtansicht von Salomon Codoman und Georg Martin, 1628.

Original im Städtischen Museum Kitzingen.

reits. Der Markgraf befahl nun seinem Verwalter, die Fähre des Klosters dessen Bruder Hans Conrad um 37 Gulden jährlich für die nächsten sechs Jahre zu verleihen. Der Verwalter teilte dem Markgrafen mit, dass er Conrad zu sich bestellt habe. Dieser berichtete, dass die Fährbrücke erneuert werden müsse. Eine neue Fährbrücke würde ihn aber mindestens 70 Gulden kosten. Conrad bat daher den Markgrafen, ihm die Fähre für die nächsten zehn Jahre um jährlich 36 Gulden zu verleihen. Diesen Zins werde er pünktlich entrichten. Außerdem habe er sich erboten, bei der Einbringung der Gefälle des Klosters in

Würzburg, Heidingsfeld, Thüngersheim und Unterleinach behilflich zu sein, wie es schon seine Vorgänger getan hätten. Der Markgraf wies den Verwalter an, er solle alles versuchen, dass Hans Conrad die Fähre für die nächsten sechs Jahre für 37 Gulden jährlich übernahme. Wollte sich Conrad darauf aber nicht einlassen, dann solle er ihm die Fähre zehn Jahre lang für jährlich 36 Gulden überlassen, zumal er bereit sei, bei der Einbringung der Klostergefälle behilflich zu sein.²¹

Die schon mehrmals genannte Fährbrücke, auch Schiffsbrücke genannt, war der wichtigste Teil des sog. „Fährgeschirrs“. Es

handelte sich dabei um ein kastenartiges Fahrzeug in Holzbauweise, bei dem die Ladeflächen zu beiden Enden der Breitseiten hin anstieg. Diese Fährbrücken hatten meist eine Länge von 14 bis 15 Metern und waren 3,5 m bis 4 m breit. Die Bordhöhe betrug 60 bis 80 cm, sie hatten eine Ladekapazität zwischen 5 und 8 Tonnen. Ohne weiteres konnte ein beladenes Fuhrwerk samt Pferden übergesetzt werden. Für die Überfahrt mit einer großen Fährbrücke reichte jedoch ein Fährmann nicht aus, so dass immer eine zweite Person, der Fährknecht, beim Übersetzen mithelfen musste. Für kleinere Fahrzeuge wie Schubkarren, Handwagen oder Personengruppen und Tiere gab es eine kleinere Fährbrücke. Einzelne Personen wurden in einem Schelch übergesetzt, welcher meist zwei Sitzbretter hatte.

Mit Hilfe von 5 bis 7 m langen Stangen, den Fährbäumen, wurde das Gefährt fortbewegt und gelenkt. Zunächst musste die Fähre unter Zuhilfenahme des Fährbaums in ruhigem Wasser in Ufernähe ein Stück flussaufwärts in „*Gierstellung*“ gebracht und dann mit kräftigen Stößen zur Flussmitte gestoßen werden, bis sie, von der Strömung erfasst, an die andere Mainseite getrieben wurde.

Das Flussufer bei der Anlegestelle der Fähren fiel flach ab und war gepflastert. Um ein leichteres Be- und Entladen der Fähre zu ermöglichen, war am Ufer eine hölzerne Anfahrtsrampe, Schoßbrücke genannt, angebracht. Zur Schonung der Brücke wurden Reisigwellen benutzt, die sachtes Auffahren ermöglichten.²²

Eine Begebenheit aus dem Jahr 1593, in welcher die Heidingsfelder Mainfähre eine Rolle spielt, ist im Ratsprotokoll der Stadt Heidingsfeld überliefert: Auf der Reise von Wien in die Niederlande wollte der bestellte Administrator der Niederlande,

Erzherzog Ernst von Österreich, Fürstbischof Julius Echter in Würzburg seine Aufwartung machen. Der Bruder des Erzherzogs Ernst, Maximilian von Österreich residierte als Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim. Als Überraschung für Erzherzog Ernst war gedacht, dass Fürstbischof Julius und der Hoch- und Deutschmeister Maximilian den hohen Herrn in Kitzingen abholen wollten. Deshalb verabredeten sich der Bischof Julius und der Hoch- und Deutschmeister am 24. Dezember 1593 zu einem Treffen in Würzburg. Julius Echter erkör als Ort zur Begrüßung seines fürstlichen Nachbarn aus Mergentheim die Stadt Heidingsfeld.

Am Vormittag dieses Tages war Fürstbischof Julius mit 50 Pferden (Reitern) von Würzburg aus durch das Sander Tor gegen Randersacker geritten. Gegenüber von Heidingsfeld bestieg der Fürstbischof mit Gefolge die Fährbrücke und fuhr über den Main. Julius und seine Herren ritten durch das Nikolaustor in die Stadt Heidingsfeld hinein und durch das Klingenstor wieder hinaus Richtung Giebelstadt. Auf der Steige fand die Begrüßung des Hoch- und Deutschmeisters aus Mergentheim Erzherzog Maximilian statt. Dieser hatte nicht viel Hofgesinde bei sich, sondern dasselbe in Mergentheim gelassen. Die ganze Gesellschaft zog nun nach Heidingsfeld und stieg am Rathaus von den Pferden, betrat dessen gastliche Räume zu einem „*solennen*“ (feierlichen) Schmaus auf Rechnung des Fürstbischofs.

In der Ratsstube im ersten Stock dinierten Bischof Julius mit seinem hohen Besuch zu zweit an einer Tafel, an einer anderen saßen ein Graf von Hohenlohe, ein Graf von Lohnstein und weitere acht Herren von Adel. Für das Hofgesinde waren außerhalb der Ratsstube ein Tisch, auf dem Boden oder Stall drei Tische und in

der unteren Steuerstube vier Tische aufgestellt worden, an denen auf Kosten des Bischofs von Würzburg gespeist wurde.

Nach Beendigung des Mittagsmahles ließen sich die beiden Fürsten mit ihrem Hofgesinde auf vier Fährbrücken über den Main bringen. Jenseits des Mains warteten mehrere Grafen, die Würzburger Domherrn und die Ritterschaft auf die Fürsten. Sie zogen dann alle in „*hellen Haufen*“ auf der Straße nach Kitzingen dem Erzherzog Ernst entgegen, um diesen zu empfangen. Dann kamen die drei Fürsten mit ihrem Gefolge am Heiligen Abend nach Würzburg.

Der Bischof von Würzburg hatte um die 500 Pferde bei sich, um den Erzherzog zu empfangen, und auch Erzherzog Ernst brachte für seine Reise in die Niederlande 1.136 Pferde mit nach Würzburg. Erzherzog Maximilian hatte dagegen nur wenig Gefolge mitgebracht und die Mehrzahl des Personals in Mergentheim gelassen. Leicht lässt sich ausmalen, Welch eine grandiose Machtdemonstration des Fürsten und des Fürstbischofs dies darstellte.²³

Im Jahre 1603 hieß der Fährbeständer noch immer Conrad, allerdings Clemens Conrad. Martin Herold, Verwalter des Klosters Kitzingen, registrierte in der Jahresrechnung 1603/1604, dass Clemens Conrad, Führer in Heidingsfeld, nun 38 Gulden von das „*Fahr*“ über den Mainfluss jährlich zu geben habe. Bisher hatte er nur 36 Gulden zu zahlen gehabt. Da man ihm aber 40 Gulden aus dem Kloster für den Ankauf eines Weinbergs zur Verbesserung des Weges (Fußpfad) zur Fähre geliehen habe, sollte er dieses Geld mit zwei Gulden jährlich verzinsen.²⁴ Ein weiterer Eintrag in der Klosterrechnung aus dem Jahr 1626 belegt Georg Stahl, Bürger zu Heidingsfeld, als des Klosters Führer, welcher von dem Fahr über den Main 45 fl. in diesem Jahr gezahlt habe.²⁵

Fürstbischof Philipp Adolf von Ehrenberg kündigte 1626 den Markgrafen von Brandenburg die Wiedereinlösung der Stadt Kitzingen aus der Pfandschaft an. Kurz vor Abschluss der Verhandlungen im November 1628 erhoben auch einige Abgeordnete aus Bamberg mit einem kaiserlichen Schreiben Klage wegen Einziehung des ehemaligen Frauenklosters gegen Brandenburg. Das Frauenkloster Kitzingen habe zum Bistum Bamberg gehört und im Lehensverhältnis zum Bistum Bamberg gestanden.

Brandenburg-Ansbach war der Ansicht, dass die Erwerbung des Klosters auf das „*ius territorii*“ (Landesherrschaft) zurückzuführen sei und wollte das Kloster behalten. Letztlich einigte man sich, und am 18. Januar 1629 wurde die Pfandsumme von 39.100 Goldgulden von den Vertretern der Markgrafen angenommen und der Austausch der Vertragsurkunden vorgenommen. Dem Hochstift Würzburg wurden die Burg und Stadt Kitzingen „*samt allen Zugehör*“ ausgeliefert.

Dazu rechnete man würzburgischerseits auch das Kloster, welches ja seit 1544 aufgelöst war. Dagegen legten die ansbachischen Abgeordneten Verwahrung ein und protestierten gegen den Bescheid bei der kaiserlichen Kommission. Diese bestimmt, dass das Kloster unter den sogenannten Zugehörungen der Stadt begriffen, mithin an das Hochstift zu übergeben sei.

1631, nach der Einnahme des Hochstifts Würzburg durch die Schweden, wurde alles wieder rückgängig gemacht. Im Juni 1633 empfing Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar die Hochstifte Würzburg und Bamberg als Lehen von der schwedischen Krone. Doch bereits ein Jahr später, nach ihrer Niederlage bei Nördlingen, war das Kriegsglück der Schweden vorbei und die schwedische Besatzungszeit des

Hochstifts beendet. Bereits im Oktober 1634 wurde die Stadt Würzburg von kaiserlichen Truppen zurückerobert. Fürstbischof Franz von Hatzfeld kehrte aus Köln zurück, wohin er geflüchtet war.

Das verwaiste Kloster Kitzingen wurde mit Nonnen aus dem Dominikanerinnenkloster St. Markus (St. Marx) in Würzburg neu besetzt. Die Bewirtschaftung des Klosters kam jedoch nicht in die Hand der Nonnen, sie oblag dem neu errichteten Klosteramt Kitzingen.²⁶ In der ersten überlieferten Rechnung dieses Klosteramtes vom Jahre 1649 werden die Brüder Jobst und Caspar Stahl als Fährleute der Heidingsfelder Fahr genannt. Da auch schon im Jahre 1626 ein Fährmann namens Stahl, allerdings Georg Stahl, aus Heidingsfeld genannt wird, ist anzunehmen, dass die Fähre in Heidingsfeld in diesen unruhigen Zeiten immer von Mitgliedern der gleichen Familie gepachtet war. 1649 betrug der Pachtzins 45 fl. und war jährlich an Weihnachten beim Klosteramt in Kitzingen abzuliefern.²⁷ Seit 1650 war Caspar Stahl alleiniger Beständer, und das Bestandsgeld betrug sieben Jahre lang 45 fl.

1656 wurde das Fährhäuschen in Heidingsfeld auf Kosten des Klosters neu gebaut. Dabei entstanden folgende Kosten: Für das dazu benötigte Bauholz wurden

2 fl., 7 Pf. Bezahlte und 2 fl. bekam der Schiffer Hans Hofman, um das zugerichtete Bauholz nach Heidingsfeld zu transportieren. Der Zimmermann Georg Weismantel aus Kitzingen bekam 11 fl. 1 Pf. und 26 Pf., Maurermeister Jakob Herzog aus Kitzingen 8 fl. Den größten Anteil an den Baukosten erhielt jedoch Caspar Stahl aus Heidingsfeld, nämlich 31 fl. 1 Pf. 25 Pf. für Steine, Kalk, Ziegel und anderes, wie auch für den Fuhrlohn zu solchem Häuschen.²⁸

Mit dem Tod von Caspar Stahl am 29. Oktober 1673 endete die 41-jährige Ära der Fährerfamilie Stahl zu Heidingsfeld.²⁹ Neuer Fährmann des Klosters Kitzingen wurde Mathes Schwertfeger, Bürger zu Heidingsfeld.

Klaus Losert (geb. in Dauba, Sudenten) war nach dem Besuch der Bayerischen Archivschule in München als Sachbearbeiter im Staatarchiv Würzburg beschäftigt. Nach seiner Pensionierung widmete er sich der Vergangenheit seiner neuen Heimat mit mehreren Aufsätzen über noch unbearbeitete Themen zur Geschichte Heidingsfelds. Seine Anschrift lautet: Gartenstraße 8, 97072 Würzburg, E-Mail:losert.klaus@web.de.

Anmerkungen:

- 1 Staatsarchiv Würzburg (künftig StAWü), Risse und Pläne I/1.
- 2 Überfahrtssagen am Main, in: Mitteilungen zur Bayerischen Volkskunde, Beilage zur Augsburger Postzeitung neue Folge Nr.30/31 (1912).
- 3 Rau, Reinhold: Briefe des Bonifatius. Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. IV, Darmstadt 1968, S. 207.
- 4 Wenisch, Siegfried: Ochsenfurt. Von der frühmittelalterlichen Gemarkung zur domkapitel-
- schén Stadt (Mainfränkische Studien, Bd. 3). Diss. Würzburg 1972, S.72f.
- 5 MGH D.H II.165; Reuß, Friedrich Anton: Kurzer chronologischer Abriss der Geschichte des vormaligen Frauenklosters zu Kitzingen. Kitzingen 1840.
- 6 MGH D.H III.65; Gros, Jürgen: Heinrich III. restituiert dem Kloster Kitzingen entfremdete Besitzungen, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 37 (1985), S. 30–64.

- 7 Arnold, Klaus: Kitzingens Anfänge. Schriften des Stadtarchivs Kitzingen. Kitzingen 1995;
- Arnold, Klaus: Kitzingen am Main. Aus dem Schatten des Klosters zur Stadt am Main (Schriften des Stadtarchivs Kitzingen). Kitzingen 1996.
- 8 Guttingberg, Erich Frhr. Von: Fränkische Urbare, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 7 (1934), S. 184–187.
- 9 Petzolt, Helmut: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 15 (1955).
- 10 Wie Anm. 9.
- 11 Stadtarchiv Würzburg [künftig StadtAWü] Abt. Heidingsfeld, Urkunde Nr.5.
- 12 Widemann, Joseph: Urkundenbuch der Benediktinerabtei St. Stephan in Würzburg. Bd. I. Leipzig 1912, S. 751.
- 13 StAWü, Würzburger Urkunde, 10/175, 10/177g.
- 14 Wie Anm. 12.
- 15 StAWü, Standbuch 556, fol. 98.
- 16 StAWü, G Akten 13703.
- 17 StAWü, Gericht Kitzingen 250.
- 18 StAWü, Standbuch 556, fol. 98.
- 19 Ebd., fol. 153, 179–180.
- 20 StAWü, G Akten, 12946.
- 21 StAWü, Gericht Kitzingen 281.
- 22 Meusert, Stefan: Fährwesen an der Mainschleife (Zulassungsarbeit 1996); Trost, Werner: Wörth a. Main, Chronik einer fränkischen Kleinstadt. Wörth 1991.
- 23 StadtAWü, Abt. Heidingsfeld, Ratsprotokoll 1, fol. 276.
- 24 StAWü, Rechnungen 31404.
- 25 StAWü, Rechnungen 31315.
- 26 Heeg-Engelhart, Ingrid: Das Protokollbuch des Dominikanerinnenklosters St. Markus in Würzburg, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 62/63 (2001), S. 649–693.
- 27 StAWü, Rechnungen 8246, fol. 18.
- 28 StAWü, Rechnungen 8253, fol. 102.
- 29 Diözesanarchiv Würzburg, Sterbmatrikel Heidingsfeld 1673, S 103.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturstiftung Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

Ich berate Sie gerne, kostenfrei und unverbindlich!



**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**

Oberforstmeister Jonathan Freiherr von Künßberg-Wernstein (1796–1880)

Jonathan Freiherr von Künßberg wurde am 17. Juni 1796 als jüngster Sohn des Geheimen Rats und Kanzlers des Herzogtums Sachsen-Meiningen Karl Konstantin von Künßberg und seiner Frau Christiane Eleonore, geborenen von Palm in der Residenzstadt Meiningen geboren. Er war einer der ersten, der an der Forstakademie Dreißigacker studierte und nahm als junger Offizier an den Befreiungskämpfen gegen Napoleon teil. Nach Ende des Studiums wurde er Forstbeamter im Herzoglichen Forstdepartement Sonneberg, wo er Erstaunliches leistete.

Wie seine älteren Brüder Karl und Wilhelm gehörte Jonathan von Künßberg zur ersten Generation der in der Forstakademie Dreißigacker wissenschaftlich ausgebildeten Forstleute. Die ersten Akademieabsolventen schufen die Grundlage für eine nachhaltige Forstwirtschaft in der Region. Jonathan besuchte die Akademie Dreißigacker von 1812 bis 1813 und im Jahr 1816. In der Zwischenzeit nahm er an den letzten Befreiungskämpfen gegen Napoleon teil, da die Akademie auch zum Offizier ausbildete. Das Herzogtum Sachsen-Meiningen war militärisches Durchmarschgebiet und hatte unter Einquartierungen sowie durchziehenden Truppen – egal ob Freund oder Feind – sehr zu leiden. Herzogin Louise Eleonore von Sachsen-Meiningen, die die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn übernommen

hatte, ließ nun Anfang des Jahres 1814 ein Kontingent für die deutsche Befreiungssarmee ausheben, wozu die Akademie zwei Eleven stellte. Einer der beiden war der 17jährige Kanzlersohn Jonathan von Künßberg, der am 4. Januar 1814 als Unterlieutenant in die 1. Compagnie des Herzoglich Sachsen-Meiningischen Kontingents dienstverpflichtet wurde. Er gehörte dem aus zwei Bataillonen bestehenden sächsischen Regiment an, das aus den Kontingenten der Herzogtümer Meiningen, Coburg und Hildburghausen gebildet wurde.

Zunächst zogen die Bataillone zur Belagerung von Mainz. Nach dem Waffenstillstand mit Frankreich im Mai 1814 und nach Übergabe der Festung Mainz an die Deutschen, kehrte Jonathan von Künßberg im Juni ins Herzogtum Sachsen-Meiningen zurück. Schon bei Maßfeld wurden die Truppen von Erbprinz Bernhard Erich Freund mit Musik und kräftigem Imbiss empfangen – es gab Rostbratwürste und Bier. Am Oberen Tor in Meiningen wurden sie von 70 weißgekleideten Mädchen willkommen geheißen, der Weg dorthin war mit Eichenzweigen und Blumen bestreut. Bei der Hauptfeier Anfang Juli fand sich die Landesmutter, Herzogin Louise Eleonore, mit dem gesamten Hof vor dem Landschaftshaus ein, um dann das heimkehrende Militär auf dem Marktplatz von Meiningen zu erwarten. Zum Andenken an die Befreiungskriege wurden an verschiedenen Orten Eichen gepflanzt. Die Akademie Dreißigacker, zu der Jonathan gehörte, errichtete auf einer nahe bei Meiningen gelegenen Anhöhe,



Abb. 1: Jonathan Freiherr von Künßberg-Wernstein.
Photo: Anita Eichholz.

der „Hohen Leite“, ein baumhohes Kreuz, nach dem der Kreuzberg benannt ist.

Als Napoleon im März 1815 überraschend von Elba zurückkehrte und erneut nach der Macht griff, diente Jonathan von Künßberg in seinem Kontingent als Lieutenant. Das Meininger Bataillon wurde dieses Mal am 12. Juli in Coburg auf dem Schießanger aufgestellt und in der Stadt bzw. deren Umgebung einquartiert. Der Abmarsch der drei sächsischen Truppenkontingente unter dem Oberbefehl des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg erfolgte am 13. Juli. Am ersten Tag erreichten sie Staffelstein. Es ging weiter im Bereich der russischen Armee bis Mainz und zwar mit russischer Verpflegung. Am 14. August erreichte das Regiment Colmar. Das

Kommando über das II. Bataillon, zu dem Jonathan von Künßberg gehörte, führte Hauptmann von Mauderode. Die sächsischen Truppen waren zur Belagerung von Schlettstadt und der Festung Neubreisach im Elsaß eingeteilt. Den 15. August, den ‚Napoleonstag‘ hatten die Franzosen in der achteckigen Festungsanlage Neubreisach noch mit allem Pomp gefeiert, auf den Wällen wehte die Trikolore, obwohl Napoleon bereits gestürzt und sein Nachfolger, Ludwig XVIII., bestimmt war.

Zu Kampfhandlungen kam es nicht mehr, da die Eingeschlossenen keine Ausfälle mehr wagten und die Belagerer die uneinnehmbare Festungsanlage nicht stürmen konnten. Am 24. August 1815 kündeten weiße Fahnen auf den Wällen vom Abzug der französischen Offiziere und Mannschaften. Offizielle Aufhebung der deutschen Blockade war am 22. September, danach blieb das Regiment noch einige Zeit als Besatzungstruppe. Mitte November traten die sächsischen Truppen und mit ihnen Jonathan von Künßberg von Neubreisach aus den Rückmarsch an und erreichten die Heimat kurz vor Weihnachten.¹

Das hier abgebildete Ölporträt zeigt Jonathan von Künßberg in einreihig geknöpfter Offiziersuniform mit goldenen Epauletten und den dazu gehörigen weißen Handschuhen. An der linken Brust trägt er die silberne Kriegsdenkmünze, die „Campagne-Medaille 1814/1815“ am Band mit drei grünen und zwei weißen Streifen. Diese Auszeichnungen wurden Anfang 1816 in den drei Herzogtümern Sachsen-Coburg-Saalfeld, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Hildburghausen an die ‚Verteidiger des Vaterlandes‘ ausgegeben.² Auch wenn die so Geehrten keine Gelegenheit hatten, sich durch persönliche Tapferkeit auszuzeichnen, zählte doch

ihr Einsatz in der ‚levée européenne‘, d.h., ihr gemeinsam mit den europäischen Alliierten erreichter Sieg über den französischen Usurpator.³

Auf dem Gemälde liegt Jonathans rechte Hand an der goldenen Koppel, die linke hält den goldbetressten Hut, an dem die von außen nach innen weiß-grüne Kokarde zu erkennen ist. Rechts im Hintergrund des Gemäldes ist die charakteristische Ansicht von Schloss Wernstein zu sehen.

Jonathan von Künßberg beendete 1816 sein Studium ordentlich an der Forstakademie Dreißigacker. Im Jahr 1817 wurde er zum Adjutanten, 1821 zum Oberleutnant befördert. Als 27jähriger Forstmeister nahm er 1822 seinen Abschied vom Militär. Nun widmete er sich ganz seiner Arbeit in der für das Herzogtum wichtigen und gut funktionierenden Meininger Forstverwaltung. Im Forstdepartement Sonneberg erfüllte er seine Aufgaben im Sinne der in Dreißigacker gelehrt nachhaltigen Forstwirtschaft. Das Hof- und Staatshandbuch des Herzogtums Sachsen-Meiningen verzeichnet ihn 1838 als Oberforstbeamten.

Beim Brand der Stadt Neustadt im Sommer 1839 erwies sich Jonathan von Künßberg als so umsichtig, dass er am 27. Dezember 1839 das Ehrenbürgerrechtsdiplom der Stadt Neustadt erhielt: „Für Se. Hochwohlgeboren den Herrn Kammerherrn und Forstmeister Freiherrn Jonathan von Künßberg in dankbarer Anerkennung der, bei dem verheerenden Brandunglück, welches am 24. ten Junij d. J. unsere Stadt getroffen hat, an den Tag gelegten rastlosen Thätigkeit und aufmunternden Unerschrockenheit.“⁴

Auch beim Brand der Stadt Sonneberg im darauffolgenden Jahr half er, indem er Holz aus den Staatsforsten zum Wiederaufbau der völlig zerstörten Stadt schlagen ließ.

In einem 1934 herausgegebenen Buch

„Teilnehmer an den Napoleonischen Kriegen und den Befreiungskämpfen von 1807–1815 aus dem ehemaligen Herzogtum Sachsen-Meiningen“, heißt es über Jonathan von Künßberg, er sei 1848 aus Sonneberg ‚vertrieben‘ worden und habe dann in Beulwitz bei Saalfeld gelebt. Tatsächlich kam es während der Revolution 1848 zu Differenzen zwischen den einfachen Leuten, die die Befreiung von Fronlasten, Jagdgerechtigkeit und vor allem materielle Verbesserungen anstrebten und dem Sonneberger Magistrat samt Bürgerschaft, die eher an politischer Emancipation und bürgerlichen Freiheiten interessiert waren. Die Dörfler verlangten 1848 jedenfalls von der Obrigkeit lautstark die Bereitstellung von billigem Holz. Von dem Ausbruch an Gewalt fühlte sich der Magistrat so bedroht, dass er das Militär aus Meiningen zu Hilfe rief, woraufhin die Proteste nachließen.

Oberforstmeister Jonathan von Künßberg stammte aus einer konservativen fränkischen Adelsfamilie. Keine Frage, dass für ihn die Amtspflichten Vorrang hatten. Er musste die erhöhten Holzpreise durchsetzen. Hierzu bekam ich einen freundlichen Hinweis des Kreisheimatpflegers Thomas Schwämmlein aus Sonneberg:

„Die Aussage, 1848 aus Sonneberg vertrieben‘ bezieht sich auf Unruhen, die vorwiegend von Einwohnern der Waldortschaften, besonders des Dorfes Judenbach, ausgingen. Die wirtschaftliche Krise der 1840er Jahre und die forstliche Preispolitik (Holz wurde teurer) hatte zu einer deutlichen Verarmung der Schnitzer, Drechsler und anderer ‚Holzarbeiter‘ geführt, die sich 1848 auch in gewalttamen Handlungen gegen die ‚Obrigkeit‘ entlud. Angesichts einer großen Gruppe protestierender Menschen flohen neben anderen höheren Beamten wie dem Oberamtmann auch Jonathan von Künßberg, der dem Forst-



Abb. 2: Ida Freifrau von Künßberg, geb. von Charpentier. Photo: Anita Eichholz.

departement, einer forstlichen Mittelbehörde, vorstand. Der Baukondukteur Johann Michael Schmidt, der nicht rechtzeitig fliehen konnte, wurde verprügelt.

Dass Jonathan von Künßberg im Fokus des Protestes stand, lag auch daran, dass er die auf Nachhaltigkeit ausgerichtete Forstpolitik des Herzogtums Sachsen-Meiningen zu vollziehen hatte. Nachhaltigkeit wurde seitens der Kammerverwaltung vor allem fiskalisch verstanden. Das heißt, es ging um die Sicherung und mögliche Erhöhung der Einnahmen aus den herrschaftlichen Waldungen. Bereits seit Mitte des 18. Jahrhunderts verfolgte man seitens der Kammer das Ziel, das Holz möglichst teuer zu verkaufen und andererseits den Wald vor allzu großer Nutzung zu schonen. Das bedeutete, dass

bisherige Nutzungsformen (Waldweide, Streunutzung, Holznutzung durch Waldgewerbe wie Schnitzer etc.) möglichst zurückgedrängt werden sollten. Aus Sicht der ärmeren Bevölkerung in den Waldorten wurden ihre angestammten Rechte beschnitten und vor allem, das war tatsächlich so, der Holzpreis erhöht.⁵

Kein Wunder, dass Oberforstmeister Jonathan von Künßberg als Spitzenbeamter der Forstverwaltung in Sonneberg den heftigsten Zorn abbekam. Er verließ Sonneberg und erwarb von Ernst von Mauderode (1791–1882), den er aus Regimentstagen kannte, das Gut Beulwitz, welches er „außerordentlich verbessert, vergrößert und daselbst eine Musterwirtschaft hergestellt hat“. Übrigens war auch Ernst von Mauderode als Meiningischer Kontingentskommandant Inhaber der Campagne-Medaille 1814/1815.

Jonathan von Künßberg war in erster Ehe verheiratet mit Ida von Charpentier aus Dresden (1808–1863). Nach Idas Tod heiratete er deren verwitwete Schwester Fanny Schulthes, geb. von Charpentier, die eine Tochter Hedwig mit in die Ehe brachte. Fanny starb 1873, sieben Jahre vor ihrem Mann.

Die Stammburg Wernstein nutzten die Freiherren von Künßberg im 19. Jahrhundert nur selten als Wohnsitz. Schon 1791 war das Markgraftum Kulmbach-Bayreuth an Preußen übergegangen. Damit verlor die Reichsritterschaft ihre Herrschaftsaufgaben und Rechte. Spätestens 1806 mit der Eingliederung in das Königreich Bayern, mussten sich die Franken an München orientieren, was den Wenigsten behagte. Auch Jonathan von Künßberg beschäftigte sich nach seiner Pensionierung aus herzoglich-meiningischen Diensten lieber mit seinen fränkischen und thüringi-

schen Gütern. So kam es, dass der pensionierte Oberforstmeister erst nach 1861 in das bei Kulmbach gelegene Schloss Wernstein zog.

Ebenfalls Wilhelm von Künßberg (1790–1874), zweiter Sohn des Geheimen Rats und Meiningischen Kanzlerehepaars Karl Konstantin und Christiane Eleonore von Künßberg, war als Oberforstmeister in Meiningischen Diensten tätig gewesen. Jonathans und Wilhelms jüngste Schwester Adelheid (1804–1874) tat sich als Hofdame hervor. Sie durfte Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen (1792–1849) nach England begleiten und war bis zum Tod der späteren Königin Adelaide von Großbritannien in deren Diensten. Auch Adelheid von Künßberg verbrachte ihren Lebensabend in Wernstein und gründete die sogenannte Adelheid-Familienstiftung.⁷

Das Bild von Jonathan wäre unvollständig ohne die Erinnerungen, die Irmgard von Künßberg (1898–1996), verheiratet mit Max Freiherrn von Künßberg (1895–1971), aus der Familiengeschichte überliefert hat: „Dieser Onkel Jonathan, ein jüngerer Bruder von Maxens Urgroßvater Wilhelm Künßberg, bewohnte dort oben nur ein Zimmer, das Große Zimmer. Es war notdürftig hergerichtet, im übrigen war das Schloss nicht bewohnbar [...] Er kam erst nach seiner Pensionierung als Meiningischer Oberlandesforstmeister nach Wernstein, wo er sein eigentliches Lebenswerk vollbrachte. Er schaffte zwei Ochsen an und begann mit ihnen den Waldboden zu lockern; er pflügte, pflanzte und säte in Wernstein, Danndorf, Hain und Schmeilsdorf, zog jahrelang Pflanzen in Forstgärten in unermüdlichem Fleiß, bis das Alter ihm Einhalt gebot. Heute weiß die Familie, dass er Grundsteine legte in der Wernsteiner Forst- und Landwirtschaft, und

*alle denken an ihn zurück. Neustadt bei Coburg ernannte Onkel Jonathan zum Ehrenbürger, weil er bei dem verheerenden Brand der Stadt im Juni 1839 so tatkräftig und unerschrocken Hilfe leistete. Später ließ er auch Holz aus den Staatsforsten für den Wiederaufbau liefern. Onkel Jonathan war ein starker Mann von großer Gestalt, der eine Unzahl weißer Glacéhandschuhe riesigen Formats hinterließ, die er nicht nur am Meiningischen Hof trug, sondern auch hier bei der Walddarbeit. Aber sein Alter muss einsam gewesen sein im Großen Zimmer. Wenn er etwas brauchte, öffnete er das Fenster und rief durch ein Sprachrohr laut hinunter in den Hof, wo er von der unten wohnenden Familie Max und Sophie und auch vom Verwalter gehört werden konnte. Irgendjemand reagierte immer, denn er war nicht zu überhören. Onkel Jonathan starb hoch betagt am 18. September 1880 in Schloss Wernstein bei Kulmbach in seinem Lehnstuhl im Großen Zimmer. Beim Oberlandesgericht zu Bamberg hinterließ er die unter staatliche Aufsicht gestellte Jonathan-Stiftung, die zur Ausbildung von Künßberg-Kindern in Anspruch genommen werden konnte.*⁸

Die Autorin Anita Eichholz ist in Schloss Wernstein aufgewachsen und lebt seit 1960 in München. In den 1980er Jahren erstellte sie aus den mündlichen und schriftlichen Überlieferungen ihrer Patentante Irmgard Freifrau von Künßberg, geb. von Badewitz ein Gesamtmanuskript, das in Buchform vorliegt: Irmgard von Künßberg, Lebensbilder aus Siethen und Wernstein. Berlin 2017, ISBN 978-8442-8441-6. Ihre Anschrift lautet: Dr. Anita Eichholz, Schönfeldstraße 26, 80539 München, E-Mail: anita.eichholz@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Joch, Adolf: Teilnehmer an den Napoleonischen Kriegen und den Befreiungskämpfen von 1807–1815 aus dem ehemaligen Herzogtum Sachsen-Meiningen, in: *Schriften des Vereins für S.-Meiningische Geschichte u. Landeskunde*, Heft 94 (1935), S. 34–39. Eelking, Max von: *Geschichte des Herzoglich Sachsen-Meiningischen Kontingents*. Meiningen 1863, S. 91ff.
- 2 Nimmergut, Jörg: Deutsche Orden und Ehrenzeichen bis 1945. Sachsen–Württemberg I, Nr. 3348 u. 3349, S. 1375. Hans, Max: *Die Orden und Ehrenzeichen von Sachsen-Coburg-Saalfeld und Sachsen-Coburg-Gotha 1689–1935*. Coburg 1963, Beispiel Nr. 5.
- 3 Gulat-Wellenburg, Max von: *Die Belagerung von Neubreisach im Jahre 1815*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins*, Bd. XXI, Heidelberg 1906.
- 4 Urkunde im Stadtarchiv Neustadt bei Coburg, Altakten 32.
- 5 Schwämmlein, Thomas: Jonathan v. Künßberg. E-Mail an Anita Eichholz v. 4.7.2015.
- 6 Grobe, Ludwig: *Wagner's Chronik der Stadt Saalfeld im Herzogtum Sachsen-Meiningen*. Saalfeld 1867, S. 199.
- 7 Künßberg, Irmgard von: *Lebensbilder aus Siethen und Wernstein*. Hrsg. v. Anita Eichholz. Berlin 2017, S. 301–309.
- 8 Ebd., S. 301ff.

Geplante Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2018*Überregionale Veranstaltungen:*

- **7. Fränkischer Thementag am 14. April 2018** zum Thema „Fränkische Dialekte“
- **Tag der Franken am 1. Juli 2018** in Ansbach zum Motto „Essen in Franken“
- **89. Bundestag am 20. Oktober 2018** in Tauberbischofsheim

Regionalveranstaltungen:

- **Mainschiffahrt am 8. Juni 2018** von Würzburg nach Ochsenfurt mit längerem Aufenthalt in Eibelstadt
- **Orgelwanderung am 23. Juni 2018** von der Jakobskirche in Urphar zur Klosterkirche Bronnbach
- **Oberfränkische Regionalfahrt am 15. September 2018** zum Thema „Die Hohenzollern in Franken“ – Von der romanischen Kaiserburg in Nürnberg über die Renaissanceburg Cadolzburg zur barocken Residenz Ansbach
- **Wanderausstellung „Fränkische Lebensbilder im Fokus der Reformation“**; sie macht im nächsten Jahr Station in Ansbach, Stein und Heilsbronn; weitere Ausstellungsorte werden im *FRANKENLAND* und auf der Homepage bekannt gegeben.

Weitere Informationen erhalten Sie über das *FRANKENLAND* und ständig aktualisiert auf unserer Homepage unter [www.frankenbund.de!](http://www.frankenbund.de)

Alexander Biernoth

Das Pfarrhaus St. Ludwig in Ansbach

Das Pfarrhaus St. Ludwig in der Ansbacher Karolinenstraße 21 ist nicht nur eine bauliche ‚Schönheit‘ aus der Barockzeit, sondern hat auch eine bemerkenswerte Geschichte, die mit zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten im Zusammenhang steht.

Das Pfarrhaus St. Ludwig in der Karolinenstraße 21 kam vor über 70 Jahren in das Eigentum der Pfarrei. Schon am 24. Oktober 1945 hatte die Kirchenverwaltung den Kauf des sogenannten „Kraus’schen Stiftungshauses“ beschlossen, aber erst in

der ersten Jahreshälfte 1946 wurde der Kauf von der amerikanischen Militärregierung genehmigt. Der damalige Stadt-pfarrer Dr. Josef Fruth hatte dann in der Sitzung der Kirchenverwaltung vom 1. August 1946 die Kaufgenehmigung durch die Militärregierung bekanntgegeben, was, so das Protokoll, „zur Kenntnis“ genommen wurde. Noch im Laufe des Jahres 1946 ist der Geistliche zusammen mit den Kaplänen und dem Pfarrbüro in das Anwesen am Karlsplatz eingezogen, wo sich seither die Zentrale der Kirchenverwaltung von St. Ludwig befindet.

Das eigentliche Pfarrhaus von St. Ludwig in der Karolinenstraße 29 war durch



Abb. 1: Das Pfarrhaus St. Ludwig in der Ansbacher Karolinenstraße 21. Photo: Alexander Biernoth.

die Bombenangriffe vollkommen zerstört. Pfarrer Dr. Josef Fruth war sogar im Keller seines Pfarrhauses verschüttet worden. Um den Geistlichen möglichst schnell wieder ein eigenes Dach über dem Kopf zu verschaffen, hatte die Pfarrei bei der Stadt Ansbach angefragt, ob das unzerstörte Anwesen Karolinenstraße 21 käuflich zu erwerben sei. Der Stadtrat hatte in einer Sitzung Anfang Oktober 1945 den Beschluss gefasst, das Gebäude der Pfarrei zum Preis von 52.000 Reichsmark anzubieten. Im Gegenzug müsse die Pfarrei den „*Bauplatz*“ Karolinenstraße 29 für 10.000 Reichsmark an die Stadt abtreten. Somit hat die Kirchenstiftung 42.000 Reichsmark für das neue Pfarrhaus bezahlen müssen.

Das Anwesen Karolinenstraße 21 wurde 1748 nach den Vorgaben des Hofbaumeisters Leopoldo Retti von seinem damaligen Mitarbeiter und späteren Nachfolger Johann David Steingruber errichtet. Im Laufe der Jahrhunderte bis zum Erwerb durch die Kirchenstiftung St. Ludwig war das Anwesen Heimat für einige illustre und bedeutende Persönlichkeiten gewesen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war der Appellationsgerichtsdirektor Georg Karl Friedrich von Bandel Eigentümer. Einer seiner Söhne war der 1800 geborene Ernst von Bandel, der Schöpfer des Hermanns-Denkmales im Teutoburger Wald. Nach dem Tod Georg Karl Friedrichs von Bandel im Jahr 1818 verkaufte seine Witwe Rosette das Anwesen an den Appellationsgerichtspräsidenten Paul Johann Anselm von Feuerbach, der durch seine Forschungen zum Schicksal Kaspar Hausers berühmt wurde. Er gilt als Begründer der modernen deutschen Strafrechtslehre sowie der Theorie des psychologischen Zwangs und ist Schöpfer des bayerischen Strafgesetzbuches von 1813. Bekannt ge-

worden ist Anselm von Feuerbach auch als Obervormund und Gönner Kaspar Hausers, über den er 1832 das Buch „*Kaspar Hauser. Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen*“ veröffentlichte. Einer seiner Söhne war Ludwig Feuerbach, der unter anderem mit seiner epochenmachenden Religionskritik sowie seiner Verbindung von Religionskritik und Materialismus neue philosophische Bahnen betrat. Ludwig Feuerbach, 1804 in Landshut geboren, besuchte das Ansbacher Gymnasium und hat in dem Haus seines Vaters die ersten religiösen Gedanken zu Papier gebracht.

Appellationsgerichtspräsident Feuerbach verstarb am 29. Mai 1833, und seine Erben verkauften das Haus am Karlplatz 1837 an die Stallmeisterswitwe Friederike Schlicht, von der es dann Georg Kraus am 8. Februar 1859 erwarb. In seinem Testament vom 15. Juni 1886 vermachte er das Haus der Stadt Ansbach für „*wohltätige Zwecke*“, wie er verfügte. Noch im gleichen Jahr verstarb Kraus in Wien, und die Stadt Ansbach übernahm das Haus in die „*Städtische Wohltätigkeitsanstalt*“ mit der Bestimmung, die Erträge aus der Vermietung des Hauses alljährlich der öffentlichen Armenpflege zufließen zu lassen.

Die Stadt Ansbach hat das Haus in den folgenden Jahrzehnten vermietet. Im zu Ende gehenden 19. Jahrhundert hatte übrigens auch zweitweise der Autor Bernhard Kellermann seine Jugend in dem Haus verbracht. Kellermann wurde 1879 in Fürth geboren und ist mit seinem Science-Fiction-Roman „*Der Tunnel*“ 1913 berühmt geworden. Zwar wurde sein Werk „*Der 9. November*“ 1933 von den Nationalsozialisten verbrannt, dennoch emigrierte er nicht. Nach dem Kriegsende setzte er sich in der sowjetischen Besatzungszone für den „*Kulturbund zur demo-*



Abb. 2: Das Pfarrhaus St. Ludwig aus der Vogelperspektive.

Photo: Alexander Biernoth.

kratischen Erneuerung Deutschlands“ ein und wurde 1949 Abgeordneter der Volkskammer. Am 17. Oktober 1951 verstarb er in Potsdam.

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges war das Städtische Bauamt in der Karolinenstraße 21 zu finden. Nach 1918 wurde das Anwesen dann wieder als normales Wohnhaus genutzt.

Am 20. April 1933 wurde die Karolinenstraße in Hermann-Göring-Straße umbenannt. Anschließend befanden sich die NS-Volkswohlfahrt mit der Kreisamtsleitung sowie den Ortsgruppenamtsleitungen Ansbach-Nord und Ansbach-Süd mit ihren Büros in dem Haus. Nach Kriegsende entschloss sich die Stadt Ansbach, wie oben erwähnt, zum Verkauf.

1949 erbte die Pfarrei schließlich die Hälfte des Nachbarhauses Karlsplatz 3

von Barbara Schletterer. Ein Jahr später konnte die Pfarrei auch die andere Hälfte des Anwesens erwerben, so dass sie einen großen Baukomplex in Sichtweite zur Ludwigskirche in ihren Besitz hatte überführen können. Im Anwesen Karlsplatz 3 waren über viele Jahre Mietparteien und die Caritasstelle untergebracht. Erst Anfang des dritten Jahrtausends wurde das Haus auch baulich mit der Karolinenstraße 21 vereinigt, so dass in dem Komplex heute nicht nur die Wohnungen für Pfarrer und Kaplan sowie ein Gästeappartement, sondern auch die Büros für alle Mitglieder des Seelsorgeteams, das Pfarrbüro, Sitzungszimmer und das Pfarrarchiv untergebracht sind.

1967 wurde das Haus Karolinenstraße 21, wie es in einem Pressebericht heißt, bis auf die Grundmauern abgerissen und äu-

ßerlich im alten Stil wieder aufgebaut. „Innen erinnert freilich nichts mehr an das alte Pfarrhaus. Tritt man durch die Haustür, so steht man in einem betont hell und freundlich gehaltenen Empfangssaal. An ihn grenzen das Pfarrbüro, die Registratur, ein Sprechzimmer und das Dienstzimmer von Stadtpfarrer Karl Jahnke an. Die Diensträume sind nüchtern und praktisch eingerichtet,“ so beschrieb die Ansbacher Lokalzeitung im September 1968 das fertiggestellte ‚neue‘ Pfarrhaus von St. Ludwig.

Alexander Biernoth, geboren 1970 in Ansbach, nach Abitur und Zivildienst Studium der Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde für das Lehramt an Gymnasien in Erlangen. Seit dem Referendariat als Lehrer in Ansbach tätig. Seit 2002 stellvertretender Vorsitzender und seit 2006 Vorsitzender der Gruppe Ansbach im Frankenbund. Seine Anschrift lautet: Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach, E-Mail: biernoth@ansbach.org.



Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG

Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Manfred Welker

Pfarrer Andreas Jäckel (1822–1885) und seine Beobachtungen der Fauna im Mohrhofgebiet, Landgericht Herzogenaurach

Ein bemerkenswerter Seelsorger in Neuhaus bei Adelsdorf war Pfarrer Andreas Jäckel (1822–1885), der als Ornithologe zu einer gewissen Bekanntheit gelangte. Die Teiche um Neuhaus und auch das Mohrhofgebiet boten ihm ausgezeichnete Gelegenheit zu ornithologischen Beobachtungen.



*Abb. 1: Pfarrer Andreas Johannes Jäckel;
aus: Jäckel, Andreas Johannes: Systematische
Übersicht der Vögel Bayerns (s. Lit.-Liste).*

Jäckel wurde am 6. Januar 1822 in Nürnberg geboren. Nach Schulzeit und Gymnasium studierte er an der Universität Erlangen evangelisch-lutherische Theologie, wo er auch dem Corps Onoldia angehörte. 1845 bestand er sein Admissions-Examen zu Ansbach und erhielt eine erste Anstellung als Vikar in Klostersulz. Danach war er als Pfarrverweser in Oberampfrach, Wendelstein und Ammerndorf tätig. In Wendelstein verehelichte er sich schließlich mit Eleonora Sommer, mit der er sieben Kinder hatte. Im Jahr 1853 wurde er Pfarrer in Neuhaus, wo er für seine ornithologischen Beobachtungen ein reiches Betätigungsgebiet fand. Nach Sommersdorf-Thann befördert, wechselte er 1869 nach Bad Windsheim, wo er die III. Pfarrstelle erhalten hatte. Dort verstarb er dann am 12. Juli 1885.

Berühmt wurde Jäckel durch sein Buch „Systematische Übersicht der Vögel Bayerns“, das bereits 1882 druckfertig vorlag. Leider fand er keinen Verleger, so dass es erst 1891 posthum durch Rudolf Blasius herausgegeben wurde. Jäckel befasste sich

aber auch speziell mit der Region des unteren Aisch-, Seebach- und Aurachgrundes. Seine Ausführungen zum Mohrhofgebiet beendete Jäckel zu Sommersdorf im August 1863 mit der Nachschrift: „*Das ist die Ornis der Gegend von Neuhaus. Und nun sei zum Abschiede gegrüßt du lieber Leser und du schönes, schönes Weiherland!*“ Pfarrer Andreas Jäckel bezeichnete das Mohrhofgebiet als wahres Eldorado der heimischen und fremden Vogelwelt, die er während seiner Zeit als Pfarrer zu Neuhaus von Spätherbst 1853 bis zum Februar 1861 durchforschen konnte.

Im Landgericht Herzogenaurach, wozu Neuhaus gehörte, befanden sich 3.380 Tagwerk und 23 Dezimalen Weiher, im Landgericht Höchstadt a.d. Aisch 2.049 Tagwerk und 23 Dezimalen bonitierte Weiher sowie 318 Tagwerk und 52 Dezimalen Flüsse, Bäche, Seen und nicht bonitierte Weiher. Im sich anschließenden Landgerichtsbezirk Forchheim waren es immer noch 1.135 Tagwerk und 40 Dezimalen Weiher.

Bereits Johann Baptist Roppelt hatte in seiner Beschreibung des Fürstentums Bamberg im Jahr 1801 vermerkt: „Auch giebt es in dem Bambergischen Fürstenthum zwar nicht sehr große, aber doch ziemlich ansehnliche Seen und viele Weiher, welche dem Lande durch die herrlichsten Fischarten, sowohl Nuzen als auch Vergnügen gewähren. Zu

den Seen gehören die Breitenau bey dem Schloß Seehof, der Neusesee und Hammersee bey Lichtenfels, der große Bischofsweiher bey Dechsendorf, die vielen Seen und Weiher bei dem Pflegamte Vilseck, unter welchen der Röteweiher der größte ist, und viele andere ansehnliche Fischteiche mehr.“

Für Jäckel waren die schönsten die so genannten Mohrweiher zwischen Poppenwind, Hesselberg, Mohrhof, Boxbrunn und Biengarten, die nahen Weiher bei Neuhaus und Buch bis zu den Klebheimer und den großen Bischofsweihern bei Dechsendorf. „Hier drängt sich Weiher an Weiher zu einer grossen, in der Vogelperspektive der wandernden Gänse- und Entenschaaren gesehen, fast ununterbrochenen Wassermasse zusammen und ist es sehr begreiflich, dass ein über 2 gute Wegstunden in die Länge



Abb. 2: Schloss Neuhaus.

Photo: Manfred Welker.



Abb. 3: Luftaufnahme des Mohrhofgebiets. O.li. Boxbrunn, o.re. Großneuses, vorne Mohrhof, Mitte Biengarten.
Photo: Elisabeth Raber; Heßdorf.

sich erstreckender selbst in dunkler Nacht blinkender Wasserspiegel auf das zu Tausenden seine luftige Strasse hoch dahinziehende Sumpf- und Wassergefügel eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben, die seltensten Gäste aus dem tiefen Süden oder dem hohen Norden zu kürzerer oder längerer Einkehr einladen, ja sogar zum Bleiben und Hecken verführt werden.“

Die vorzügliche Karpfenzucht rentierte sich, da die Fische auf dem Main und dem Rhein „....als leckere Speise weithin geführt werden“. Die Umwandlung der Weiher in Wiesen würde sich nicht rechnen, da es nur saures Futter geben würde. Dadurch war an eine Verminderung der Weiherlandschaft nicht zu denken, ganz zum Vor teil auch der Vogelwelt.

Jäckel konnte beobachten, dass die Weiher nach einer Reihe von Jahren für ein

Jahr trockengelegt, mit Hafer besät und dann wieder der Fischzucht übergeben wurden. Im ersten Jahr nach der „Häberung“ konnte der Besitzer bei einem größeren Weiher noch einen Gewinn in Höhe von 20 bis 30 Gulden für Pferdekümmel (eigentl. Wasserfenchel, Phellandrium aquaticum) erzielen.

Wegen des Fischadlers wurden die hochgehenden weißen Orfen (*Idus melanotus* Heckel und Kner) sowie die roten Orfen in den Weihern gehalten. „Weil sie hochgehen, glaubt man nemlich, dass sie den Fischhaar eher als die tiefer gehenden Karpfen wahrnehmen und durch ihr Entfliehen, die letzteren warnen, weshalb man sie Karpfenwächter nennt.“

Der Fischadler (*Pandion haliaetus*) war bei den Teichwirten gefürchtet. „Wie der Thurmfalke über einer Maus, so rüttelt der



Abb. 4: Katasterkarte Hesselberg und Mohrhof 1822.

revierende Weissbauch plötzlich über einem ausgespähten Karpfen, zieht endlich die Flügel an, stürzt in das Wasser, dass es über ihm zusammenschlägt und haut seine Fänge in beide Seiten des Fisches regelmässig so ein, dass dessen Kopf voran steht. Wenn er wieder empor getaucht ist, schüttelt er im schwerfälligen Fluge die Wassertropfen vom Gefieder und trägt, allmählich höher steigend, seinen Raub oftmals weit weg. "Er verstrich von Ende August bis Oktober und kam Ende März oder Anfang April wieder in der Region an.

Die beste Zeit zum Besuchen des Weiergebiets war für Jäckel Ende April bis Ende Mai, für Jagdliebhaber Mitte Oktober bis Anfang November. Zum Glück konnte Jäckel auf den Winkler von Moh-

renfels'schen Revierjäger und Gutsverwalter Peter Mattick zu Buch und dessen Sohn Ernst als den ortskundigen Führern zurückgreifen.

Jäckel beobachtete die Vogelwelt vor allem im Mohrhofgebiet sehr genau und beschrieb sie. Auf einige Exemplare ging er mehr ein, andere „streifte“ er nur. Nachfolgend findet sich eine Übersicht über die wichtigsten Vertreter in unserer Region, ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Enten

An Enten konnte Jäckel mehrere Sorten registrieren. Auf den Schwemmen (Streifen schwimmenden Landes) und Schöpfen (aus den Rasen der Sumpfgräser gebil-

dete Kufen oder Hoppen) brüteten so viele Enten, dass ein alter Wilderer die Eier öfters backnapfweise abnehmen konnte.

Die Pfeifenten (*Anas penelope*) waren in Flügen von 30 bis 100 und sogar 250 Stück zu beobachten. Sie brütete in der Gegend. „Mit dem Eintritte ernstlichen Winterwetters verlassen sie uns“, so Jäckel. Auch die Knäkente (*Anas querquedula*) war in Scharen vor Ort und brütete auf den Weihern, die Schnatterente (*Anas strepera*) kam vereinzelt vor. Die Spießente (*Anas acuta*), „...durch ihre schöne Haltung und Färbung eine grosse Zierde unserer Teiche“, langte meist in den ersten Tagen des März hier an, Mitte und Ende Oktober strich sie wieder bei uns durch. Von der Stockente (*Anas Boschas Linnaeus*) waren 1836, 1853 und 1856 drei bis vier Tausend und mehr Enten auf den Wasserspiegeln der Bischofs- und Mohrweiher zu beobachten.

Außerdem waren Kriekente (*Anas crecca*), Löffelente (*Anas clypeata*), Moorente (*Aythya nyroca*), Reiherente (*Aythya fuligula*), Sammetente (*Melanitta fusca*), Schellente (*Bucephala clangula*) und Tafelente (*Aythya ferina*) in den Weihern anzutreffen: „Tag und Nacht streichen von der Aisch und der Regnitz in die Weiher, in die-



Abb. 5: Stockente mit Jungen.

Photo: Manfred Welker.



Abb. 6: Enten,

aus: R. Cornelius (s. Lit.-Liste), S. 343.

sen bald da bald dorthin, und wieder auf die Flüsse zahlreiche grössere oder kleinere Flüge; fällt ein Schuss, und erhebt sich mit einem Male eine nach Tausenden zählende, Wolken ähnliche Enten-Masse, dann ist's ein Brausen wie ferner Donner, ein buntes Durcheinander von Stock-, Krick-, Knäk-, Pfeif-, Spiess-, Schell-, Reiher-, Moor-, Tafel- und anderen Arten Enten. Das dauert jedoch nur kurze Zeit; denn bald gruppiert sich die Arten in der Luft zusammen, streichen unschlüssig, ob und wo sie wieder einfallen sollen, in Schwenkungen, wie auf Commando von der ganzen Truppe ausgeführt, dem Beschauer bald die Rücken, bald die weissen Bäuche zukehrend, immer tiefer zur Wasseroberfläche sich senkend und wenn man glaubt, nun würden sie sich aufs Wasser werfen, wieder in die Höhe fahrend, lange umher, bis sie endlich doch wieder einfallen und einander unter tausendstimmigem



Abb. 7: Gänse,
aus: R. Corneli (s. Lit.-Liste), S. 341.

Schnattern und Quaken erzählen, dass der Schuss, der sie so sehr beunruhigte, nichts denn ein Schreckschuss gewesen sei.“

Die Enten brüteten zum Teil in der Region und zogen Ende Oktober bis Anfang Dezember fort. Einige blieben aber hier und hielten durch nächtliches Umherschwimmen im Winter die Weiher partiell eisfrei. Am 8. März 1856 konnte Jäckel dabei rund 3.000 Stück auf dem großen Hesselberger Weiher beobachten.

Der Haubentaucher (*Podiceps cristatus*) wurde zu Zeiten von Jäckel Langhals genannt. Jäckel konnte am 1. April 1854 insgesamt 23 Langhälse auf dem Moorweiher registrieren. Üblicherweise brüteten sie nur auf den größten Weihern, z.B. auf den Bischofsweiichern bei Dechsendorf, auf dem Moor- und Streitweiher bei Hesselberg und Biengarten und auf dem Mühl- und Angerweiher ganz nahe an Neuhaus.

Gänse

Die am meisten verbreitete Wildgans zu Zeiten von Jäckel war die Saatgans (*Anser segetum*). „Vor 30 und 40 Jahren waren die Gänse im Allgemeinen um Vieles häufiger, denn jetzt.“ Sie kam in Gruppen Ende November oder im Dezember und blieb bis Ende März in der Region. Wie er aus Erzählungen hörte, richteten sie häufig merklichen Schaden an der Saat an. Die Graugans (*Anser cinereus* M. et W.) war dagegen nur selten zu beobachten, genauso wie die Ringelgans (*Bernicla brenta* Pall.).

Möwen

Auch die Lachmöwe (*Larus ridibundus*) war schon in der Gegend zu sichten; sie zog Anfang März, im April sowie im Mai und erneut im Herbst, im Oktober und Anfang November durch. Gerne erschien sie auch zu Zeiten des Hochwassers und des Herbstfischens auf der Aisch, Regnitz und den großen Weihern.

Mauersegler und Schwalben

Die Mauersegler (*Apus apus*) kamen gewöhnlich im ersten Viertel des Mai an und bewohnten zahlreich alle alten, hohen Gebäude, Schlösser und Kirchen, und verließen die Gegend „... (dieser Termin trifft in Bezug auf die Standvögel in Mittel- und Oberfranken fast mit Sicherheit zu) in der Nacht vom 26. und 27. Juli. Die letzten von Norden kommenden Durchzügler, an ihrem stillen, nur selten laut werdenden Wesen leicht erkenntlich, verschwinden bis zum 4. oder 7. August.“

Die Haus- und Rauchschwalbe (*Hirundo rustica*) kam von April bis Anfang Mai wieder an Aisch, Aurach und Seebach zurück. „Im August sammeln sie sich zu vielen

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur
69. Jahrgang 2017

Inhalt

(Die Seitenzahlen des Sonderheftes 2017 sind mit Asteriskus [*] gekennzeichnet)

I. Geschichte

<i>Arfmann, Peter</i>	Das Waffenmuseum Suhl	163
<i>Bauer, Hans / Oertel, Hans-Ludwig</i>	Die „Topographia Tettelbacensis“ des Sigismund Wermerskircher 1602. Historische und literarische Anmerkungen über ein zu Unrecht vernachlässigtes Gedicht (Teil I)	16
<i>Bauer, Hans / Oertel, Hans-Ludwig</i>	Die „Topographia Tettelbacensis“ des Sigismund Wermerskircher 1602. (Teil II)	75
<i>Bergerhausen, Hans-Wolfgang</i>	Der Augsburger Religionsfrieden	15*
<i>Dippold, Günter</i>	Alexander von Humboldt und sein fränkisches Erbe	90
<i>Dreger, Thomas</i>	Suhl und der Bergbau	157
<i>Eichholz, Anita</i>	Oberforstmeister Jonathan Freiherr von Künßberg-Wernstein (1796–1880)	235
<i>Flachenecker, Helmut</i>	Haussen bei Würzburg – Die Geschichte eines Dorfes	3
<i>Gillmeister-Geisenhof, Evelyn</i>	Die Kleidung der evangelischen Pfarrer nach der Reformation in Franken	51*
<i>Greiser, Ulf</i>	Sportlich, Unterhaltsam, Historisch, Liebenswert – SUHL trifft! ... jeden Geschmack	148
<i>Kastner, Klaus</i>	Zwei Burgherren in der Fränkischen Alb während des Zweiten Weltkrieges: Dr. Hans Haunhorst auf Burg Hartenstein und Hermann Göring auf Burg Veldenstein	102

<i>Keller, Rudolf</i>	Vom Ablassstreit bis zur Augsburger Konfession	4*
<i>Losert, Klaus</i>	<i>Das Fahr gehört allein dem Kloster</i> – Geschichte und Geschichten von der Mainfähre in Heidingsfeld	
	(1. Teil: Von den Anfängen bis 1700)	220
<i>Merklein, Wolfgang</i>	Andreas Bodenstein, genannt Dr. Carlstadt	26*
<i>Reddig, Wolfgang F.</i>	Kanzler Georg Vogler	40*
<i>Sauer, Roland</i>	<i>„Die Leute sind hier nicht so freundlich und die Mäd-chen nicht so schön.“</i> Die Feldpostkarten des Land-sturmanns Melchior Stark aus dem 1. Weltkrieg	30
<i>Uske, Holger</i>	Zur Geschichte der Stadt Suhl	152
<i>Welker, Manfred</i>	Der Erste Weltkrieg in Mühlhausen	42
Zu diesem [Sonder-]Heft „Reformation in Franken“	3*	

II. Kunst

<i>Biernoth, Alexander</i>	Die katholische Pfarrkirche St. Dionysius in Flachslanden-Virnsberg	115
<i>Biernoth, Alexander</i>	Das Pfarrhaus St. Ludwig in Ansbach	241
<i>Bruhn, Dieter / Schmidt, Axel</i>	Von der Gravur zur Medaille – Suhl als Heimstatt bedeutender deutscher Medailleure	180
<i>Dreger, Thomas / Jahn, Uwe</i>	Fränkisches Fachwerk in Suhl	166
<i>Jahn, Uwe</i>	Die „Sozialistische Umgestaltung“ einer Stadt	191
<i>Morcinek, Dieter</i>	Apotropaia am und im Bamberger Dom	51
<i>Weiske, Frank</i>	Suhler Porzellan aus dem Eisenhammer	186

III. Kultur

<i>Dreger, Thomas</i>	Suhl und die Franken	197
<i>Papp, Alexander von</i>	Die „Arisierung“ jüdischen Eigentums in Würzburg. Eine Studie zeigt die erschreckenden und abstoßen-den Unmenschlichkeiten	118
<i>Papp, Alexander von</i>	Kriminalistisches Lob auf Weinfranken und Frankenwein	258
<i>Schötz, Hartmut</i>	Das Ende eines alten Handwerks	58

<i>Walther, Andrea</i>	Friedrich König – der Erfinder der Schnelldruckpresse und seine Verbindung nach Suhl	203
<i>Welker, Manfred</i>	Pfarrer Andreas Jäckel (1822–1885) und seine Beobachtungen der Fauna im Mohrhofgebiet, Landgericht Herzogenaurach	245

IV. Aktuelles

<i>Wickl, Bernhard</i>	2017: Doppeljubiläum in Schwabach	121
Bayerische Landesausstellung 2017 in Coburg: „Ritter, Bauern, Lutheraner“	123	
Würzburg feiert den 150. Geburtstag des berühmten Dichters		
Max Dauthendey	126	
<i>Wolfrum, Renate</i>	20. „Oberfränkische Malertage“ 2017 in Lichtenfels	126
<i>Ringer, Jochen / Weitzel-Mudersbach, Edith von</i>		
Caspar Löner. Eine Ausstellung im Rangau-Museum Markt Erlbach	261	

V. Bücher zu fränkischen Themen 60, 128, 63*, 208, 268

VI. Frankenbund intern

<i>Blüchel, Eckhard</i>	Abschied vom Ehrenvorsitzenden der FRANKENBUND- Gruppe Bayreuth Gerhard Trausch	67
<i>Keller, Wilhelm Otto</i>	Zum Tode von Dr. Alf Dieterle	68
FRANKENBUND ehrt Regierung von Mittelfranken	69	
Ausstellung: Fränkische Lebensbilder im Fokus der Reformation	70	
6. Fränkischer Thementag am 6. Mai 2017 in Nürnberg: Reformation in Franken	72	
6. Unterfränkische Regionaltagung am 16. Juni 2017	72	
<i>Wickl, Bernhard</i>	Unserem Bundesfreund Hans Wörlein zum 85. Geburtstag	137

Bundesfreund Hartmut Schötz zum Ansbacher Stadtheimatpfleger bestellt	138
<i>Frisch, Rüdiger</i>	
Bericht über den 6. Fränkischen Thementag „Reformation in Franken“ am 6. Mai 2017 in Nürnberg	138
Neue Gruppenvorsitzende in Miltenberg	141
Die Frankenbund-Gruppe Bamberg hat wieder einen 1. Vorsitzenden	142
Tag der Franken am 2. Juli 2017	142
Wanderung + Orgelvorführung = Orgelwanderung. Ziel am 16. September 2017: die Wallfahrtskirche auf dem Gügel	143
Oberfränkische Regionalfahrt: Burgen-Schlösser-Dynastien	143
Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Suhl Dr. Jens Triebel zum 88. Bundestag des FRANKENBUNDES am 21. Oktober 2017	147
Offizielle Einladung zum 88. Bundestag 2017	211
Herzliche Einladung an alle FRANKENBUND-Mitglieder zu unserem Bundestag in Suhl am 21. Oktober 2017	212
Rückblick auf den „Tag der Franken“ am 2. Juli 2017 in Kitzingen	213
Rückblick auf die Mainschifffahrt 2017	215
Geplante Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2018	240
Korrektur	257
<i>Süß, Peter A. / Beinhofer, Paul</i>	
Bericht über den 88. Bundestag des FRANKENBUNDES am 21. Oktober 2017 in Suhl mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden	275
<i>Wolf, Sabine</i>	
Laudatio auf Frau Silvia Kirchhof anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES am 21. Oktober 2017 in Suhl/Thüringen	282

Hunderten alltäglich auf den Dächern der Kirchen und anderer hoher Gebäude und zieht die Hauptmasse zu Ende September ab. „Die Spätlinge konnte man noch bis 16./17. Oktober nach Südwesten steuern sehen.

Singvögel wie Kuckuck, Lerchen etc.

Anfang Mai waren der Kuckuck (Cuculus canorus) und der Wendehals (Jynx torquilla) überall zu hören; sie verließen im August und September die Region wieder. Jäckel konnte auch noch den Wiedehopf (Upupa epops) „....als ein jedem Kinde bekannter Brutvogel“ beobachten. Er kam gewöhnlich Mitte Mai an, im Jahr 1861 war er schon am 5. April zu beobachten. Wie überall gab es verschiedene Arten von Spechten, Drosseln, Lerchen und Ammern, wie etwa Schneeammern, in den Gärten und an den Häusern waren Rotkehlchen und Rotschwänzchen heimisch.

Der Star (Sturnus vulgaris) kam in der Regel Anfang März „....brütet in Wäldern und Kobeln innerhalb der Städte und Dörfer, kehrt zu Ende des August und Anfangs September, als ob er für genossenen Schutz danken und Abschied nehmen wollte, wieder zu den Kobeln zurück, singt da noch längere Zeit seine munteren Weisen und verlässt uns allmählich zu Ende des Oktober und Anfangs November. [...] Die Staare besitzen ein staunenswerthes Talent, die Stimmen derjenigen Vögel, mit welchen sie in Feld und Wald, im Sumpf und an den Teichen zusammentreffen, täuschend nachzuahmen.“ So gar das Quaken der Wasserfrösche hatten sie im Repertoire.

Auch zu den Spatzen (Passer domesticus und Passer montanus) hatte Jäckel seine eigenen Beobachtungen: „Im Jahr 1859 vertrieb ein Staarenpaar ein Paar Sperlinge aus dem Staarenkobel auf dem alten Birn-

baume im Pfarrgarten, worauf sich die Spatzen unter dem Kobel in einer Astgabel einen mächtigen Nestklumpen bereiteten und darin heckten.“

Bei Gimpeln, Zeisigen und Bergfinken hatten es ihm vor allem Letztere angetan. Ende Januar 1819 ließen sich im Weigelsberg bei Decheldorf 14 Tage lang, jedes Mal in der Abenddämmerung, Bergfinken oder Gäckler zu Millionen nieder. „*Mancher ihrer Züge, derer oft 32 bis 40 gezählt wurden, verfinsterte die Atmosphäre. Ihr Gesumse und Zwitschern im Walde machte einen solchen Lärm, daß man glaubte einen Hagelschlag niederpasseln zu hören. Am Morgen gegen 7 Uhr erhoben sie sich wieder in einem ununterbrochenen Zuge, der etwa die Breite eines Hauses hatte und 3/4 Stun-*



Abb. 8: Auerhahn;
aus: R. Cornelius (s. Lit.-Liste), S. 312.



Abb. 9: Birkhuhn;
aus: R. Cornelius (s. Lit.-Liste), S. 319.

den dauerte, über die Straße nach Burgbrach hin. Am Abende kamen sie regelmä-
ßig wieder zurück.“

Dohlen und Krähen konnten als Gäste beobachtet werden. Im Herbst kamen Saat-
raben, „Heerhaufen auf Heerhaufen hinter
einander, öfters zu vielen Tausenden, un-
ter lautem, durch den Ruf der begleitenden
Dohlen melodisch (so weit das eben möglich
ist) modulirtem Geschrei himmelhohe Kreise
beschreibend und durch jedesmaliges Kreisen
sich in höhere Luftregionen emporschrau-
bend, rücken sie langsam weiter, für den Na-
turfreund ein herrlicher Anblick.“

Im Schloßgarten von Weingartsgreuth soll früher sogar die Nachtigall gebrütet



Abb. 10: Rebhuhn;
aus: R. Cornelius (s. Lit.-Liste), S. 324.

haben, konnte Jäckel in Erfahrung bringen. In der Umgebung nisteten Ringel-, Hohl- und Turteltaube. Bei Willersdorf, Höchstadt a.d. Aisch und Reichmannsdorf siedelte sogar der Auerhahn (*Tetrao urogallus*), das Birkwild (*Lyrurus tetrix*) war dagegen häufiger bei Herzogenaurach und bei Reichmannsdorf anzutreffen. Die Großstrappe (*Otis tarda L.*) war vor seiner Dienstzeit bei Adelsdorf heimisch.

In kalten Wintern waren die Bestände von Rebhühnern und Wachteln stark zurückgegangen. Im kalten Winter 1844/45 hatten sich in den Gärten bei Gremsdorf 150 Stück zusammengezogen, deren Anzahl durch die harte Witterung und Raubvögel auf 30 zurückging. Diese verbliebenen mussten die Fluren wieder neu besiedeln, was auch gelang. Denn im Jahr 1859 konnte Förster Mattick mit Treibzeug und einer Kuh 38 Stück erjagen, von denen er neun wieder in die Freiheit entließ.

Störche

Zu Störchen konnte Jäckel umfangreiche Beobachtungen machen. Ein Schwarzstorch wurde öfter an der Regnitz bei Erlangen gesehen. 1857 traf Jäckel selbst zwei Exemplare am Brandweiher. Beim Weißstorch konnte er auf Aufzeichnungen aus 25 Jahren zurückgreifen. So kam das männliche Tier in der Aischgegend einmal am 22. Februar an, das Weibchen sechs Tage danach. Für Nürnberg ist zwischen 1764 bis 1790 belegt, dass der Storch zum frühesten Zeitpunkt am 4. März 1782 und zum spätesten Zeitpunkt am 28. April 1771 gesichtet wurde.

Gewöhnlich kam der Storch in der Mitte bis zum letzten Drittel des März, spätestens zwischen dem 4. und 7. April und verließ zwischen Laurentius (10. August) und Bartholomäus (24. August) wie-



Abb. 11: Storch.

Photo: Manfred Welker.



Abb. 12: Vier junge Störche im Nest.

Photo: Manfred Welker.

der die Region. „Auf dem Schlossdach zu Neuhaus versammeln sich Anfangs August manchmals 20–30 Störche, um daselbst Nachtruhe zu halten, wobei es bis in die Nach hinein viel Geklapper und Unruhe, Ab- und Zufliegen und Streit um das einzige Nest gibt. Während einer solchen Soirée am 7. August 1859 strichen schreiende Brachschnepfen über dem Schlosse und den daran liegenden grossen Teichen umher, zu

dem Frau-Basen-Geklapper der Störchinnen und der Storchen-Jünglinge und Jungfrauen gewiss ein seltenes Accompagnement.“

Störche brüteten in Adelsdorf, Baiersdorf, Erlangen, Forchheim, Herzogenaurach, Höchstadt a.d. Aisch, Kairlindach, Lonnerstadt, Neuhaus und in weiteren Orten. In Neuhaus nisteten seit Jahrhunder-ten Störche. Obwohl 1724 der Lehrbursche des Jägers zu Buch einen der Schlossstörche



Abb. 13: Schloss Neuhaus.

Photo: Manfred Welker.

abschoss, nistete ein Paar trotzdem weiter. Da sie das Nest auf dem Amtshaus jedes Jahr erhöhten, musste es mehrfach wegen der Größe, Schwere und Feuergefahr herabgenommen werden. Jäckel konnte beobachten, dass am 9. Juni 1859 einer der Altstörche in den 20 Schritte vom Amtshaus entfernten mitten im Dorf liegenden Pumpbrunnen herabflog und aus dem als Viehtränke genutzten Trog Wasser holte, um damit die fünf Jungstörche zu tränken. In Adelsdorf brannte auf dem Schlot des dortigen Schlosses ein Nest ab, das neu gebaute warf der Sturm herunter, dennoch erneuerte es das Storchenpaar 1855 wieder und brütete.

Greifvögel wie Falken, Adler etc.

Der Wanderfalken (*Falco peregrinus* Briss.) blieb zum Teil sogar den Winter über in der Region. Gerne kam er aber mit den ersten Enten an, die er zu jagen pflegte. Wenn er sich vollgekröpft hatte, konnte ihn Jäckel auf alten Eichen oder dem

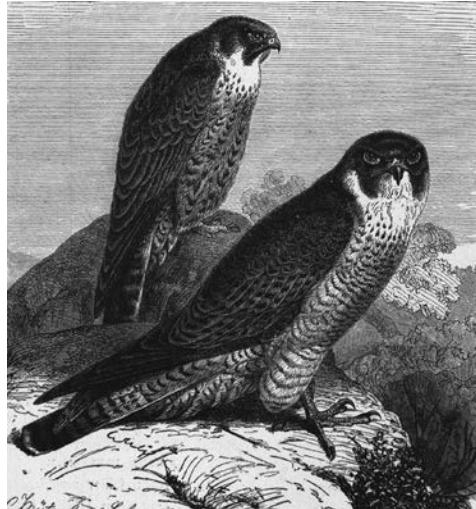


Abb. 14: Falken;
aus: R. Cornelius (s. Lit.-Liste), S. 206.

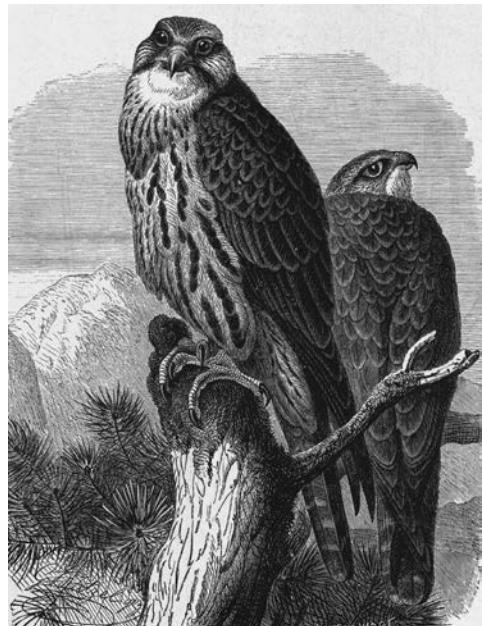


Abb. 15: Falken;
aus: R. Cornelius (s. Lit.-Liste), S. 207.

Schloss in Neuhaus beobachten, wo er sein Lieblingsplätzchen aufsuchte, um Siesta zu halten. „*Die Klugheit dieser Falken ist bewundernswert*,“ schrieb Jäckel. Gelegentlich waren auch der Merlin (*Falco aesalon*) und der Rotfalken zu beobachten. Der Turmfalke (*Falco tinnunculus*) brütete sogar auf dem Schloss in Neuhaus.

Ein Steinadler (*Aquila chrysaetos*) hatte sich offensichtlich in die Region verirrt. Da er es vor allem auf Gänse abgesehen hatte, wurde er von Förster Peter Mattick bei der Schafscheune von Buch erlegt und stand danach ausgestopft im Naturalienkabinett zu Bamberg. Gelegentlich war der Seeadler anzutreffen, einige Sorten der Weihe, der Hühnerhabicht und der Sperber sowie Eulen.

Die Kiebitze (*Vanellus vanellus*) beobachtete er, wie sie „...zur Zeit der Fischerei in Flügen zu Hunderten, ja Tausenden

umherstreichen, bald auf den Wiesen des Aischgrundes, bald in gefischten Weihern sich niederlassend.“ In die Region kamen sie schon Anfangs Februar, üblicherweise aber Ende dieses Monats. Oft warteten sie die ersten Fröste ab, bevor sie sich aus der Region entfernten.

Schnepfen

Die Waldschnepfe (*Scolopax rusticula* L.) kam gewöhnlich erst Mitte März in die Region „... und kann für unsere Gegend als Ankunftstermin mit ziemlicher Sicherheit Josephi (19. März) angenommen werden.“ Sie brütete nicht regelmäßig alle Jahre. Brütende und Junge konnten bei Adelsdorf, Heroldsbach und Oesdorf, häufiger in den Ausläufern des Steigerwaldes bei Wachendorf, Weingartsgreuth und Reichmannsdorf beobachtet werden. „Diese Standschnepfen falzen im Juni zum zweiten Male so eifrig wie im Frühjahr und machen unzweifelhaft eine zweite Brut,“ konnte Jäckel beobachten. Sie verließen die Gegend beginnend Ende September bis in den Oktober hinein, „...in gelinden Wintern bleibt manchmal auch eine Schnepfe da.“



Abb. 17: Waldschnepfe;
aus: R. Cornelius (s. Lit.-Liste), S. 337.

Die kleine Bruchschnepfe (*Numenius phaeopus* L.) konnte nur selten gesichtet werden. Jäckel konnte am 13. Mai 1854 ein Exemplar und ein weiteres am 30. Juli 1857 entdecken. Am 17. August imitierte er deren Ruf, als sie über den nur wenige Schritte vom Pfarrhof liegenden kleinen Thorweiher strichen.

Die große Bruchschnepfe (*Numenius arquata* L.) kam Mitte März in die Region, und der Vogel war den ganzen April bis Mitte Mai sowohl einzeln als auch in kleinen Gruppen täglich zu sehen und zu hören. „Mitte Juli trifft er von seinen Brüteplätzen wieder bei uns ein und sammelt sich von Mitte Augusts bis Mitte October dermassen an, dass man ihn auch während dieser ganzen Zeit täglich, öfters in grösseren Schaaren zu 30, 40, 50, bis 80 Exemplaren anzutreffen gewiss sein kann.“ So war es in den Jahren 1857 und 1859. In drei bis vier Haufen mit bis zu 30 Exemplaren lagen sie in den Weihern und flüchteten sich vor einem durch die Weiher revierenden Flussadler plötzlich, in dem sie haufenweise und laut schreiend das Weite suchten. Einige Exemplare ließen sich im Winter erst durch richtiges Winterwetter aus der Gegend vertreiben.



Abb. 16: Möve und Kiebitz.
Photo: Manfred Welker.

Reiher

Die Graureiher (Ardea cinerea L.) traten nach der Beobachtung von Jäckel zur Zeit des Abfischens in Scharen von 40 bis 100 Stück an den abgelassenen Weihern auf. Ende Oktober und im November zogen die meisten weiter, doch waren einige noch an offenen Stellen der Aisch, an Weihern und Bächen zu finden. Wo sie ihre Nester hatten, konnte Jäckel nicht in Erfahrung bringen. Allerdings dürften diese in nicht allzu großer Entfernung gewesen sein, da diese Vögel sowohl auf der Aisch als auch den Weihern der Umgebung beim Fischen gesichtet werden konnten.

Mit Reihern gingen früher die Herrschaften auf Fischfang. Ein Ring um den Hals verhinderte bei den Vögeln das Verschlucken der Fische. „*Dass früher bei Neuhaus bedeutende Reiherstände waren, ist urkundliche nachzuweisen.*“ Am 13. Mai 1602 schickte Markgraf Georg Friedrich von Ansbach seinen Falkner nach Neuhaus mit dem Ansuchen, die gnädige Herrschaft möge diesem gestatten, dass er so viele junge Reiher fangen dürfe, als er haben könne. Am 13. Mai 1606 schrieb Markgraf Joachim Ernst zu Brandenburg-Ansbach an Friedrich von Crailsheim das Ansinnen, 15 junge, stärkere Reiher zu erhalten. Friedrich von Crailsheim befahl zu Frühstockheim am 11. Juni 1606 seinem Vogt, die gewünschten Vögel in Neuhaus aus den Nestern zu entnehmen.

Jäckel schrieb auch seine eigenen Beobachtungen zu diesen Vögeln nieder: „*Am 14. October 1854 Nachmittags 3 Uhr standen im Moorweiher beiläufig 60 graue und unter ihnen ein Silberreiher, wie sich später herausstellte, ein junger Vogel. Als ich nahe kam, standen sie alle wie Soldaten in langer Linie hoch aufgerichtet da, flogen, da*

ich mich endlich noch mehr näherte, alle auf und gewährten, als sie über dem Weiher kreisten und endlich wieder einfielen, einen unvergleichlich schönen Anblick.“ Als der große Brandweiher bei Neuhaus abgefischt wurde, kam entweder in der Nacht oder am sehr frühen Morgen ein Reiher zur Schlegelgrube heran, wo die Fische in wenig Wasser zusammengedrängt lagen, um sich seine Beute zu holen, wie an den Spuren im Schlamm zu erkennen war. Und das, obwohl auf dem Weiherdamm in einer Strohhütte die Fischknechte bei einem Feuer Wache hielten.

Löffelreiher konnten im Mohrweiher und im Blätterweiher beobachtet werden. Gelegentlich ließen sich Schwäne sehen, sie blieben aber nicht zum Brüten.

Bemerkenswert ist, dass Jäckel lediglich Reiher und Seeadler als Feinde der Teichwirte aufführte. Den in der Jetzzeit so gefürchteten Kormoran erwähnte er nur einmal, als er am 13. April 1857 bei Neuhaus drei Exemplare beobachten konnte.

Dr. Manfred Welker aus Herzogenaurach ist promovierter Kunsthistoriker und hat eine Ausbildung zum Schlossermeister absolviert. So hat er das Brauwesen in Herzogenaurach und Höchstadt/Aisch aufgearbeitet. Seit 2002 Kreisheimatpfleger des Landkreises Erlangen-Höchstadt, engagiert sich Welker seit Jahren auf vielfältige Weise in seiner Heimatstadt Herzogenaurach und im Gebiet des Altlandkreises Höchstadt a.d. Aisch. Sein Interesse liegt in der Dokumentation von Brauchtum und Tradition aber auch neuerer Zeitgeschichte. Seine Anschrift lautet: Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach, E-Mail: ManfredWelker@web.de.

Literatur:

- Corneli, R.: Die Jagd und ihre Wandlungen in Wort und Bild. Amsterdam 1884.
- Crailsheim, Sigmund Freiherr von: Die Freiherren von Crailsheim – Familiengeschichte. Bd. 1. München 1905, S. 232.
- Haas, Nikolaus: Geschichte des Slaven= Landes an der Aisch und den Ebrach= Flüßchen. Oder: Geschichte des Schlosses, Städtchens, der Pfarrei und des Amtes Höchstadt a.d.A. und der Nachbarschaft; namentlich der Orte, Pfarreien, und Bezirke: Adelsdorf, Bettstadt, Burgebrach, Burgwindheim, Kl. Ebrach, Etzelskirchen, Frensdorf, Gremsdorf, Hallerndorf, Lonerstadt, Mühlhausen, Oberhöchstadt, Pommersfelden, Reichmannsdorf, Reudorf, Schlüsselau, Schlüsselfeld, Schnaid, Schönbrunn, Seußling, Steppach, Uhlfeld, Untersteinbach, Wachenroth, Weingartsgreut, Zentbechhofen – mit erheblichen Beiträgen zur Geschichte anderer Orte. Zwei Teile. Bamberg 1819, S. 311/312.
- Jäckel Andreas, Johannes: Die Vögel des unteren Aisch-, Seebach- und Aurachgrundes. Ein Beitrag zur Ornithologie Frankens. VI., in: Bericht der Naturforschenden Gesellschaft zu Bamberg. Bamberg 1863, S. 30–107.
- Jäckel, Andreas Johannes: Systematische Übersicht der Vögel Bayerns. Hrsgg. von Rudolf Blasius. München–Leipzig 1891.
- Kraus, Manfred/Krauß, Werner: 150 Jahre Avifaunistik im „Fränkischen Weihergebiet“: Die Vogelwelt des A.J. Jäckel (1822–1885) im Vergleich mit heute, in: Ornithologischer Anzeiger. Zeitschrift bayerischer und baden-württembergischer Ornithologen. Bd. 42, Heft 3 (2003), S. 161–212.
- Roppelt, Johann Baptist: Historisch-topographische Beschreibung des Kaiserlichen Hochstifts und Fürstenthums Bamberg nebst einer neuen geographischen Originalcharte dieses Landes in 4 Blättern. 2 Teile zusammen gedruckt. Nürnberg 1801, S. 18.
- Zur Geschichte der Säften in Nürnberg, wie auch von der jährlichen Ankunft der Störche daselbst, in: Journal von und für Franken. Bd. 1. Nürnberg 1790, S. 581–583.

Korrektur

Im diesjährigen Frankenland-Themenheft hat sich auf S. 8* in der Bildunterschrift zur Abbildung 3 leider ein Fehler eingeschlichen. Bei dem abgedruckten Bild handelt es sich um das Konfessionsbild aus der ev.-luth. St. Nikolaus-und-St.-Ulrichs-Kirche in Nürnberg-Mögeldorf und nicht um das Kaserndorfer Konfessionsbild. Beide Gemälde stammen von Andreas Herneisen.

Ein herzliches Dankeschön an unseren Leser Dieter Lauer, der uns auf diese Verwechslung aufmerksam gemacht hat!

Kriminalistisches Lob auf Weinfranken und Frankenwein

Als ein Frankenbuch mit Mehrwert erweist sich der Kriminalroman um eine fränkische Weinkönigin. Er führt zum einen überraschend aktuell und informativ durch Frankens Weinparadiese, renommierte Weingüter und große Weinlagen. Daneben blickt er von außen auf fränkische Eigenheiten und Befindlichkeiten. Zuvörderst freilich ist das Buch ein spannender Krimi, bei dessen Lektüre es selbst der 59. Fränkischen Weinkönigin gruselte.

Franken muss eine mörderisch schöne Heimat sein. Diesen Eindruck vermitteln jedenfalls die inzwischen unzähligen Franken-Krimis. Wie in nahezu allen deutschen Regionen beweist das ‚Krimischaffen‘ auch in Franken eine erstaunliche Vielfalt und Breite. Ja, selbst beim ‚Dadord‘ darf nunmehr gelegentlich gefränkelt werden.

Hochkonjunktur der Regionalkrimis

Der Literaturzweig Regionalkrimi boomt in Deutschland. Nachdem in den 1960er und 1970er Jahren deutsche Kriminalromane mit gesellschaftskritischer Note publiziert worden waren, erschienen gegen Ende der 1980er Jahre am Rhein die ersten ‚Regionalkrimis‘. Nach und nach entwickelte sich daraus eine regelrechte Welle in fast allen deutschen Regionen – ungeachtet eines gelegentlich zwiespältigen Echos in den Feuilletons (etwa in der WELT 2011 oder in der SZ anlässlich der

Frankfurter Buchmesse 2012). Ob im Buch oder im Fernsehen – die ‚vor der Haustür‘ spielenden Kriminalgeschichten erfreuen sich beim Publikum großer Beliebtheit. Sie verknüpfen eine spannende Handlung mit stimmungsvollem Lokalkolorit sowie mit den atmosphärischen Besonderheiten einer Gegend, weswegen Verlage, Werbung und Autoren gern in diese Schublade hineinstiegen.

In diese Schublade reiht sich, auf den ersten Blick, auch eine Kriminalgeschichte über und um die Fränkische Weinkönigin ein. Und der 59. Fränkischen Weinkönigin hatten, wie sie selbst sagte, bei der Lektüre regelrecht die Zähne geklappert, einige Monate nach ihrer Wahl. Christina Ungemach aus dem unterfränkischen Nordheim hatte am 20. März 2014 in Schweinfurt die Wahl zur 59. Fränkischen Weinkönigin gewonnen, gegen zwei Konkurrentinnen. Im Sommer darauf las sie den kurz zuvor veröffentlichten Wein-Krimi „Königin bis zum Morgengrauen“, den der Autor lange vor ihrer Wahl fertiggestellt hatte. Darin entdeckte sie nun viele verblüffende Parallelen zu ihrer Situation, etwa der Heimatort, die Wahlprozedur, die zwei Konkurrentinnen; oder dass auch bei der Königin des Romans bereits die Mutter Weinkönigin gewesen war.

Krimi um die Fränkische Weinkönigin

Tatsächlich beginnt die Handlung des Romans mit der Wahl zur 59. Fränkischen Weinkönigin in Schweinfurt. Sie wird von einer Kandidatin aus Nordheim gewonnen, gegen zwei Konkurrentinnen. Im

Roman allerdings wird die neu gewählte Weinkönigin bereits am Morgen nach der Wahl tot aufgefunden, und zwar in einer Würzburger Diskothek. Sie starb an einer Überdosis Crystal Meth. Die Umstände lassen, jedenfalls für die Polizei, einen Unfall oder Selbstmord vermuten. Oder war es vielleicht gar ein Mord? Licht ins Dunkel dieser mysteriösen Angelegenheit bringt kein bodenständiger Ermittler, sondern ein ortsfremder Besucher: Nicolas Hollmann, der als Deutscher in Portugal am Rio Douro ein Weingut betreibt. Er ist in Würzburg auf Besuch bei Verwandten seiner Frau und will bei dieser Gelegenheit den Frankenwein und dessen Anbau erkunden.

Als Fachmann und als „ein wichtiger ausländischer Weinproduzent“ wird er sogar in die Jury berufen. So nimmt er an der Wahl in Schweinfurt teil und wird am Tag danach, wie ganz Weinfranken, von dem unerklärlichen Tod der soeben gekürten Weinkönigin überrascht. Seine weiteren Weinerkundungen ziehen ihn ungewollt zunehmend in diesen Fall hinein. Bei seinen Winzerbesuchen im beschaulichen Weinfranken stößt er immer wieder auf Anhaltspunkte und mögliche Ursachen des Falls sowie auf alte, tiefgehende Feindschaften in und zwischen den Familienclans. Schrittweise entschlüsselt er die wahren Hintergründe, kommt dabei auch in Konflikt mit der nach seiner Auffassung untätigen Polizei. Er erlebt sogar eine Intrige im Internet und danach noch einen teuflischen Anschlag mit einem tödlichen Drogen-Cocktail, den er nur knapp übersteht. Schließlich entdeckt er bei einem feierlichen Konzert in der grandiosen Würzburger Residenz die Lösung des Falles.

Wie der Held des Buches erleben auch die Leser ein spannendes, sehr originelles und höchst authentisches Abenteuer. Wie

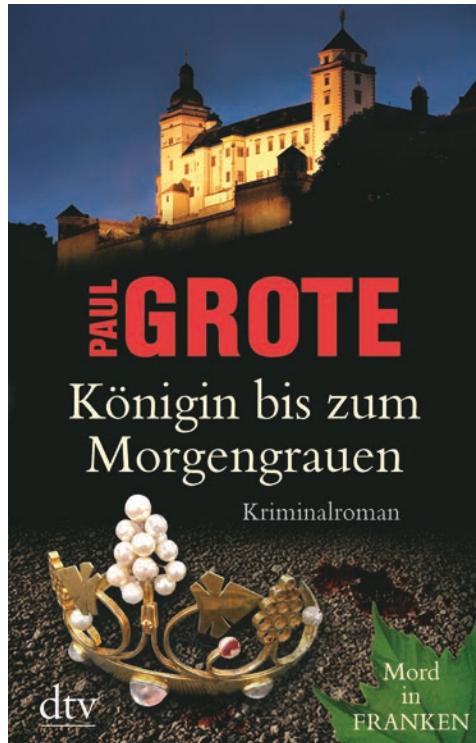


Abb.: Paul Grotes Kriminalroman über die Fränkische Weinkönigin.

in seinen anderen, inzwischen zahlreichen Wein-Krimis, die jeweils in einem anderen europäischen Anbaugebiet spielen, gelingt es dem Autor ebenso in diesem Roman, mit den Weinen zugleich auch die Region vorzustellen: die Landschaften und Orte, geschichtliche Episoden, die Kultur, die Wirtschaft und die Menschen. Dazu hatte der in Berlin lebende Autor zuvor vier Wochen in Weinfranken intensiv zwischen Untermain und Steigerwald recherchiert, viele Weinorte, Winzer und Weingüter besucht. In etwa 20 renommierten Weinbaubetrieben hatte er lange Gespräche geführt und rund 180 Weine verkostet.

So entstand ein Frankenbuch der ganz besonderen Art. Virtuos verbindet der Au-

tor seine Erkundungen Weinfrankens, seine Feststellungen über die Qualitäten und Besonderheiten der vielen verschiedenen Weine und Weinproduzenten sowie seine menschlichen Begegnungen und Erlebnisse zu einer atemberaubenden Geschichte. Sie ist vollmundig wie ein großer fränkischer Silvaner, den der Autor in vielfältigen Variationen preist.

Ein Frankenbuch mit Mehrwert

Damit lädt die Lektüre auch zu einer Reise durch die Weinregion Franken ein. Denn der Autor schildert ein eindrucksvolles Gesamtpanorama Weinfrankens, stellt nach und nach die bedeutenden Weinorte und ihre regionalen und örtlichen Besonderheiten heraus. Er vermittelt viel Lokalkolorit, aber auch die „geologische Klaviatur“ der landschaftlichen Formationen Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein, „auf der ein Winzer spielen kann, wenn er es denn versteht“. Der Leser erlebt ein modernes und faszinierendes Weinland mit einem beeindruckenden Reichtum an Weinbaubetrieben, Weinlagen, Weintypen und Ausbauphilosophien.

Neben den Hauptthemen rund um den Wein und um die Entwicklungen und Trends im Weinbau skizziert der Autor auch geschichtliche Ereignisse, welche die Orte und den Weinbau geprägt haben, etwa die Fürstbischöfe und Territorialherren oder das Verhältnis Franken – Bayern. Dabei lässt er auch die jüdische Geschichte Frankens deutlich werden, was ihn veranlasst, „diesen Roman allen jüdischen Weinhändlern aus Kitzingen zu widmen“. Zur Sprache kommen nicht zuletzt viele aktuelle gesellschaftliche Vorgänge und Probleme, wie das Doping in Sport und Alltagsleben, der Umgang mit Zuwanderern, die Maut für Ausländer oder die Verwandtenaffäre im Bayerischen Landtag.

Alles in allem ist dieser Frankenwein-Krimi unter den unzähligen Büchern über Franken ein besonderes Frankenbuch, eben ein Frankenbuch mit Mehrwert. Einerseits eine fränkische Kriminalgeschichte mit einer gut durchdachten und hintergründigen Handlung, in der die Welt des Weines einen roten Faden darstellt. Andererseits geht es um Franken. Der Autor lässt als Journalist und Schriftsteller, vor allem aber als Weinliebhaber, nicht nur die mannigfaltigen Weine, sondern auch die spezifischen örtlichen Identitäten und darin wiederum die unterschiedlichen Facetten einer „zwiespältigen Weinregion“ deutlich werden. Obendrein entwickelt der Held des Buches sehr viel Liebe zur fränkischen Weinregion und zu ihren Weinbauern, „die ihre Erde und ihre Weinstücke lieben müssen, sonst könnten sie keine derart schönen Weine machen, wie er sie bislang probiert hatte.“ Insofern reicht dieses Buch deutlich über das Genre Regionalkrimi hinaus.

Paul Grote: Königin bis zum Morgengrauen. Kriminalroman. München [Deutscher Taschenbuch Verlag] 2014, ISBN 978-3-423-21535-0, 384 S., 9.95 Euro.

Dr. Alexander von Papp lebt als freier Autor und Redenschreiber in Randersacker. Sein Berufsweg führte ihn von der Regionalforschung (TU München) über die Tätigkeit in Ministerien (Raumordnungspolitik in Bonn und Brasilien sowie Öffentlichkeitsarbeit im Bundesbauministerium) zur kommunalen Ebene (Öffentlichkeitsarbeit und Pressesprecher der Stadt Würzburg, später Kulturamtsleiter). Seine Anschrift: Euweg 8, 97236 Randersacker, E-Mail: alexander@vonpapp.de.

Jochen Ringer/Edith von Weitzel-Mudersbach

Caspar Löner – Eine Ausstellung im Rangau-Museum Markt Erlbach

Passend zum Reformationsjahr zeigt das Rangau-Museum in Markt Erlbach eine Sonderausstellung über einen der bedeutendsten Söhne des Ortes, den fränkischen Reformator Caspar Löner (1493–1546). Unter dem Titel „Caspar Löner – Luthers Mitstreiter aus Markt Erlbach“ schildert die Ausstellung die verschiedenen Stationen auf des Reformators Lebensweg, sein Wirken in den Gemeinden, aber auch seine Rolle im Netzwerk der Reformatoren.

Kindheit, Klosterschule und Studium

Caspar Löner kam 1493 als Sohn des Bürgers Ul Löner in Markt Erlbach zur Welt. Im Alter von fünf Jahren trat er als Novize in das Kloster Heilsbronn ein. Sein Abt, Sebaldus Bamberger, ermöglichte ihm im Jahre 1508 durch ein Stipendium von 40 Gulden das Studium der Theologie an der Universität Erfurt. Löner studierte bis zum Tod seines Förderers, des Abtes Bamberger, im Jahr 1518. Nach dessen Tod erhielt er kein Stipendium mehr, weshalb ihm die Mittel fehlten, um weiter zu studieren. Erst 1526 nahm er das Studium in Wittenberg bei Martin Luther wieder auf, wo er schließlich den Magistergrad erwarb.

Nesselbach und Birkenfeld – Erste geistliche Wirkungsstätten Caspar Löners

Im Jahr 1520 begann Caspar Löner seine geistliche Tätigkeit in Nesselbach als

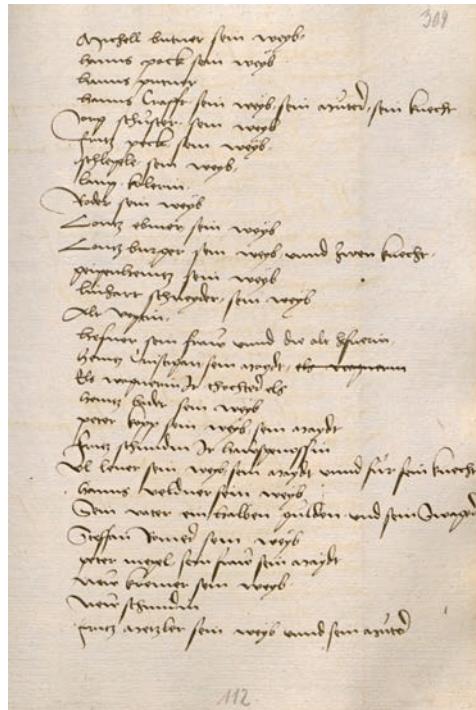


Abb. 1: Auszug aus dem Reichssteuerregister des Fürstentums Brandenburg-Ansbach-Kulmbach von 1497. Es dokumentiert Caspar Löners Familie in Markt Erlbach: „Vl Lener, sein weyb, sein maydt, unnd fur sein knecht.“

Photo: Staatsarchiv Nürnberg.

Pfarrvikar und als Frühmesser des Klosters Birkenfeld. Er war „allseits empfohlen und besonders durch die Fürsprache“ einiger Freunde an diese Stelle berufen worden. „Ruhig und unangefochten“ trug er zur „Verbeserung des öffentlichen Gottesdienstes“ bei. Löner „entfernte [...] von Gottesdienstlichen Handlungen, zumalen der Taufe und Heiligen Abendmahl, alles dunkle und unver-

ständliche.“¹ Er führte die Taufhandlungen in deutscher Sprache durch und ließ Luthers Kirchenlieder in deutscher Sprache singen.

Nach einigen Jahren seiner Tätigkeit überraschte ihn 1524 eine unerwartete Visitation des Abtes von Ebrach, Johannes von Lauterbach. Dieser meldete dem zuständigen Domprobst von Würzburg und Bamberg, dem Bruder des Markgrafen Friedrich dem Älteren, dass Löner in lutherischer Weise sein Amt führte und beantragte seine sofortige Entlassung. Markgraf Friedrich entließ daraufhin Löner aus dieser Pfarrstelle und versetzte ihn als Pfarrvikar an die St. Michaels Kirche in Hof.

Erster Aufenthalt in Hof 1524/25 und Vertreibung nach Oelsnitz

In Hof war die Stimmung gegenüber geistlicher und weltlicher Obrigkeit sehr abweisend. Caspar Löner als der neue „*Prediger und Vicario*“ von St. Michael, „*ist der Erste gewesen, der da öffentlich, ohne Scheu, [...] die Möncherei und anderen Menschentand verworfen, und das reine Wort Gottes treulich gelehrt*“² hat. Löner traf auf breite Zustimmung der Bevölkerung, nicht aber auf die des zuständigen Bischofs von Bamberg, Weigand von Redwitz. Dieser versetzte ihn in die Klosterkirche der Franziskaner, wo er „*mit großem Eifer, Freudigkeit, Ernst und keckem Muthe das Wort*



Abb. 2: Klosterkirche in Birkenfeld.

Photo: Jochen Ringer.



Abb. 3: St. Bartholomäus in Unternesselbach.

Photo: Jochen Ringer.

Gottes lauter und rein lehrte.“ Er konnte „außer der Bürgerschaft auch etliche Mönche für die lutherische Lehre“³ gewinnen. 1524/25 gelang es Löner, die Bürger von Hof davon abzuhalten, bei den Bauernnruhen, die zum Bauernkrieg führten, die Waffen zu ergreifen.

Trotzdem musste Löner Ende 1525, Anfang 1526 die Stadt Hof verlassen. Der Bamberger Bischof wollte sein Wirken nicht länger dulden. Als Löners katholischer Nachfolger, Wolfgang Tech, die alten Bräuche und Riten im Gottesdienst wieder aufleben lassen wollte, erntete er bei den Bürgern nur Spott und Hohn. In den Jahren 1526 bis 1528 setzte Löner sein Studium in Wittenberg fort, besuchte wahrscheinlich seinen Geburtsort Markt Erlbach und fand in Oelsnitz eine Anstellung als Prediger.

Zweiter Aufenthalt in Hof 1528 bis 1531

Die Hofer Bürger wollten ihren Pfarrer Löner wieder haben. Markgraf Georg, genannt der Fromme, war dem Luthertum zugeneigt und kam der Bitte nach. Trotz des Widerstandes des Bischofs trat Löner Anfang 1528 erneut sein Amt als Pfarrer an St. Michaelis in Hof an.

Jetzt begann Löner, das kirchliche Leben der Stadt Hof zu erneuern: Als erstes hielt er die Taufen in deutscher Sprache ab. Im Februar 1528 führte er den ‚Allgemeinen Kasten‘ ein, eine Kirchenkasse, in die Geld aus Stiftungen und Spenden floss. Für den Gebrauch in Unterricht und Gottesdienst fasste er die wichtigsten Glaubensinhalte in einem Katechismus und dem Gesangbüchlein „Gantz neue teutsche Hymnus



Abb. 4: Aufbau der Sonderausstellung im Rangau-Museum.
Photo: Jochen Ringer.

un gesang“ zusammen. Bei allen Erneuerungen stand ihm Nikolaus Medler zur Seite, der seit 1527 Lehrer an der Hofer Pfarranstalt war. Der Höhepunkt ihrer reformatorischen Zusammenarbeit an der Hofer Michaeliskirche war die Feier der ersten deutschen Messe am 5. September 1529. Anlässlich dieses Gottesdienstes trat auch die neue Kirchenordnung in Kraft, welche beide verfasst hatten.

Ein gefährlicher Gegner erwuchs ihnen allerdings im markgräflichen Amtmann Dr. Christoph von Beulwitz. Wegen aufrührerischen Verhaltens ließ er beide im Juli 1531 aus Hof ausweisen. Das war für Löner besonders bitter, da er kurz vorher geheiratet hatte und seine Frau Margarethe ihr erstes Kind erwartete.

Zweiter Aufenthalt in Oelsnitz 1531 bis 1538

Von 1531 an wirkte Caspar Löner nur noch in Städten, die bereits lutherisch waren. Nach der zweiten Vertreibung aus Hof zog es ihn wieder in das nahe gelegene Oelsnitz. Doch eine Pfarrstelle bekam er zunächst noch nicht. Er litt mit seiner Familie Not und Mangel und musste seine Freunde um Unterstützung bitten. Luther selbst setzte sich nun für Löner ein und bewirkte bei Herzog Heinrich von Sachsen, dass er in Oelsnitz eine Anstellung als Prediger erhielt.

Nachdem er bei einer Visitation im Jahr 1533 ein gutes Zeugnis erhielt („*Der Prediger zu Oelsnitz, magister Caspar Loe-
ner, ist ein gelerter, beredter vnd geschickter
man*“⁴), wurde er am 29. September 1533
Stadtpfarrer von Oelsnitz. Löner ließ ein
Hospital errichten und einen Friedhof anlegen. Auch in Oelsnitz sorgte er für eine
neue Kirchenordnung und den Gebrauch
eines Gesangbuchs. Inzwischen war ihm
das Amt des Superintendenten, ein Amt
über mehrere Pfarreien, übertragen wor-
den. Mit über sieben Jahren im Pfarramt
war Caspar Löner in der Stadt Oelsnitz
die längste Zeit tätig.

Weitere Aufenthalte in Leipzig und Naumburg

Löner predigte 1539 als Gastpfarrer an der Thomaskirche in Leipzig, möglicherweise auch schon vorher von Oelsnitz aus. Diese Tätigkeit sollte ihm den Weg zu einer Professur in Leipzig ebnen. Allerdings erfüllten sich seine Erwartungen nicht. Darüber war er so enttäuscht, sogar zornig, dass er auch die ihm angebotene Pfarrstelle in Oschatz nicht annahm. 1542 erhielt Löner auf Fürsprache seines Freundes und

Weggefährten Nikolaus Medlers hin einen Ruf nach Naumburg als Domprediger. Medler war inzwischen Superintendent in Naumburg geworden und hatte dort in allen Kirchen – außer im Dom – die Reformation durchgesetzt. Dort leistete das Domkapitel Widerstand. In Folge dessen wurden im Dom parallel katholische Messen und evangelische Gottesdienste gefeiert. Es waren schwierige Bedingungen, unter denen Caspar Löner als der erste lutherische Domprediger in Naumburg seinen Dienst tat. 1543 wurde er dann nach Nördlingen berufen. Die Zustimmung zum Wechsel fiel ihm nicht leicht.

Letzte Pfarrstelle in Nördlingen 1544 bis 1546

In Nördlingen war die Reformation bereits durch Kaspar Kantz eingeführt worden. Nach dessen Erkrankung erhielt Caspar Löner auf Empfehlung Melanchthons und durch Vermittlung von Luthers Hausarzt, Melchior Fend, die Position als Superintendent. Löner hatte den Auftrag, das noch sehr ungeordnete kirchliche Leben Nördlingens zu gestalten. Alle Maßnahmen dazu musste er sich jedoch vom Rat der Stadt genehmigen lassen. Viele Briefe an den Rat zeugen davon, wie sich Löner für einzelne Menschen einsetzte, Missstände anprangerte und Neuerungen einforderte. Oft stieß er dabei auf den Widerstand des Rates, was Löner nicht akzeptieren wollte. Melanchthon und Medler wollten zur Entspannung der Lage beitragen und rieten ihm in freundschaftlichen Briefen, zuerst die Herzen der Menschen für den Glauben zu gewinnen. Erst dann sollten ihnen Regeln aufgestellt werden. Unter Löners kurzer Amtszeit entwickelte sich in Nördlingen ein selbständiges Kirchenwesen, welches sowohl die Stadt als

auch das Landgebiet einschloss, dazu das gesamte Schulwesen. Am 5. Januar 1546 verstarb Caspar Löner an einer Kolik.

Im Netzwerk der Reformatoren

Erfolgreich waren die Mittel, mit deren Hilfe Martin Luther die neuen Glaubensinhalte übermittelte: Die Bibel, die Predigt, Kirchenlieder und der Katechismus – alle in deutscher Sprache. Für deren rasche, landesweite Verbreitung sorgte die noch junge Technik des Buchdrucks. Allein wäre es Luther aber nicht möglich gewesen, diese Erneuerung der Kirche durchzusetzen. Es war das Verdienst vieler Geistlicher, die mit Zustimmung ihres Landesherrn zu Reformatoren im Land wurden. Caspar Löner war einer von ihnen. Löner wirkte ganz im Sinne Luthers, entwickelte allerdings auch eigene Ideen. Luthers Lieder z. B. ergänzte er durch eine Vielzahl eigener Kirchenlieder. Die von Luther vorgegebene Kirchenordnung überarbeitete und ergänzte er mehrmals. Auch zur Augsburger Konfession lieferte er wichtige Gedanken. Wie Martin Luther hatte aber auch Caspar Löner oft unter erheblichem Widerstand und Anfeindungen zu leiden. Gewissheit und Trost bezog er immer wieder aus dem Kontakt mit Luther, Melanchthon und vor allem aus der Freundschaft mit Nikolaus Medler, denn Löner war Teil dieses ‚Netzwerks der Reformatoren‘.

Augsburger Reichstag und Confessio Augustana

Im Jahr 1530 berief Kaiser Karl V. in Augsburg einen Reichstag ein, auf dem die religiösen Streitpunkte zwischen Protestanten und Katholiken geklärt werden sollten. Auf diesem Reichstag legten die

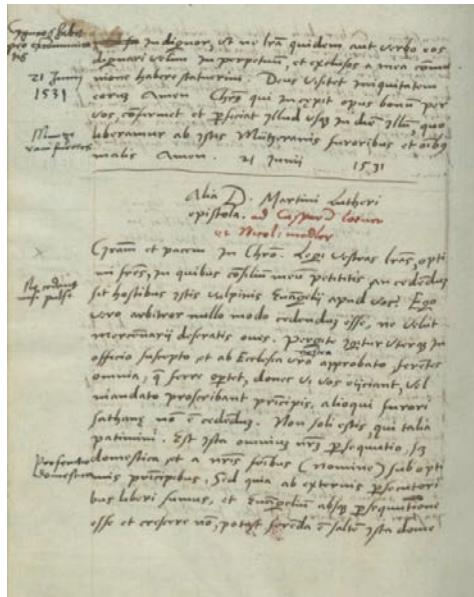


Abb. 5: Trostbrief Martin Luthers an Caspar Löner und Nikolaus Medler vom 7. Juni 1531.

Photo: Thüringische Universitäts- und Landesbibliothek Jena.

protestantischen Fürsten und Reichsstädte dem Kaiser das von Philipp Melanchthon verfasste Augsburger Bekenntnis, auch Confessio Augustana genannt, als ihr Glaubensbekenntnis vor. Trotz allem war es nicht die Absicht der Protestant, eine neue Kirche zu gründen. Vielmehr wollten sie eine gemeinsame Glaubensgrundlage für Protestant und Katholiken schaffen. Die Versuche zur Einigung scheiterten jedoch. Um die Reformation auf dem Reichstag verteidigen zu können, hatte Markgraf Georg der Fromme die Pfarrer seines Herrschaftsgebietes aufgefordert, theologische Argumente zu sammeln. Auch Caspar Löner verfasste daher ein „Gutachten zum Reichstag von 1530“.⁵ Dabei war er besonders bemüht, die Übereinstimmung der lutherischen Lehre mit derjenigen der Urkirche zu be-

weisen. Vor allem die zahlreichen Bibelzitate des Gutachtens zeichneten Caspar Löner als gelehrten Theologen aus.

Caspar Löner – Reformator gegen vielerlei Widerstände

Caspar Löners Leben und Wirken waren stark geprägt von den Schwierigkeiten, die er von verschiedenen Seiten bekam. Bei seiner Einstellung war er ganz vom Wohlwollen der jeweiligen Obrigkeit abhängig. Dabei waren es nicht nur katholisch gesinnte Markgrafen, sondern auch der lutherisch geprägte Stadtrat in Nördlingen, die ihm Steine in den Weg legten. Löner kämpfte aber auch gegen einige Strömungen unter den Reformatoren: Schwärmer, Wiedertäufer, Zwinglianer und Calvinisten. Für Löner verfälschten sie das reine Evangelium in wichtigen Punkten. Die Schwärmer riefen Bürger zum bewaffneten Kampf auf der Seite der Bauern auf. Die Wiedertäufer ließen die Kindertaufe nicht gelten. Zwinglianer und Calvinisten lehnten die Vorstellung ab, dass Christus im Abendmahl leibhaftig zugegen ist. Caspar Löners Kampf gegen diese vermeintlichen Irrlehren taucht in seinen Predigten und Briefen immer wieder auf.

Caspar Löner und seine Kirchenlieder

Luther, Löner und Medler setzten Kirchenlieder als wesentliches Mittel ein, um dem Volk den Glauben zu vermitteln. Um das ganze christliche Leben abilden zu können, dichtete Löner über 40 religiöse Lieder. Diese Wertschätzung der Musik zeigte sich auch in der Kirchenordnung Löners. Das Singen religiöser Lieder wurde darin zu einem unentbehrlichen Element des evangelischen Gottesdienstes, an dem die Gemeinde aktiv teilnehmen konnte. Da-

über hinaus erlangte das Kirchenlied auch für die Frömmigkeit zu Hause und in der Schule einen hohen Rang. Der Einsatz des Schülerchores gehörte ganz selbstverständlich zu jedem Festgottesdienst.

Die Ausstellung

In der Markt Erlbacher Ausstellung werden Schriftstücke der verschiedenen Lebensstationen Caspar Löners, sein Briefwechsel mit Luther, Melanchthon und der Obrigkeit und nicht zuletzt die Kirchenlieder, mit deren Hilfe er die neue Lehre an seinen Wirkungsstätten vermittelte, präsentiert. Transkriptionen und Übersetzungen ermöglichen den Besuchern das Lesen der handschriftlichen und teils in Latein verfassten Schriftstücke. Höhepunkt der Ausstellungseröffnung am 30. Juni 2017 waren ein im Museum aufgeführtes Theaterstück, das Caspar Löner und seine Zeitgenossen selbst zu Wort kommen ließ, und der anschließende Vortrag eines seiner Lieder. Begleitend zur Ausstellung fand in Markt Erlbach am 23. Juli 2017 außerdem ein Caspar-Löner-Heimatfest statt, das ganz im Zeichen des Reformators stand.

Neben den beiden Kuratoren haben insbesondere Frau Christl Fleischmann, die Recherche und Objektbeschaffung übernahm und auch das Theaterstück schrieb, Herr Gerhard Wagner, Herr Reiner Leinsle und Herr Pfarrer Helmut Ottmüller, alle vom Heimatverein Markt Erlbach,

Anmerkungen:

- 1 Schnizer, Georg Matthaeus: Der Kirchenbibliothek zu Neustadt an der Aisch Zweyte Anzeige. Neustadt a.d. Aisch 1783, S. 6f.
- 2 Wirth, Heinrich (Hrsg.): Chronik der Stadt Hof nach M. Enoch Widmann. Hof 1843, S. 109.
- 3 Ebd., S. 112.
- 4 Müller, Johannes: Die Protokolle der Kirchenvisionen in den Ämtern Vogtsberg und Plauen, in: Müller, Johannes (Hrsg.): Mitteilungen des

der das Rangau-Museum betreibt, zum Gelingen der Sonderausstellung beigetragen. Gefördert wurde die Ausstellung durch den Kulturfonds Bayern und die Marktgemeinde Markt Erlbach. Ein Teil der Sonderausstellung wird anschließend in die neue Dauerausstellung des Rangau-Museums übernommen, die gerade in Planung ist. Darin wird es eine Abteilung für berühmte Markt Erlbacher geben, in die Caspar Löner trefflich passt. Unter info@heimatverein-me.de kann man einen Besichtigungstermin vereinbaren.

Edith von Weitzel-Mudersbach M.A. (geb. 1958) studierte die Fächer Geschichte, Kunstgeschichte, Klassische Archäologie sowie Historische Hilfswissenschaften und absolvierte ein Aufbaustudium in Denkmalpflege. Sie ist Leiterin der Museums pädagogischen Werkstatt Orangerie Schloss Unternzenn und Kuratorin der Sonderausstellung im Rangau-Museum. E-Mail: edithvonweitzel@t-online.de

Jochen Ringer M.A. (geb. 1990) absolvierte ein Bachelorstudium der Fächer Geschichte und Kulturgeographie sowie ein Masterstudium des Fachs Geschichte. Er ist Co-Kurator der Sonderausstellung im Rangau-Museum. Seine Anschrift lautet: Bachstraße 4, 91413 Neustadt/Aisch, E-Mail: jochen.ringer@gmx.de.

Altertumsvereins zu Plauen im Vogtland. Sechste Jahresschrift auf die Jahre 1886–87. Plauen 1887, S. XLVII.

- 5 Gussmann, Wilhelm (Hrsg.): Quellen und Forschungen zur Geschichte des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses. Erster Band: Die Ratsschläge der evangelischen Reichsstände zum Reichstag von Augsburg 1530. Zweiter Teil: Texte. Leipzig–Berlin 1911, S. 96–168.

Im *FRANKENLAND*-Heft 3 des Jahrgangs 2017, S. 208–210, hat Herr Helmut Winter das Buch von Kuno Fiedler: „**Über Mauern hinweg.** Die Geschichte einer Flucht.“ Hrsg. u. kommentiert v. Klaus Bäumler und Hans-Ludwig Oertel. Dettelbach [Verlag J.H. Röll] 2013 besprochen.

Leider ist in der Rezension ein Ortsname falsch in den Satz übertragen worden. Das in der rechten Spalte auf Seite 209 genannte **Oettingen** (Lkr. Donau-Ries) muss korrekt **Dettingen** (am Main, Lkr. Aschaffenburg) heißen. Wir bitten den Fehler zu entschuldigen!

Becker, Rainald u. Dorn, Iris von (Hrsg.): **Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth 1644–1712. Politik – Repräsentation – Kultur. Referate der Tagung am 9. u. 10. November 2012 in Bayreuth.** *Archiv für Geschichte von Oberfranken: Sonderband*, Bd. 2014. Bayreuth: [Historischer Verein für Oberfranken] 2014, ISBN 978-3-9816862-0-3, XX u. 300 S., Abb., geb., 23 x17 cm, 30,00 Euro.

Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth, dessen Denkmäler in Bayreuth und Erlangen zu den schönsten dortigen Barockzeugnissen und -kunstwerken gehören, stand in den letzten Jahren nicht so recht im Fokus der geschichtswissenschaftlichen, noch weniger der allgemeinen Öffentlichkeit. In Bayreuth mag es daran liegen, dass bis auf das Mitte des 18. Jahrhunderts größtenteils abgebrannte, doch immerhin in weiten Teilen noch äußerlich erhaltene Alte Barockschloss und den Markgrafenbrunnen mit dem Fürsten als krönendem Reiterbild kaum noch etwas an diese doch nicht ganz unwichtige Epoche der Landesgeschichte erinnert. Zum 300. Todestag Christian Ernsts wurde in

Bayreuth eine Tagung veranstaltet, auf der wesentliche Schlaglichter auf einige ebenso wesentliche Themen der Landespolitik und der Kunst unter dem prachtliebenden Markgrafen geworfen wurden. Sie erhellten das Bild des ansonsten eher wenig behandelten Fürsten wesentlich, weil die Wissenschaftler teilweise umfangreiche Archivforschungen angestellt haben, um Details eines typischen wie leicht exzentrischen Fürstenlebens auszubreiten.

13 Beiträge wurden in drei teilweise überlappende Großkapitel eingegliedert: Politik und Dynastie – Hofkultur und Herrscherpräsentation – Bildung und Gelehrsamkeit. Klar wird, dass die Existenz des Fürsten ebenso exemplarisch – nämlich im Rahmen weitgespannter europäischer Netzwerke und Bedingungen – wie atypisch verstanden werden muss. Wenn Britta Kägler die europäischen Netzwerke süd- und mitteldeutscher Fürstenhäuser des 17. und 18. Jahrhunderts analysiert, begreift man Franken in einem Rahmen, der für individuelle Wege nur bedingt Spielraum ließ; zu verflochten waren da, auch bei Christian Ernsts drei Ehen, die Interessen und Verabredungen diverser, auf jeweils verschiedenen hierarchischen Stufen stehender Herrscherhäuser. Typisch war auch das allfällige Herrscherlob, das – trotz Christian Ernsts schlussendlichem Scheitern als Reichsgeneralfeldmarschall und Heerführer des Fränkischen Reichskreises – sein Bild bestimmen sollte, zumal in den beiden monumentalen Denkmälern, die vom erstrangigen Hofbildhauer Elias Räntz in Bayreuth und Erlangen geschaffen wurden. Ebenso differenziert wird auch des Markgrafen Hugenottenpolitik gesehen: War sie auch, so der Schluss Susanne Lachenichts, von Vorteil, so muss doch nach den realen Ergebnissen dieser aufgeklärten Wirtschaftspolitik gefragt

werden. Dass Christian Ernsts Judenpolitik fast vorbehaltlos als fortschrittlich – nämlich judenfreundlich – eingestuft werden muss, ist dagegen ein Ergebnis des Beitrags von Günter Dippold. Wolfgang Wüst wiederum beschreibt die langfristigen „polizeylichen“ Wirkungen, die das „Corpus Constitutionum Brandenburgico-Culmbachensis“ in der Markgrafschaft hatte.

Nennt man den Namen des Markgrafen, so fällt dem Laien, der sich ein wenig in der Bayreuther Kulturgeschichte auskennt, sofort der „Brandenburgische Ulysses“ des aus Nürnberg angereisten Hofdichters Sigmund von Birken ein. Iris von Dorn widmet sich in ihrem Beitrag dem gesamten Erziehungsprogramm des jungen Mannes, zu dem die Bildungsreise unabdingbar gehörte – das Programm mündete letzten Endes in die vielleicht bedeutendste Gründung, die Christian Ernst zu verantworten hatte, und der er seinen Namen gab, der bis heute in der Bayreuther Schullandschaft existiert: das Christian Ernestinum. Ebenso fortschrittlich verlief der Bau des Alten Schlosses, zu dem Rashid-S. Pegah einen instruktiven, mit einem reichen Quellenanhang versehenen Beitrag liefert: ein Bau, der in seinem Anspruch und seiner von den zeitgenössischen Architekten nicht völlig akzeptierten Form die großen Vorbilder der europäischen Schlossarchitektur nicht verleugnete. Versailles war eben mehr als ein Reiseziel – es war ein, nein: das aristokratisch-absolutistische Vorbild auch für Christian Ernst, der ihm zumal auf dem Gebiet der Architektur und der Musikkultur nacheiferte. Wer Marie-Thérèse Mourreys Beitrag über die hoch allegorischen Ballette liest, die am Bayreuther Hof aufgeführt wurden, muss es bedauern, dass nur die Libretti dieser Stücke überliefert

wurden, jedoch keine Note die Zeiten überstanden hat.

Wer, mit diesem wertvollen Band ausgerüstet, demnächst nach Erlangen oder Bayreuth reist, wo er die Orangerie und das Alte Schloss, den Markgrafenbrunnen hier und dort, die den Vergleich mit Andreas Schlüters berühmter Statue des Großen Kurfürsten provozierenden Reiterstandbilder besichtigen kann, wird begreifen, dass Markgraf Christian Ernst nicht zu den unbedeutenden Herrschern im Fränkischen Reichskreis gehörte, mag er auch damals militärisch und folglich politisch vor dem Kaiser gescheitert sein.

Frank Piontek

Hermann Glaser: **Franken. Eine deutsche Literaturlandschaft. Epochen, Dichter, Werke.** Gunzenhausen [Schrenk-Verlag] 2015, ISBN 978-3924270667, 581 S. geb., 18,4 x 24,8 cm, 65 Euro.

Hermann Glaser ist ein Erzähler, dessen narrativer Unterhaltsamkeit seine so breit angelegte wie tief grabende wissenschaftliche Kompetenz nicht im Wege steht, ein „narrator doctus“ mit eigener literarischer Qualität. Hermann Glaser muss dies längst nicht mehr beweisen, dazu ist sein bisheriges Oeuvre groß genug, aber mit zunehmendem Alter bereitet es dem früheren Nürnberger Kulturreferenten offenbar Freude, den in der kulturpolitischen Weite geschulten Blick wieder auf das Naheliegende zu konzentrieren, und für den überzeugten Franken ist das nun einmal die regionale Heimat.

Diese Konzentration ist keine Beschränkung. Dem Fokus auf die Nähe stellt Glaser einen 350seitigen Teil voran, der in gängiger Epochen-Gliederung deutsche Literaturgeschichte beschreibt, freilich im-

mer auf der Suche nach „*Leitfiguren*“ und mit den eigenen intellektuellen, zitatgestützten Bewertungen, die Glasers Arbeiten seit je auszeichnen. So konzentriert er die Aufklärung auf das Streben nach der besten aller Welten, die Romantik als „*Suche nach dem Wesensgrund*“ und den Expressionismus als Hoffnung des „*lichtlosen Prometheus*“ auf den neuen Menschen. Jedes Kapitel ist zudem ein „*Glossar*“ angefügt, das wesentliche Autoren – gewürdigte und zu kurz gekommene – biographisch vorstellt.

Schwieriger wird die Aufgabe beim zweiten Teil, bei dem Glaser gleich zu Beginn zugibt, dass die „*Herausarbeitung dessen, was jeweils als essentiell fränkisch sich zeigt*“, keine klaren Kriterien, keine eindeutige Zuordnung erlaubt. Vollständigkeit ist ohnehin nicht Glasers Anliegen, obwohl er unter den fast 1.500 im Namensregister aufgeführten Dichtern über 160 Franken mit Lebens- und Werkdaten hervorhebt. So fehlt Christine Neudecker (die schon beim Erlanger Poetenfest neben Glaser gelesen hat) und kommt Richard Wagner nur deshalb zur Ehre der regionalen Zuordnung, weil er Hans Sachs auf die Bühne gehoben hat. Aber es geht dem Autor eben nicht um eine Aneinanderreihung von Biographien. Vielmehr verfolgt er sichtlich die durchaus politische Absicht, gegen die „*überhebliche Ignoranz gegenüber Franken, die man etwa im Süden Bayerns oft antrifft*“, anzuschreiben, was ihm auf dem 1000 Jahre langen Weg von Ezzo bis Enzensberger und Wollschläger mehr als überzeugend gelingt.

Zum Leseerlebnis wird das zwei Kilo schwere Werk nicht nur durch Glasers narrative Kompetenz, sondern auch durch seinen Aufbau. Gerade im fränkischen Teil steht die Literatur immer im Kontext der lokal agierenden, oft aber europäisch

bedeutsamen Geschichte. Hinzu kommt eine reiche Auswahl an Bildern, deren Bezüge zu Landschaft und Literatur jeweils treffsicher erläutert werden. Raum dafür bietet ein Randstreifen auf allen Seiten, der dem Buch nicht nur Layout-Gestalt gibt, sondern auch die Illustrationen mit dem Text vernetzt. So erscheint das „*Nürnberger Friedensmahl*“, das die Exekution des Westfälischen Friedens zur geselligen Völlerei machte, als historisch bedeutsames Spektakel, präsentiert dazu Rathaus und Ratssaal als Orte von europäischer Relevanz und zitiert die lyrische Zusammenfassung der Speisenfolge: „*Was Jäger auf der Bahn / was Vogler auf dem Heerd / was Fischer in dem Kahn / dem Wald / der Luft / der Flut mit Netzen abgestricket / wird zu der Glut / von dar zur Taffel übergeschicket.*“ (von Harsdörffers Kollegen Johann Klaj).

Wie bei jeder Literaturgeschichte wird es in der Gegenwart besonders schwierig, wo die Auswahl nur bedingt durch die historisch erwiesene Bedeutung legitimierbar ist. Trotzdem – oder gerade deshalb – zeigt sich Glasers Griff in die fränkische Moderne als treffsicher, weil er sich nicht auf Autoren beschränkt, die anerkannt zu festen Größen fränkischer Mundartdichtung geworden sind (wie Fitzgerald Kusz oder Helmut Haberkamm), sondern immer wieder darauf hinweist, wie vielschichtig der Heimat-Bezug bei den fränkischen Autoren ist. Der Erlanger Ernst Penzoldt schrieb über seine winterliche Heimatstadt: „*Die Stadt sah ein wenig lächerlich aus. Alle Würde schien ihr genommen, selbst ihren vielen Kirchen, denen weiße Hauben verwege ins Gesicht rutschten...*“ Der Arbeiterdichter Karl Bröger, der sein Nürnberg als „*ein mächtiger steinerner Lobgesang*“ sah, geriet in seinem literarischen Bemühen, Sozialdemokraten vom Ruf „*va-*

terlandsloser Gesellen“ zu befreien, in die Gefahr nationalsozialistischer Vereinnahmungsversuche, was ihn jedoch nicht vor dem Konzentrationslager bewahrte.

Als heile Welt erscheint Franken in Glasers Darstellung ohnehin nicht. „Der Provinzler Hitler fühle sich im fränkischen Provinzialismus besonders wohl“, merkt er an und zeigt am Beispiel von Kuni Tremel-Eggert, wie Heimatkitsch auch politisch fatal wirken kann.

Was wäre noch alles zu nennen: Jakob Wassermann, Ewald Arenz, Ludwig Fels, Kevin Coyne und Godehard Schramm, Wolf Peter Schnetz, Inge Meidinger-Geise, Habib Bektas, Tanja Kinkel, Eugen wie Nora Gomringer ... So viele wären zu nennen, denen Glaser Raum, Profil und Wertschätzung gibt. Aber diese vielfältige Annäherung an die fränkische Literaturlandschaft erfordert dann doch die eigene Lektüre des Buches – ganz im Sinn von Glasers doppeldeutiger Schlussaufforderung: ins Land der Franken zu fahren, denn „hier liegt der Himmel näher an der Erde“.

Dieter Rossmessl

Michael Diefenbacher/Horst-Dieter Beyerstedt/Ulrike Swoboda/Steven M. Zehl aus (Hrsg.): **1865–2015. 150 Jahre Stadtarchiv Nürnberg. Begleitband zur Ausstellung des Stadtarchivs Nürnberg.** Nürnberg [Verlag PH.C.W. Schmidt] 2015, ISBN 978-3-925002-53-3, 348 S., geb., 144 Tafeln, zahlreiche Abb., 29 Euro.

Zu seinem 150jährigen Bestehen hat das Stadtarchiv Nürnberg einen umfangreichen, gewichtigen und opulent ausgestatteten Band herausgebracht. Die Aufmachung entspricht der Bedeutung der Reichsstadt Nürnberg im Heiligen Römischen Reich und korrespondiert der Posi-

tion, die das Stadtarchiv Nürnberg heute in der deutschen Archivlandschaft hat. Alle Beiträge sind von Mitarbeitern des Archivs verfasst. Entstanden ist so eine Leistungsschau und Selbstpräsentation des Archivs.

Ein umfangreicher erster Teil befasst sich mit der institutionellen Geschichte des Stadtarchivs und seinen Beständen, dann werden die im Lebenszyklus von Verwaltungsunterlagen anfallenden Arbeitsschritte beleuchtet („Von der Registratur in den Lesesaal“), die Tätigkeiten zu Dokumentation und Vermittlung der Stadtgeschichte und schließlich noch „Die Arbeit im Hintergrund“ vorgestellt. Präsentiert wird das ganze Spektrum heutiger Archivarbeit, deren Umfang im Stadtarchiv Nürnberg man nur bewundern kann. Durch ihre aktive Tätigkeit in den Bereichen Dokumentation und Vermittlung verfügen die Nürnberger bereits über lange Erfahrung in einem Bereich, der als Erinnerungskultur andernorts gerade erst entdeckt wird. Ebenfalls beeindruckend ist die Bilanz im Bereich der Digitalisierung. Dies dürfte auch eine Folge davon sein, dass das Archiv sich bei Digitalisierungsfragen innerhalb der Stadtverwaltung von Anfang an federführend beteiligt hat. Die Stadtverwaltung Nürnberg war ihrerseits bei Digitalisierungsfragen früh dran: Ein elektronisches Ratsinformationssystem wurde bereits 2002 eingeführt, elektronische Bauakten 2003 und Pilotprojekte zur Einführung eines Dokumentenmanagementsystems begannen bereits 2008. Der „digitale Rückblick“ auf die Jahre seit 1997, als der erste Webauftritt online ging, bietet so einen Einblick, wie ein großes Kommunalarchiv auf einen epochalen Wandel reagierte. Das liest sich interessant. Wie überhaupt der ganze Band seine Stärken am besten dort entfal-

tet, wo er sich seinen Gegenständen von außen, mit dem Blick des Historikers nähert. Durch die umfangreiche Bebildung wird der Band zu einer Schatzkiste für jeden, der sich für die Geschichte der Frankenmetropole Nürnberg interessiert.

Robert Meier

Erich Schneider: **Schweinfurt und seine Denkmäler. Architektur – Kunst – Technik.** Veröffentlichung des Historischen Vereins Schweinfurt. Neue Folge. Bd. 9. Hrsg. v. Uwe Müller. Schweinfurt 2015, ISBN 978-3-9803695-9-6, 408 S., 750 durchgeh. farb. Abb., 39,80 Euro.

Nach rund 35 Jahren Tätigkeit für die Stadt Schweinfurt verließ Dr. Erich Schneider die Städtischen Sammlungen bzw. das Kulturamt und wurde zum Gründungsdirektor des zu Beginn 2016 neu entstandenen Fränkischen Landesmuseums in Würzburg berufen. Gleichsam als krönenden Abschluss seines Wirkens in der Stadt hat er das fulminante großformatige Werk „Schweinfurt und seine Denkmäler“ hinterlassen. Der Band ermöglicht als wissenschaftlich fundiertes Lesebuch und Nachschlagewerk zu den Themen Architektur, Kunst und Technik einen neuartigen Zugang zu Geschichte und Gegenwart der Stadt.

Die Förderung durch die Kulturstiftung, die Stadt und den Bezirk ist wirklich gut angelegt. Mit dem Buch wird belegt, dass Schweinfurt das Image der tristen Industriestadt zu Unrecht anhaftete. Das Selbstverständnis hat in den vergangenen Jahrzehnten einen grundlegenden Wandel vollzogen. Waren in der Nachkriegszeit noch die großen Unternehmen die stadtprägenden Institutionen, sind diese in der Wahrnehmung doch mehr in den Hin-

tergrund getreten. Heute sind die Kunsthalle und das Museum Georg Schäfer weitgehend prägend in der Außendarstellung. Auch viele andere, kleinere, weniger bedeutende Einrichtungen in Kunst und Kultur spielen in diesem Konzert ihre Rolle. An diesem Wandel hatte Dr. Schneider als Kulturamtsleiter mit den Städtischen Sammlungen einen entscheidenden Anteil.

Nachdem in den letzten Jahren eine Reihe von kleineren Veröffentlichungen, wie z.B. die Kleine Stadtgeschichte oder der Architekturführer erschienen sind, ist dies die vollumfassende Dokumentation einer Metamorphose der Stadt, quasi der herausragende Abschluss. Wirklich? Herr Dr. Schneider schreibt selbst in seinem Vorwort, dass das Buch einige Fingerzeige geben könne, die eigentliche Arbeit müsse im Detail noch an vielen Stellen geleistet werden. Und weiter: „*Wenn dieses Buch dazu beiträgt, Schweinfurt mit anderen Augen zu sehen und sich weiter intensiv wissenschaftlich mit seinen Denkmälern aus Architektur, Kunst und Technik auseinanderzusetzen, dann sähe ich meine Aufgabe als erfüllt an.*“ Es darf also weitergehen. Der gesetzte Maßstab ist allerdings kaum zu übertreffen.

Einige Metamorphosen hat unsere Stadt bereits hinter sich. Stadtverderben, wie hier große Zerstörungen genannt werden, die letzte im Zweiten Weltkrieg, Verlagerungen der Siedlungsschwerpunkte, politische Umwälzungen ebenso. All dies wird im Band direkt oder indirekt angesprochen. „*Industrie & Kunst*“ ist der Slogan der Tourismuswerbung, sichtbar auf großen Hinweistafeln an den Autobahnen für die Reisenden. Ist die Kunst inzwischen herausgearbeitet, ist es nun höchste Zeit die Industrie, die das Sammeln ermöglichte, und die Menschen da-

rin für die Nachwelt greifbar und begreifbar zu machen. Die Zeitgenossen, die das beschreiben und bezeugen können, werden alt. Der Arbeitskreis Industriekultur, die Sachs Ausstellung, das Depot der Städtischen Sammlungen und Schloss Mainberg, um nur einige zu nennen, könnten dafür ein Anfang sein. Das ist eine neue Aufgabe.

Das Buch muss man nicht in einem Zuge durchlesen, es bietet vielmehr die Möglichkeit sich an beliebigen Stellen einzuklinken. 150 Einzeldenkmäler und 350 Gebäude in sechs Denkmalensembles ermöglichen das. Der Aufbau ist chronologisch aber dennoch erstaunlich vielseitig und abwechslungsreich. Dies gelingt dem Autor, indem die „Highlights“ zwar alle enthalten sind, aber nicht wie erwartet den breiten Raum einnehmen, sondern auch vermeintliche Kleinigkeiten vielschichtig und tiefgründig erläutert werden. So ist z.B. der Stadtbefestigung viel mehr Platz eingeräumt, als auf den ersten Blick im Stadtbild zu erkennen, ist doch weder eine durchgehende Stadtmauer noch ein Torturm mehr vorhanden. Nach der Lektüre ist dem Leser jedoch durchaus klar, wo noch Zeugnisse zu finden sind.

Auch für den Wiederaufbau nach dem sog. Zweiten Stadtverderben 1554 findet Schneider treffende Worte. So führt er aus, dass dies planmäßig und systematisch geschah. Schweinfurt wurde damals zur Renaissance-Stadt und verwendete z.B. welsche Hauben als Abschluss auf den Türmen im Gegensatz zur Nachblüte der Spätgotik mit „Echter-Nadeln“, den hohen pyramidenförmigen bekrönten Kirchtürmen, in der fürstbischöflich würzburgischen Nachbarschaft. Vielfältige Reste sind noch immer nach dem dritten Stadtverderben des Zweiten Weltkriegs und des Wiederaufbaus zu finden.

Das in der Öffentlichkeit und teilweise auch in der Fachwelt weitgehend unbekannte Wirken des in Schweinfurt geborenen und aufgewachsenen „Architekturnepcls“ Theodor Fischer und seines späteren Nachfolgers auf dem Architekturlehrstuhl, Paul Bonatz, in Schweinfurt sind Thema. Fischer gilt als „Befreier“ der deutschen Architektur vom Historismus. Ihre Bauten in Schweinfurt aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts werden ebenfalls erstmals umfassend gewürdigt.

Immer wieder sind kleine Abschweifungen in die Absätze eingestreut. Z.B. hatte der berühmte Afrikaforscher Georg Schweinfurth verwandtschaftliche Beziehungen hierher. Lamada Schweinfurth ließ sich hier wegen ihres Nachnamens nieder – sie war der Auffassung, die Familie stamme von hier. Sie war im karitativen Bereich tätig und ihre Wohnungsaustrüstung mit Masken, Gewändern, Waffen und Musikinstrumenten aus Afrika hatte für Zeitgenossen zwischen den Weltkriegen etwas Faszinierendes. Dies lockert den Lesestoff ungemein auf und macht die Lektüre noch vergnüglicher. Selbst bei den Abschweifungen sind die Anmerkungen weiterführend: Schweinfurth wurde zum Mitglied der in Schweinfurt gegründeten Leopoldina berufen!

Den Kunstwerken, der Architektur und der Technik nach dem Zweiten Weltkrieg werden etwa ein Drittel des Nettoumfangs des Buches gewährt. Das belegt den eingangs geschilderten Wandel von der Wahrnehmung Schweinfurts als Industriestadt zur Kunst. Der Band gliedert sich in die Abschnitte „Kirchen und Kulräume seit dem Mittelalter“, „Die Stadtbefestigung“, „Die Renaissance hält Einzug: Der Wiederaufbau nach dem zweiten Stadtverderben 1553/54“, „Künstler und Kunstgewerbe der Barockzeit“, „Das 19. Jahrhundert:

Von der Mediatisierung zur Industrialisierung“, „Die Ludwigs-Westbahn von 1852“, „Rund um das Spitaltor: Ein Quartier verändert sein Gesicht“, „Tradition und Avantgarde: Das 20. Jahrhundert bis 1945“, „Von Theodor Fischer bis Paul Bonatz“, „Nachkriegsarchitektur I: Kirchen“, „Nachkriegsarchitektur II: Profanbauten“ sowie „Bau- und Kunstwerke der Gegenwart“. Den Texten sind an Ort und Stelle ausführliche Anmerkungen mit Fundstellen und Bilderläuterungen beigefügt. Vorwort und Literaturverzeichnis sowie das Register rahmen die Abschnitte und ermöglichen so weitere Recherchen. Die rund 750 farbigen Abbildungen sind im Text eingestreut, teilweise aber auch bis auf das Format einer Doppelseite erweitert. Die beispielhafte Qualität bei Satz, Layout und Druck des etwa DIN A4-formatigen Werks besorgte einmal mehr das Druckhaus Weppert aus Schweinfurt.

Dr. Erich Schneider ist mit dieser Darstellung über seine mehrere Jahrzehnte währende berufliche Wirkungsstätte Beispielloses gelungen. In dem Band ist der aktuelle Forschungsstand zusammengetragen. Es wird das Standardwerk zu Schweinfurt für Generationen bleiben. Das ist vielleicht einer der Gründe, warum sich „Schweinfurt und seine Denkmäler“ zu einem regionalen Bestseller entwickelt hat. Jeder – seien es Mitbürger, Zugereiste oder Besucher –, der etwas genauer wissen will, was es mit dieser Stadt auf sich hat, ist eingeladen im Lesebuch zu blättern. Der großformatige und großzügig farbig bebilderte Band ist nicht nur als Lese- und Bilderbuch geeignet, sondern hält auch die Schlüssel für weitere Erkundungen bereit.

Leider ist Herr Dr. Schneider nun nicht mehr für die Stadt Schweinfurt beruflich tätig. Für das neue Fränkische Landesmuseum Würzburg ist das Buch aber eine

sehr gute Empfehlung. Auch hier werden wir Leser die schon gewohnte höchste Qualität seiner Veröffentlichungen erleben dürfen. Bleibt noch der Wunsch auszusprechen, dass das neue Fränkische Landesmuseum auch ab und an über den Tellerrand ins nicht bayerische Franken blicken möge! In nahezu 20 Jahren als wissenschaftlicher Leiter der Gesellschaft für fränkische Geschichte hat Erich Schneider diese Fähigkeit bewiesen. Viel Glück wünsche ich ihm zur neuen Aufgabe und uns FRANKENLAND-Lesern gute Ausstellungen und schöne Publikationen!

Thomas Voit

Barbi Lasar/Thomas Lasar: **22 schönste Radeltage an Main & Tauber. 861 km Radelvergnügen nach Plan.** Frankfurt am Main [Peter Meyer Verlag] 2015, ISBN 978-3-89859-325-0, 224 S., 84 Abb., zahlr. Karten, Tb., 17,2 x 11,8 cm, 18 Euro.

In diesem Buch kommt auf Radwegen zusammen, was historisch zusammengehört: die Region zwischen Aschaffenburg, dem Odenwald, Würzburg und Rothenburg. Zwei Flüsse prägen das Land, und an Main und Tauber verlaufen heute bestens beschilderte und ausgestattete Radwege. Mit diesem Führer kann man sie erkunden: Hinweise und Beobachtungen zu Geschichte und Besonderheiten erschließen das Land. Einkehrtipps und praktische Informationen für den Radler (Höhenmeter, Karten) runden den optisch sehr ansprechenden Band ab. Mit ihm im Gepäck werden auch Einheimische Vieles neu entdecken, und dies in einem für den Kulturinteressierten angemessenen Tempo: dem Rad.

Robert Meier

Bericht über den 88. Bundestag des FRANKENBUNDES am 21. Oktober 2017 in Suhl mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden

Bei trübem, regnerischem Herbstwetter traf sich der FRANKENBUND am 21. Oktober 2017 zum ersten Mal in seiner Geschichte im thüringischen Suhl zum 88. Bundes- tag. Unser Bezirksvorsitzender für Südthüringen, Bundesfreund Alfred Hochstrate, hatte die Veranstaltung, die im Oberrathaussaal des Suhler Rathauses stattfand, zusammen mit der Bundesgeschäftsführerin organisiert. Nach dem üblichen Begrüßungsfrühstück begann im schmucken Ratssaal der gut besuchte Festakt. Die musikalische Umrahmung der Veranstaltung übernahmen Ensembles der Städtischen Musikschule Suhl: Jugendliche Bläser intonierten u.a. „Thüringer Kirmesszenen“ und das Waldzitherensemble präsentierte das seltene Instrument, das in Suhl nachgebaut wird.

Abb. 1: Blick in den Oberrathaussaal des Suhler Rathauses vor Beginn der Festversammlung des 88. Bundestages.

Photo: Dr. Axel von Erffa.



Zu Beginn begrüßte der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, die zum Bundestag erschienenen Repräsentanten des öffentlichen Lebens, darunter vor allem den Oberbürgermeister der Stadt Suhl Dr. Jens Triebel herzlich. Er dankte Oberbürgermeister Dr. Triebel und seinem Team für die vielfältige Unterstützung bei der Realisierung des Bundestages sowie für seine Mithilfe beim September-Heft der Zeitschrift *FRANKENLAND* über Suhl und brachte seine Freude über den ausnehmend freundlichen Empfang in Suhl zum Ausdruck.

Anschließend blickte Dr. Beinhofer auf die langjährigen Verbindungen des FRANKENBUNDES mit Südthüringen, umriss die Aufgaben unseres Bundes in der heutigen Zeit und hob hervor, wie es dem FRANKENBUND gelingt, wissenschaftliche Regionalforschung laiengerecht zu vermitteln. Im Rückblick auf die fast hundertjährige Verbindung des FRANKENBUNDES mit Südthüringen verwies er auf die Tatsache, dass bereits 1921 in Römhild eine erste Gruppe gegründet wurde. Ihr folgten bald Grün-



Abb. 2: Ein jugendliches Bläserensemble der Städtischen Musikschule Suhl umrahmte den Festakt musikalisch.

Photo: Dr. Axel von Erffa.

dungen von FRANKENBUND-Gruppen in Hildburghausen, Heldburg, Meiningen. 1937 wirkte der FRANKENBUND an der 1100-Jahr-Feier von Ummendorf mit, wobei damals nicht nur der geschichtliche Festvortrag, sondern sogar ein Festgedicht von unserem Gründer und 1. Vorsitzenden Dr. Peter Schneider beigesteuert wurde.

Durch den „Eisernen Vorhang“ brachen nach dem Zweiten Weltkrieg die Beziehungen leider ab. Aber gleich nach dem Mauerfall gab es, initiiert durch den damaligen 1. Bundesvorsitzenden Dr. Vogt, erste Kontakte. 1990 wurde im *FRANKENLAND* ein Willkommensgruß an die „fränkischen Landsleute in Südhüringen“ von Lorenz Schneider veröffentlicht, der den ehemaligen DDR-Bürgern südlich des Rennsteigs die in den wesentlichen Zügen in den DDR-Schulbüchern verschwiegene fränkische Geschichte und Prägung dieser Region aufzeigte und dazu erläuterte, dass es eben auch außerhalb des heutigen Freistaats Bayern fränkische Landesteile gibt – wie z.B. Württembergisch und Badisch Franken. Lorenz Schneider fuhr 1990 in seinem Willkommensgruß fort: „*Und der kleinste Teil, der dem übrigen Franken an Schönheit der Landschaft und Reichtum der Kultur in keiner Weise nachsteht? Das ist eben das ‚Thüringische Franken‘ – wie wir es nennen, oder das ‚Fränkische Thüringen‘, wie man von thüringischer Seite aus sagen könnte. Werden Sie Mitglied des Frankenbundes, Sie werden großen Gewinn daraus ziehen und Ihre Heimat aufs Neue gewinnen.*“

So kam es zur Wieder- bzw. Neugründung von FRANKENBUND-Gruppen in Meiningen, Hildburghausen, Römhild und Suhl im Jahr 1991 und zum Regionaltreffen der FRANKENBUND-Gruppen aus Südhüringen 1995. Am 1. Juli 2001 trat schließlich die Gruppe Eisfeld dem FRANKENBUND bei.

In der Folgezeit bewahrheitete sich leider, was 1995 die südhüringischen Frankenbündler berichteten, nämlich „*dass das Heimatgeschichtsbewusstsein in Südhüringen noch nicht ausreichend entwickelt ist*“ (FL 1995, S. 183). In der Folgezeit gab es zahlreiche Fahrten von FRANKENBUND-Gruppen ins Südhüringische, zuletzt erst vor wenigen Wochen die Oberfränkische Regionalfahrt unter Stellvertretendem Bundesvorsitzenden Siegfried Stengel mit Besichtigung der Heldburg und Kloster Veßra. Erwähnt sei auch noch, dass wir in den vergangenen Jahren schon einmal mit einem Bundestag in Südhü-

ringen zu Gast waren, als 2010 unser Jahrestreffen in Meiningen stattfand. All dies belegt deutlich, dass Südhüringen immer schon im Blick des FRANKENBUNDES lag.

Die folgenden Ausführungen unseres 1. Bundesvorsitzenden waren von programmatischer Bedeutung, weswegen sie dem geneigten Leser nicht vorenthalten werden sollen. Dr. Beinhofer führte zur Aufgabe des FRANKENBUNDES heute wörtlich aus:

„Es geht uns also im FRANKENBUND um die Pflege unseres gemeinsamen kulturellen Erbes und seine Weiterentwicklung in der Gegenwart und darum, den Menschen damit auch Heimatbewusstsein zu vermitteln. Es ist noch nicht lange her, da war ‚Heimat‘ fast ein Unwort. Bestenfalls wurde es mit Spießigkeit und Provinzialität verbunden, mit Gartenzwerg und Bausparvertrag – mit Heimattümelei. Die Heimatvertriebenen galten als ‚Revanchisten‘. Ihre traumatischen Erfahrungen wurden von den Achtundsechzigern verächtlich gemacht. Besonders schlimm ist es, wenn ‚Heimat‘ politisch missbraucht wird, ausgrenzend, im Sinne von ‚Wir gegen die‘. Gerade Rechtspopulisten, alte und neue Nazis, haben dafür gesorgt, dass der Begriff ‚Heimat‘ verbrannt war.“

Doch seit der Bundestagswahl erlebt das Wort und damit das Thema einen Höhenflug. „Wer sich nach Heimat sehnt, ist nicht von gestern“, erklärte Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier zum Tag der Deutschen Einheit. Ja, nicht zuletzt aus den linken Parteien kommen plötzlich ungewohnt positive Bemerkungen über Heimat. Es scheint, dass viele durch die brachialen Äußerungen von AfD-Leuten („Wir werden sie jagen.“, „Wir werden uns unser Land und unser Volk zurückholen.“) aufgeschreckt sind. Man will das Thema nicht der äußersten Rechten überlassen. Vielleicht auch, weil man ahnt, dass die Menschen sich in einer unruhigen Welt doch nach einem Ort der Geborgenheit, Sicherheit, Identität sehnen. Und dieser Ort ist nicht nur räumlich zu verstehen.

Eigentlich war Heimat im besten Sinn immer attraktiv. Jeder will wissen, wo er herkommt, mehr noch: wo er sich zugehörig fühlen kann. „Verstehen und verstanden werden – das ist Heimat“, so der Bundespräsident. Dieses Bedürfnis nach Orientierung und Halt ist besonders stark, wenn das Dasein aus den Fugen gerät. Je unübersichtlicher und hektischer es zugeht, umso mehr sucht man nach Gewissheit, nach stabilen Verhältnissen.

Aber Vorsicht: Es geht uns im FRANKENBUND damit nicht um Ausgrenzung! Sich an der Schönheit der eigenen Landschaft, seiner Baudenkmäler, Sprache, Musik und Bräuche zu erfreuen, bedeutet nicht, den Nachbarn schlecht zu machen. Wer heute neue Grenzen ziehen will, will sich abschotten. Er hat aus den fatalen Folgen des Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert nichts gelernt. Denn Kultur lebt immer auch vom Austausch und von gegenseitiger Befruchtung. Einige früher nationalstaatlich heiß umkämpfte Regionen leben uns das heute vor (Elsass, Schlesien).

Darum geht es – wenn auch in einem weniger dramatischen Rahmen – ebenso bei uns Franken: Der FRANKENBUND strebt keinen neuen Staat an; es geht uns vielmehr darum, wie es der frühere Bayerische Europaminister Eberhard Sinner auf einer unserer Bundesbeiratstagungen in Grünsfeld einmal formuliert hat, Franken als (Kultur-)Marke im Europa der Regionen sichtbar werden zu lassen, als ein regionaler Verbund, der auf gemeinsamer Sprache (Dialekt), geschichtlicher Verbundenheit einhergehend mit kulturellen Gemeinsamkeiten beruht. Dazu sollten wir uns auch gemeinsam – über die Landesgrenzen hinweg – positionieren (z.B. im Hinblick auf die Rundfunkanstalten, die staatl. Museumspolitik oder die Behandlung Frankens im Schulunterricht).“

Weiterhin wies Dr. Beinhofer darauf hin, dass beim FRANKENBUND besonders die Weitergabe wissenschaftlicher Erkenntnisse der Regionalforschung an das interessierte, aber eben nicht fachlich geschulte, breite Publikum im Fokus stehe. Diesen Ansatz sah er beispielhaft von der diesjährigen Kulturpreisträgerin Silvia Kirchhof eingelöst. Sie hatte vor sieben Jahren den Entschluss gefasst, in Gerolzhofen mit einem Amateurenensemble Theaterstücke aufzuführen. Unser 1. Bundesvorsitzender unterstrich, „*dieser mutigen Entscheidung verdank[e] Gerolzhofen seither Theateraufführungen, die weit über die Stadt hinaus Beachtung finden. Dabei scheut sich Frau Kirchhof auch nicht, schwierige Themen aufzugreifen wie die Aufarbeitung der letzten Kriegstage im April 1945 in Gerolzhofen in der Aufführung „Fräulein Schmitt und der Aufstand der Frauen“ oder heuer das Wandeltheater „Du musst dran glauben“, das sich mit Reformation und Gegenreformation befasste und deren Auswirkungen auf die Menschen in Gerolzhofen beleuchtete. Ein Kennzeichen ihrer Regiearbeit ist die gründliche Beschäftigung mit dem historischen Stoff, die auf der Zusammenarbeit mit Historikern und deren Archivrecherchen aufbaut. Das Stadttheater ist ein Theater für die Stadt, mit Bürgern dieser Stadt und auf öffentlichen Plätzen der Stadt. Damit gibt sie dem Begriff „Stadttheater“ ganz neue Facetten.*“

OB Dr. Triebel meinte in seiner Willkommensansprache, dass es zwar noch Berührungsängste gebe, die aber sicherlich zu überwinden wären. Auch die Gelegenheit, in den Medien (Das Regionalfernsehen berichtete ausführlich über den Bundestag! Die Reportage ist im Netz unter „<https://vimeo.com/239326695>“ anzusehen) die thüringisch-fränkischen Verbindungen bekannter zu machen, sei eine hier zu nutzende Chance. Dies habe er auch beim Treffen der Oberbürgermeister der kreisfreien Städte Frankens im März dieses Jahres in Suhl/Heinrichs hervorgehoben, denn seiner Ansicht nach seien – auch vor dem Hintergrund einer dräuenden Gebietsreform – Initiativen wichtig, die Grenzen nicht betonen, sondern vielmehr zu überwinden helfen. Abschließend bedankte sich Dr. Triebel nochmals bei den Autoren des Suhl gewidmeten Heftes der Zeitschrift *FRANKENLAND* und dafür, das sich Suhl so ansprechend habe präsentieren können. Als Dank an die Bundesleitung des FRANKENBUNDES übergab er druckfrische Exemplare des großformatigen Kalenders „Suhler fränkische Fachwerkschätze“ und meinte: „*Das schönste Franken ist bei uns in Suhl*“.



Abb. 3: OB Dr. Jens Triebel bei seinem Grußwort an den Bundestag.
Photo: Dr. Axel von Erffa.

*Abb. 4: Überreichung des Fachwerkkalenders an die Mitglieder Bundesleitung.
Photo: Dr. Axel von Erffa.*



An das Grußwort schloss sich der Festvortrag von Professor Dr. Olaf Kretzer zum Thema „Astronomie im nördlichen Franken“ an. In seinen Ausführungen stellte der vollkommen frei sprechende Referent bedeutende Suhler und Thüringer im Hinblick auf die Sternkunde in den Vordergrund.

Abb. 5: Prof. Dr. Olaf Kretzer bei seiner Festansprache.

Photo: Dr. Axel von Erffa.



Ein weiterer Höhepunkt des 88. Bundestages war anschließend die Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES für das Jahr 2017 an die Leiterin des Kleinen Stadttheaters Gerolzhofen, Frau Silvia Kirchhof, deren Verdienste der 1. Bundesvorsitzende schon zu Eingang der Veranstaltung gewürdigt hatte. Die Laudatio auf die Preisträgerin, die hier im Anschluss abgedruckt ist, hielt die 1. Vorsitzende des Historischen Vereins in Gerolzhofen e.V., Frau Sabine Wolf. Unsere neue Kulturpreisträgerin bedankte sich mit einem Chanson von Friedrich Hollaender.

Daran anschließend wurde Bundesfreundin Dr. Karen Schaelow-Weber von Herrn Dr. Beinhofer für ihr langjähriges Engagement in der Gruppe Bad Neustadt des FRANKENBUNDES mit dem Silbernen Bundesabzeichen geehrt. Sie ist seit nunmehr zehn



Abb. 6: Die Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES 2017 an Frau Silvia Kirchhof.

Photo: Dr. Axel von Erffa.

Jahren Vorsitzende der dortigen Gruppe und hat in dieser Funktion auch bei der Ausrichtung des 82. Bundestages 2011 tatkräftig mitgeholfen. In seinem Schlusswort ließ schließlich der 2. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Prof. Dr. Werner K. Blessing, die gesamte Festveranstaltung noch einmal Revue passieren.



Abb. 7: Die Ehrung von Bundesfreundin Dr. Karen Schaelow-Weber.

Photo: Dr. Axel von Erffa.

Nach dem Festakt begaben sich alle Teilnehmer ins direkt neben dem Rathaus gelegene Gasthaus „Zum Bären“, das extra für den FRANKENBUND seine Pforten geöffnet hatte. Am Nachmittag führten dann die Delegierten in den Suhler Stadtteil Heinrichs, wo um 14.00 Uhr vor dem vormaligen Rathaus von Heinrichs, dem jetzigen Gebäude der Volkshochschule, eine Führung zu den prächtigen Fachwerkbauten entlang der dortigen Hauptstraße durch die Herren Thomas Dreger und Stadtkonservator Uwe Jahn begann.

Danach fand ab 15.00 Uhr die Delegiertenversammlung des 88. Bundestags des FRANKENBUNDES in der Volkshochschule statt. Der 1. Bundesvorsitzende Dr. Beinhofer gab zunächst den Jahresbericht der Bundesleitung für 2016 ab. Anschließend legte Schatzmeister Peter Feuerbach den Kassenbericht vor, dem der Kassenprüfungsbericht

Abb. 8: Die Delegierten wurden durch den schmucken Fachwerkort Heinrichs geführt.

Photo: Dr. Axel von Erffa.



folgte. Alle Berichte wurden zustimmend zur Kenntnis genommen, so dass die Bundesleitung einstimmig entlastet werden konnte.

Nun erfolgte die Neuwahl der Bundesleitung, bei der die Posten des Stellvertretenden Bezirksvorsitzenden für Unterfranken (Herr Prof. Reder stellte sich aus Zeitgründen

Abb. 9: Die Bundesleitung während der Delegiertenversammlung des 88. Bundestages.

Photo: Dr. Axel von Erffa.



nicht mehr zur Wahl) und (nach dem Tod von Herrn Dr. Alf Dieterle) des Mitglieds im Ältestenrat für Unterfranken neu zu besetzen waren. Für Prof. Reder rückte Frau Dr. Birgit Speckle und für Dr. Dieterle s.A. Herr Theobald Stangl in die Bundesleitung bzw. den Ältestenrat des FRANKENBUNDES nach. Alle anderen Positionen werden weiterhin von den bisherigen Inhabern ausgefüllt.

Die Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen gab sodann einen Überblick über die Veranstaltungen des Gesamtbundes im kommenden Jahr. Am 17. März 2018 findet die 71. Bundesbeiratstagung im Alten Schloss Neustadt a.d. Aisch zum Thema „Versicherungs- und Vereinsrecht für Geschichts- und Heimatvereine“ statt. Der 89. Bundestag des FRANKENBUNDES soll am 20. Oktober 2018 in Tauberbischofs-

heim organisiert werden. Für den 14. April 2018 ist der 7. Fränkische Thementag zum Thema „Fränkische Dialekte“ (wahrscheinlich in Arnstein) angesetzt.

Die 7. Unterfränkische Regionaltagung ist für den 8. Juni 2018 als Schiffahrt von Würzburg nach Ochsenfurt (mit längerem Aufenthalt in Eibelstadt) vorgesehen. Am 23. Juni 2018 soll eine Orgelwanderung von der St. Jakobskirche in Urphar zur Klosterkirche nach Bronnbach/Tauber durchgeführt werden. Die zweite Oberfränkische Regionalfahrt zum Thema „Die Hohenzollern in Franken“ wird am 15. September 2018 von der romanischen Kaiserburg in Nürnberg über die Renaissanceburg Cadolzburg zur barocken Residenz in Ansbach führen. Unsere erfolgreiche Wanderausstellung zu „Fränkischen Lebensbildern im Fokus der Reformation“ macht im nächsten Jahr in Ansbach, Stein und Heilsbronn Station. Außerdem ist eine Beteiligung am „Tag der Franken“ am 1. Juli 2017 in Ansbach geplant.

Unter Tagesordnungspunkt 7 stand schließlich noch die Aufnahme eines neuen Vereins an: Der Geschichts- und Heimatverein Kreuzwertheim aus Unterfranken wünschte, rückwirkend zum 1. Januar 2017 dem FRANKENBUND als selbständige Gruppe beizutreten. Die Delegiertenversammlung stand diesem Ansuchen sehr positiv gegenüber und stimmte ihm nach kurzer Aussprache zu. Allerdings wurde, da der 1. Vorsitzende des Geschichts- und Heimatvereins Kreuzwertheim, Herr Manfred Schneider, leider nicht am Bundestag teilnehmen konnte, die Beschlussfassung über den Beitrittsvertrag, die den Aufnahmekt rechtlich verbindlich machen wird, auf einen späteren Zeitpunkt verschoben.

Da am Ende der Beratungen keine Anträge oder Wünsche an die Delegiertenversammlung vorlagen, konnte sich der 1. Bundesvorsitzende zum Schluss bei allen Delegierten und der gesamten Bundesleitung für ihr Erscheinen sowie den erfolgreichen Verlauf der Beratungen bedanken und den 88. Bundestag des FRANKENBUNDES schließen.

PAS/Paul Beinhofer

Sabine Wolf

Laudatio auf Frau Silvia Kirchhof anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES am 21. Oktober 2017 in Suhl/Thüringen

Sie werden sich eventuell fragen, wer ist denn diese Silvia Kirchhof? Zum einen ist sie eine Mutter von vier Kindern zum anderen Klinikclown. Auf der einen Seite ist sie Diva, Chanson-Sängerin, Schauspielerin, Regisseurin, auf der anderen Seite aber auch Gute-Laune-Botschafterin bei der ehrenamtlichen Zusammenarbeit in der offenen Behinder-tenarbeit.

Wie Sie sehen, ein Mensch mit vielen Begabungen, einem großen Herzen und viel Einfühlungsvermögen. Im Chanson-Duo „Cafe Sehnsucht“ ist Frau Kirchhof zusammen mit ihrem Ehemann schon länger eine kulturelle Bereicherung für unsere Region. Doch nicht zuletzt die Liebe zur ihrer Heimatstadt Gerolzhofen hat dazu geführt, dass sie noch mehr für die Menschen vor Ort tun wollte. So gründete sie zusammen mit ihrer ehemaligen Theaterlehrerin des Gymnasiums, Frau Monika Freiberger, das Kleine Stadttheater Gerolzhofen. Als Co-Regisseurin ist Frau Freiberger bis heute eine zuverlässige und erfahrene Stütze für unsere Regisseurin.

Als erstes Stück wurde 2010 „Das große Welttheater“ in der Stadtpfarrkirche aufgeführt. Gerade am Anfang waren natürlich die Bedenken groß: Das klappt doch nie!

Wer soll denn da kommen? Wen interessiert denn das in Gerolzhofen überhaupt? Jedoch der große Zuspruch durch die Zuschauer, ausverkaufte Veranstaltungen und die Qualität der Inszenierung bestätigten ihren Mut zur konsequenten Umsetzung ihres Konzeptes und gaben den Ansporn weiterzumachen.

Es folgte 2011 ein lyrisch-poetischer Abend und 2012 die Komödie „Pension Schöller“. 2013 wurde in der evangelischen Kirche Gerolzhofens Lessings Werk „Nathan der Weise“ aufgeführt und 2014 folgte das Historienstück „Katrín und der schwedische Obrist“ in Frankenwinheim sowie „Der Brandner Kaspar schaut ins Paradies“ in der Gerolzhöfer Spitalkirche.

2015 griff Frau Kirchhof dann, meiner Ansicht nach, nach den Sternen. Sie hatte die Idee einen bekannten Autor und gebürtigen Gerolzhöfer mit einem Stück zu beauftragen, das sich mit der Geschichte Gerolzhofens befasst. Allerdings musste diese erst noch erforscht werden! Ziemlich mutig, finde ich!

Erstens erhob sich die Frage, ob es in der Gerolzhöfer Historie zu diesem Thema überhaupt genügend Stoff gäbe, um diesen zu einer interessanten Geschichte verarbeiten zu können. Würde der Autor so schreiben können, wie es der Regisseurin vorschwebte und vor allem auch so, dass es auch inszeniert werden könnte? Würde das Skript zur vereinbarten Zeit vorliegen? Würde es genügend passende Schauspieler geben? Zudem verursachten diese aufwendigen Vorarbeiten auch höhere Kosten, und diese mussten dann durch mehr Zuschauer kompensiert werden. Das führte dazu, dass auf dem Marktplatz Gerolzhofens eine große Freilichtbühne mit 800 Zuschauerplätzen aufgebaut wurde und so am Originalschauplatz der Frauenaufstand vom 6. April 1945 gespielt werden konnte.

Das diesjährige Theaterprojekt war noch einmal eine Spur größer und gewagter. Folglich konnte es nur in der Trägerschaft der Stadt Gerolzhofen gestemmt werden. Das Kon-



Abb. 1: Die Gerolzhöfer Sängerin, Schauspielerin und Regisseurin Silvia Kirchhof ist die Kulturpreisträgerin des FRANKENBUNDES für das Jahr 2017. Photo: Dr. Axel von Erffa.



Abb. 2: Frau Sabine Wolf, 1. Vorsitzende des Historischen Vereins in Gerolzhofen e.V. (Gruppe des FRANKENBUNDES), bei ihrer Laudatio auf die neue Kulturpreisträgerin des FRANKENBUNDES.
Photo: Dr. Axel von Erfä.

zept war wie gehabt: Aufarbeitung Gerolzhöfer Geschichte in einer Uraufführung an besonderen historischen Orten. Das führte zum Wandeltheater „Du musst dran glauben. Echter, Luther und Gerolzhofen“.

Die Aufarbeitung des Themas Reformation und Rekatholisierung übernahm diesmal sogar ein ganzes Team. Obwohl natürlich auch hier die wissenschaftliche Aufarbeitung des Themas an erster Stelle stand, die diesmal wieder der auf mittelalterliche Geschichte spezialisierte Professor Dr. Rainer Leng aus Würzburg übernahm. Zusammen mit drei Theologen (beider Konfessionen) sowie Heimatforschern und Kulturbefragten der Stadt Gerolzhofen konnte dann gemeinsam um ein möglichst authentisches und dennoch allgemein verständliches Stück gerungen werden.

Was zeichnet Frau Silvia Kirchhof denn jetzt besonders aus?

Sie besitzt die wunderbare Gabe, Menschen unterschiedlichster Couleur zusammenzuführen und für eine Sache zu begeistern. Das beginnt bei der Entstehung des Stücks, wobei katholische und evangelische Christen sowie auch Priester, Heimatforscher und studierte Historiker gemeinsam um die Wahrheit gerungen haben. Es wird fortgeführt bei der Auswahl der Schauspieler. Da spielen Kinder, Jugendliche, Hausfrauen, Berufstätige, Selbständige, auch Behinderte mit. Silvia Kirchhof versucht sie alle irgendwo einzubinden. Für jeden der Interesse hat, wird eine Rolle gesucht und gefunden. Dabei halten alle durch bis zum Schluss und bilden eine eingeschworene Gemeinschaft.

Das alles geht nur mit einem großen Herz für die Menschen, viel Empathie und Idealismus. Aber auch mit viel persönlichem Einsatz, Disziplin und Mut. Aber wie schon Bischof Friedhelm von Würzburg bemerkte: „*Ihre schlaflosen Nächte, Frau Kirchhof, waren gut angelegt!*“

Frau Silvia Kirchhof setzt hohe Maßstäbe, denn sie möchte kein Boulevard Theater spielen, sondern anspruchsvolles Theater bieten, das sich mit den existenziellen Fragen des Lebens befasst. Sie möchte nicht den Zeigefinger erheben oder anklagen; sie möchte, dass sich jeder sein eigenes Urteil bildet. Dabei ist jeder einzelne von uns angesprochen. Egal ob groß oder klein, ob arm oder reich, ob Akademiker oder einfacher Mann. Jeder soll sich berühren lassen und wird berührt. Die aufgearbeiteten Themen machen damit oft schwierige und unbequeme Geschichte für alle erlebbar.

Dass dies alles möglich ist, hat uns Silvia Kirchhof gezeigt! Vielen Dank dafür! Liebe Silvia, ich danke Dir für Dein hohes Engagement und deinen Beitrag für das kulturelle Leben in unserer Region. Darüber hinaus beglückwünsche ich Dich natürlich von ganzem Herzen zu der heutigen Auszeichnung durch den FRANKENBUND.

Zu diesem Heft	3*
„Reformation in Franken“	
<i>Rudolf Keller</i>	
Vom Ablassstreit bis zur Augsburger Konfession	4*
<i>Hans-Wolfgang Bergerhausen</i>	
Der Augsburger Religionsfrieden	15*
<i>Wolfgang Merklein</i>	
Andreas Bodenstein, genannt Dr. Carlstadt	26*
<i>Wolfgang F. Reddig</i>	
Kanzler Georg Vogler	40*
<i>Evelyn Gillmeister-Geisenhof</i>	
Die Kleidung der evangelischen Pfarrer nach der Reformation in Franken	51*
Bücher zu fränkischen Themen	63*

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Prof. Dr. Hans-Wolfgang Bergerhausen	apl. Professor am Lehrstuhl für Neuere Geschichte der Universität Würzburg Institut für Geschichte Am Hubland, 97074 Würzburg hans.bergerhausen@uni-wuerzburg.de
Evelyn Gillmeister-Geisenhof	Bezirksvorsitzende des Frankenbunds für Mittelfranken Heuberg 5, 91781 Weißenburg gillmeister-geisenhof@gmx.de
Prof. Dr. Rudolf Keller	Pfarrer i.R., apl. Professor (Univ. Regensburg) Seckendorffstraße 14, 91522 Ansbach drrudolfkeller@web.de
Dr. Peter Kolb	Ltd. Regierungsdirektor a.D. Felix-Dahn-Straße 6, 97072 Würzburg
Dr. Ernst-Günter Krenig †	Studiendirektor i.R. Kapellenweg 30, 97082 Würzburg
Wolfgang Merklein	Studiendirektor a.D., Kunsthistoriker Vorsitzender des Historischen Vereins Karlstadt Schustergasse 5, 97753 Karlstadt w.merklein@gmx.de
Dr. Frank Piontek	Kulturpublizist Leuschnerstr. 13, 95447 Bayreuth, drpiopiontek@gmx.de
Dr. Wolfgang F. Reddig	Leiter des Markgrafemuseums und Stadtarchivs Pfarrstraße 1, 91522 Ansbach w-reddig@t-online.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Regierungsdirektor Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 250139, 97044 Würzburg DL2NAI@t-online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Zu diesem Heft:

Liebe Leser der Zeitschrift FRANKENLAND!

Das Sonderheft der Zeitschrift FRANKENLAND, das Sie gerade in Händen halten, präsentiert Ihnen die eingesandten informativen und ansprechenden Beiträge des 6. Fränkischen Thementages des FRANKENBUNDES, den die Bundesleitung am 6. Mai 2017 in Nürnberg veranstaltete. Anlässlich des heuer anstehenden Gedenkens an den Beginn der Reformationszeit mit der Thesenveröffentlichung durch Martin Luther vor 500 Jahren beschäftigte sich unsere Veranstaltung mit dem Thema „Die Reformation in Franken.“

Der Ort der Tagung war mit Bedacht ausgewählt worden, da in Nürnberg bereits im Jahr 1525 durch Ratsbeschluss der evangelische Gottesdienst eingeführt wurde. So kann diese ehemalige Reichsstadt mit Recht als einer der Hauptorte der Reformation in Franken und in Deutschland insgesamt gelten. Die wissenschaftlichen Vorträge, die durch mehrere Führungen an historischer Stelle sowie durch die vom FRANKENBUND organisierte Ausstellung „Fränkische Lebensbilder im Fokus der Reformation“ ergänzt wurden, fanden im Haus Eckstein der evangelisch-lutherischen Kirche gleich bei der Pfarrkirche St. Sebald statt.

Das einführende Referat mit dem Titel „Vom Ablassstreit bis zur Augsburger Konfession“ hielt apl. Prof. Dr. Rudolf Keller von der Universität Regensburg, in dem er die Entwicklung der reformatorischen Bewegung von 1517 bis 1530 in Franken umriss. Anschließend sprach apl. Prof. Dr. Hans-Wolfgang Bergerhausen (Universität Würzburg) über die Bedeutung des Augsburger Religionsfriedens von 1555, der die initiale Phase der Reformationszeit zu einem ersten, wenn auch nicht dauerhaften Endpunkt führte. Mit den Vorträgen von Wolfgang Merklein (Karlstadt) über „Andreas Bodenstein, genannt Dr. Carlstadt“ und von Dr. Wolfgang F. Reddig (Ansbach) zu „Kanzler Georg Vogler“ wurden weitere, eher personenbezogene Facetten der Geschichte der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts beleuchtet. War Bodenstein Förderer Luthers gewesen, der dann in seiner Radikalität zu ihm in Opposition geriet, so geriet der Ansbacher Kanzler Vogler als Fürsprecher der neuen Lehre am Ansbacher Hof letztlich zwischen die Mühlsteine der Politik und musste zeitweilig sogar in Festungshaft.

Zusätzlich zu diesen Beiträgen, die beim Thementag referiert wurden, können wir unseren geschätzten Lesern des Sonderheftes noch einen Aufsatz von Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof (Weißenburg) präsentieren. Sie hat uns aufschlussreiche Informationen über die „Kleidung der evangelischen Pfarrer nach der Reformation in Franken“ beigesteuert, die hoffentlich auf Ihr Interesse stoßen werden. Dafür sei Ihr an dieser Stelle herzlich gedankt.

Somit können Sie, verehrte Leser, bei der Lektüre dieses Sonderhefts Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND ein recht dichtes, vielgestaltiges Bild der damaligen Zeit, ihrer Umstände und Auswirkungen gewinnen. Die Schriftleitung wünscht Ihnen allen viel Vergnügen und gute Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND.

*Ihr
Dr. Peter A. Süß*

Anfänge der Reformation in Franken: Vom Ablassstreit bis zum Augsburger Reichstag (1530)

Wir wollen hier vorstellen, wie sich die Anfänge der Reformation in Franken ereignet haben. Soweit ich sehe, hat in Franken kein Ablassstreit stattgefunden, aber die Auswirkungen eines solchen Streites an der damals noch jungen Universität Wittenberg haben bis nach Franken – vor allem nach Nürnberg und von da ins Land – gewirkt. Nürnberg kann als ein Zentrum der Reformation angesehen werden.¹ Auf dem Augsburger Reichstag 1530 waren die Vertreter der Reichsstadt und Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg-Ansbach-Kulmbach mit ihren Theologen vertreten. Franken ist mit Recht oft als ein Kernland der Reformation bezeichnet worden.

hat, braucht uns kaum zu interessieren, jedenfalls wurden sie schnell bekannt. Sie wurden gedruckt und dadurch weit verbreitet. Der erste Druck der 95 Thesen Luthers erschien – das ist für uns nicht unwichtig – nicht in Wittenberg, sondern in Nürnberg bei dem Drucker Hieronymus Hölzel.² Weitere Drucke folgten noch 1517 in Leipzig und in Basel. In Nürnberg hat der Ratskonsulent Christoph Scheurl II. den Druck veranlasst.³ Er, der sich im Kreis der Humanisten für die Glaubensfrage interessierte, hatte den Text der Thesen durch den Wittenberger Kanoniker Ulrich von Dienstedt erhalten. Scheurl selbst war bekanntlich bis 1512 Rektor der damals noch jungen Universität Wittenberg gewesen, bevor er wieder in seine Heimatstadt Nürnberg zurückgekehrt war.⁴

Der Ablassstreit

Im Ablassstreit erleben wir, wie der Augustinermönch und Professor Martin Luther in Wittenberg seinem Beruf nachging. Er war Inhaber eines Lehrstuhls mit dem Fachgebiet Auslegung der Bibel. Als geweihter Priester war der Professor immer gleichzeitig auch mit Aufgaben in der Pfarrei als Prediger und Seelsorger betraut. Im Rahmen seiner Bibelauslegung und durch die Provokation, die er im Beichtstuhl beim Hören der Beichte empfinden musste, stellte Luther seine 95 Thesen über den Ablass am Vorabend des Allerheiligenfestes 1517 öffentlich in der Universität zur Diskussion. Ob er sie selbst an der Tür der Schlosskirche in Wittenberg angeschlagen

Was verstehen wir unter „Reformation“?

1517, das Jahr, das des Thesenanschlags in Wittenberg wegen gewöhnlich als Beginn der Reformation angenommen wird, war also in Franken nur für die wenigen humanistisch Aufgeschlossenen von Bedeutung. Bis zum Beginn der Reformation im Gebiet sollte es noch dauern. Im mittelalterlichen Sprachgebrauch wurde das Wort „reformare“ parallel mit „renovare“, „innovare“, „restituere“ verwendet. Da waren Reformation und Renaissance also eigentlich synonyme Begriffe. Luther nannte sich nicht einen Reformator; er wusste sich nicht als der Bringer einer neuen Zeit. Positiv verwandte Luther den Begriff nur in der Reformation seiner Universität, wo

sich sein Berufsleben abspielte und wo anstehende Reformen durchzuführen waren. Im Blick auf die Kirche nannte er selbst sich nicht Reformatör.

Erst Veit Ludwig von Seckendorf verwandte 1688 den Begriff in unserem heutigen Sinn für die Reform, die von Luthers Wirken ausging.⁵ Luther selbst verstand sich in der einen heiligen christlichen Kirche, die allezeit sein und bleiben müsse. Zu erkennen ist diese Kirche daran, dass in ihr das Evangelium rein gepredigt wird und die heiligen Sakramente gemäß dem Evangelium gereicht werden.⁶ Dieser Kirche wollte Luther dienen. Er dachte nicht an Neugründung und auch nicht daran, seinen Namen dafür zu gebrauchen.⁷ Er dachte wohl an Freilegung der wahren Kirche von Missbräuchen und Traditionen, für die er die Übereinstimmung mit dem Evangelium nicht feststellen konnte.

Nürnberg

Hier lautet das Thema: „Die Reformation in Franken“, und wir können gut beobachten, wie Reformation eine Erneuerungsbewegung in der Reichsstadt Nürnberg und im Markgraftum Brandenburg-Ansbach-Kulmbach gewesen ist.⁸ In der Noris hatte die Reformation eine gewisse Vorbereitung in der vorreformatorischen Predigt gefunden. In Kreisen der humanistisch bestimmten Oberschicht gab es viele Sympathisanten für die von Wittenberg ausgehende Bewegung. Der Rat hatte das Recht, die Predigerstellen zu besetzen. Für die Predigerstellen hatte der Rat das Präsentations- und Patronatsrecht. Dadurch konnte in solchen Städten die Reformation leichter und schneller Fuß fassen.⁹ In Nürnberg waren die beiden Propsteien bei St. Sebald und St. Lorenz an Lutheranhänger vergeben worden. Die Predi-



Abb. 1: Lazarus Spengler (1507–1534). Ratschreiber (Leiter der Ratskanzlei) in Nürnberg.

Photo: Joachim Schäfer – Ökumenisches Heiligenlexikon

gerstellen wurden 1522 mit Dominikus Schleupner und Andreas Osiander, beides reformatorisch gesinnte Theologen, neu besetzt. 1522 bis 1524 entfaltete sich eine reformatorische Bewegung, gegen die der Rat kaum eingriff. Lazarus Spengler,¹⁰ der Ratsschreiber – heute würden wir sagen: der Leiter der Ratskanzlei – förderte diese Bewegung bewusst. Er war selbst theologisch gebildet und hoch motiviert.¹¹ Das von ihm 1524 gedichtete Lied „Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen“ ist fest in die Bekenntnis- und Liedtradition eingegangen.¹² Anfang März 1525 kam es zum „Nürnberger Religionsgespräch“, aus dem die von Andreas Osiander geführte evangelische Seite als Sieger hervorging. Der Rat hielt sich zurück und ließ die getroffene Entscheidung von da an gelten, behauptete sich auch gegen die Ansprüche des Bamberger Diözesanbischofs Weigand von Redwitz.

Andreas Osiander

Werfen wir zunächst einen Blick auf den theologisch wichtigsten Kopf der Reformation im fränkischen Gebiet, Andreas Osiander (1496–1552).¹³ Über seine Frühzeit wissen wir vieles nur in Umrissen. Er wurde in Gunzenhausen geboren und hatte ab 1515 in Ingolstadt studiert. 1520 wurde er in Gunzenhausen zum Priester geweiht und feierte dort seine Primiz. 1519 wurde er als Hebräischlehrer am Kloster der Augustiner-Eremiten in Nürnberg angestellt. Das Kloster von Luthers Orden hatte auch in Nürnberg Bedeutung für die humanistische Bildung und Beschäftigung mit Luthers Lehre. Luther selbst kehrte hier

als Gast ein, als er 1518 nach Augsburg reiste. In die Zeit am Kloster fällt Osianders Hinwendung zu Luthers Lehre. 1522 wird er Prediger an St. Lorenz in Nürnberg. Das geschah ungefähr zeitgleich mit dem Dienstbeginn der Prediger Dominikus Schleupner an St. Sebald und Thomas Venatorius an der Heilig-Geist-Kirche. Damit waren die drei wichtigsten Predigerstellen in der Reichsstadt durch den Rat mit Theologen besetzt, die Luthers Lehre kannten und befürworteten. Osianders erste erhaltene schriftliche Zeugnisse handeln 1522 „Über die guten Werke“.¹⁴

Erste Reformen sind zu erkennen. Er verfasste eine deutschsprachige Ordnung für den Taufgottesdienst.¹⁵ Der Bischof von Bamberg hatte zwar 1523 eine an ihn gerichtete Anfrage, ob in Nürnberg das heilige Abendmahl unter den beiden Gestalten von Brot und Wein gefeiert werden dürfe, abgelehnt, aber die Nürnberger Theologen beachteten diese bischöfliche Weisung nicht. Sie nahmen schrittweise die Neuordnung der Gottesdienste vor. Osiander ergriff auch das Wort für Argula von Grumbach, die mutige Frau der Reformation.¹⁶ Seine Schlussrede beim Nürnberger Religionsgespräch 1525¹⁷ sollte zur Entscheidung der Stadt für die Annahme der Reformation führen. 1525 war es soweit, dass die Priester Schleupner und Pistorius in Nürnberg heirateten. Osiander folgte ihrem Vorbild am 25. Oktober 1525,¹⁸ also im gleichen Jahr wie Luther in Wittenberg. Damit waren zwei wichtige umstrittene Kernthemen der reformatorischen Neuordnung in Nürnberg auf der Tagesordnung: Die Ermöglichung der Ehe für Geistliche und die Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalt mit Brot und Wein für die ganze Gemeinde.

Osianders ganz normales Wirken als Pfarrer in Nürnberg hatte aber noch ganz



Abb. 2: Andreas Osiander (1522–1549). Prediger an der St.-Lorenz-Kirche in Nürnberg. Ölgemälde von Jörg Pencz (Bibliotheca Vaticana Rom).

andere Auswirkungen. Während der Reichstage kamen bedeutende Persönlichkeiten in die Stadt und besuchten die Gottesdienste, in denen der Lorenzer Prediger auf der Kanzel stand. Albrecht von Brandenburg-Ansbach, der Hochmeister des Deutschen Ordens und spätere Herzog von Preußen,¹⁹ wurde durch die Predigten Andreas Osianders für die Reformation gewonnen und blieb ihm lebenslang verbunden, was später dazu führen sollte, dass Osiander 1549 nach Königsberg ging, wo er auch 1552 verstorben ist. Isabella von Dänemark, die Schwester Karls V., empfing 1524 in der Nürnberger Burgkapelle durch Osiander das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten.²⁰ Das war damals ein ausdrückliches Bekenntnis zum evangelischen Glauben. Die andere Schwester Karls V., Maria von Ungarn, empfing das Abendmahl durch Osiander nicht,²¹ war in der betreffenden Zeit auch gar nicht in Nürnberg, aber sie war für das Evangelium sehr offen, besuchte den Augsburger Reichstag und stand zeitweilig in Verbindung mit Luther.²² Man kann zwar nicht sagen, dass Osiander an den Reichstagen mitgewirkt habe,²³ aber Besucher des Reichstags wurden von seinem Dienst als Pfarrer und Prediger in Nürnberg erreicht. Ottheinrich von der Pfalz in Neuburg ließ sich von Osiander beraten und von ihm 1543 eine Kirchenordnung für sein Gebiet erarbeiten. Osiander war also ein weithin geachteter Theologe. Von seinen Kenntnissen der hebräischen Sprache und der Judaistik machten auch die Wittenberger Theologen durch briefliche Nachfragen gerne Gebrauch. Das sollte man nicht übersehen, auch wenn bekannt ist, dass der Lorenzer Prediger sich in Nürnberg nicht nur Freunde gemacht hatte. Er vertrat eine sehr klare Zwei-Reiche-Lehre und wusste dem Rat zu sagen, wo er sich

als Pfarrer in der eigenen Verantwortung vor Gott sah.²⁴

In Nürnberg sind freilich nicht alle humanistisch Gebildeten evangelisch geworden. Willibald Pirckheimer hat diesen Schritt nicht vollzogen. Caritas Pirckheimer,²⁵ seine Schwester, die Äbtissin im Klarakloster war, blieb mit ihrem Kloster über 1525 hinaus katholisch. Das Kloster bestand bis 1596. Das musste der Rat gelten lassen, er konnte lediglich die Aufnahme von Novizinnen verbieten und regelmäßig einen evangelischen Prediger ins Kloster schicken.

Markgraftum Brandenburg-Ansbach-Kulmbach

In Ansbach standen bis zum Tod Markgraf Kasimirs, der am 21. September 1527 in Ofen als Feldherr im Krieg König Ferdinands gegen Johann Zápolya mit 46 Jahren starb, die Zeichen nicht auf Reformation. Kasimir wagte keine Stellungnahme und wollte die Glaubensfrage auf der nationalen Ebene geregelt wissen. Am 14. Februar 1528 trat mit Markgraf Georg der neue Regent die Regierung an, und damit begann auch eine zugunsten der Reformation gesinnte Kirchenpolitik. Georg hatte vorher schon in seinem Herzogtum Jägerndorf die Reformation eingeführt. Bereits am 1. März 1528 traf ein Landtag in Ansbach klare Entscheidungen und stellte die Weichen für die Einführung der Reformation. Der Markgraf persönlich korrespondierte deswegen auch mit Luther in Wittenberg. Luther machte ihm Empfehlungen für geeignete Pfarrer und freute sich über die Rückkehr von Johann Rurer nach Ansbach als Prediger am Stift St. Gumbertus.²⁶ Hatte Markgraf Kasimir noch den evangelisch eingestellten Sekretär Georg Vogler in Haft gesetzt und Jo-



Abb. 3: Übergabe des Augsburger Bekenntnisses beim Reichstag 1530. „Konfessionsbild“ aus dem Jahr 1602 von Andreas Herrneisen in Kasendorf.

Photo: Martina Schubert.

hann Rurer,²⁷ den Ansbacher Prediger, zur Flucht nach Liegnitz gezwungen, so durften jetzt unter Georg beide zurückkehren und zum Aufbau der evangelischen Kirche beitragen.

Markgraf Georg und der Rat der Reichsstadt Nürnberg ließen 1528 eine für Nürnberg und das Markgraftum gemeinsame Visitation durchführen. Diese Kirchenvisitation wird gewöhnlich als das Datum der Einführung der Reformation im Markgraftum genannt. Es ging dabei um die Bestandsaufnahme, Neuordnung und Klärung der Verhältnisse in den einzelnen Pfarreien. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse sollten in die gemeinsame Kirchenordnung, mit deren Erarbeitung

begonnen wurde, Eingang finden. Der Markgraf hatte zur Mitarbeit an dem kirchenrechtlich entscheidenden Dokument den Theologen Johannes Brenz²⁸ aus Schwäbisch Hall nach Nürnberg gesandt. Franken reichte damals ja weit über die heutige Landesgrenze hinaus nach Westen. Den Text der Kirchenordnung hat Osiander jedoch zweifellos durch seine Endredaktion ganz maßgeblich gestaltet und geprägt. Aber damit gehen wir über den Augsburger Reichstag nun doch schon hinaus, denn es sollte bis 1533 dauern, bis die Brandenburg-Nürnbergische Kirchenordnung endlich publiziert und in Kraft gesetzt wurde.²⁹ Die Kirchenordnung – in ihrem Kern die

Ordnung der Gottesdienste und eine Zusammenstellung der wichtigsten Punkte evangelischer Lehre – und das Augsburger Bekenntnis gehören also eng zusammen. Nürnberg und Brandenburg-Ansbach-Kulmbach bewegen sich innerhalb der in Augsburg übergebenen Konsensurkunde, welche die evangelischen Länder vereint formuliert haben. Die Texte stammen ja von den Theologen,³⁰ wurden jedoch von den unterzeichnenden Fürsten und Städten – das waren zunächst nur die Städte Nürnberg und Reutlingen – unter kurfürstlicher Führung auf dem Reichstag übergeben.

Das Augsburger Bekenntnis

An dieser Stelle wäre auf die Inhalte der in Augsburg vorgelegten „Confessio“ einzugehen. Den Reformatoren lag daran, die Chance zu nutzen, vor Kaiser und Reich darlegen zu können, was sie glauben. Sie betonen die Einheit der Kirche und die Übereinstimmung mit der Lehre der Alten Kirche. Im Zentrum der Aussagen steht – entwickelt aus der Lehre von Gott und dem Sohn Gottes – der Artikel von der Rechtfertigung des Sünders aus der Gnade Gottes, wie sie das beim Apostel Paulus erlernt hatten. Dem wurden die Aussagen zum Kirchenverständnis, zum Amt der Pfarrer und dem Gebrauch der Sakamente zugeordnet. Die evangelischen Fürsten legten großen Wert darauf, dass sie nicht mit den radikalen Reformatoren, den sogenannten Täufern und Spiritualisten verwechselt wurden, die eine kirchliche Organisation und das Amt der Pfarrer ganz ablehnten. Erst im zweiten Teil des Bekenntnisses kamen sie in den sogenannten „spänigen“ Artikeln auf die umstrittenen Fragen zu sprechen. Hier wurde begrün-

det, warum das Abendmahl unter beiden Gestalten gefeiert wird, warum das Abendmahl keine Opfermesse mehr ist, sondern ein Gnadenmittel, durch das Gott sich den Menschen schenkt. Hier wurde über die Aufhebung des Pflichtzölibats und den Ehestand der Geistlichen gesprochen. Hier wurde auch zum Thema der Amtsgewalt der Bischöfe klar die Trennung von weltlicher Macht und geistlichem Auftrag dargelegt. Das Dokument war klar in seinen Aussagen, aber doch auf Verständigung angelegt. Die Verhandlungen über diesen Text und die darauf erfolgte Entgegnung in der „Confutatio“ des Johannes Eck³¹ zogen sich bis in den September 1530 hin. Die Wittenberger Theologen waren ein halbes Jahr wegen der Teilnahme am Reichstag unterwegs. Osiander allerdings konnte früher nach Nürnberg zurückkehren.

Luther erlebte die Zeit dieses Reichstags auf der Veste Coburg, der südlichsten Burg der sächsischen Kurfürsten. Zwischen ihm und den in Augsburg weilenden Kollegen unter Führung Philipp Melanchthons gab es einen regen Briefwechsel. Er durfte nicht selbst zum Reichstag reisen, weil immer noch die Reichsacht über ihn verhängt war. Er begrüßte die „Confessio“ dankbar. Viele Besucher kamen zu ihm nach Coburg, darunter viele Nürnberger, aber auch Argula von Grumbach aus Bayern und Martin Bucer aus Straßburg. Der sächsische Kurfürst hätte Luther gerne während dieser Zeit in Nürnberg unterbringen wollen, aber der Nürnberger Rat wagte es mit Rücksicht auf den Kaiser nicht, dem immer noch in Reichsacht befindlichen Wittenberger Professor innerhalb seiner Mauern einen Aufenthalt zu ermöglichen. Deshalb konnte er mit der Augsburger Delegation nur bis Coburg zusammen reisen.³²

Osianders Theologie

Frage man nach der Theologie Osianders, so bieten sich dafür sowohl die Kirchenordnung als auch die ihr beigegebenen Kinderpredigten über die Hauptstücke des Katechismus als herausragende Quellen an.³³ Die Kinderpredigten hat Osiander – entgegen dem ursprünglichen Willen des Rates – im Alleingang entworfen und zum Druck gebracht. Es sind Predigten über die Hauptstücke des Katechismus, die Osiander vorher hatte drucken lassen.³⁴ Er arbeitete in enger Anlehnung an Luthers Katechismen von 1529, setzte aber doch eigene Akzente. Anders als Luther schrieb er Lesepredigten für „meine liebe Kindlein“, die von den Kaplänen im Katechismusunterricht an bestimmten Wochentagen nachmittags in den Kirchen verlesen werden sollten. Dazu mussten die Handwerksmeister – das ordnete der Rat ausdrücklich an – den Kindern freie Zeit von der Arbeit geben. Am Ende jeder Einheit wurde im Unterricht als Ertrag

die von Luther formulierte Erklärung der Hauptstücke aus dem Kleinen Katechismus gemeinsam memoriert. Osiander zählt als Sakamente nicht nur Taufe und Abendmahl, sondern auch das Lehrstück „Vom Amt der Schlüssel“, spricht ausdrücklich von drei Sakamenten.³⁵

Luther im Ackerbürgerstädtchen Wittenberg hatte die Unterweisung im Katechismus den christlichen Hausvätern aufgetragen. Wittenberg hatte damals ungefähr 4.000 Einwohner, während in Nürnberg zehnmal so viele Menschen lebten. So können wir unterschiedliche Akzentsetzungen beobachten, wenn auch die enge Verwandtschaft mit Luthers Katechismen unübersehbar ist. Sowohl die Kirchenordnung als auch die Kinderpredigten haben eine große Reihe von abhängigen Ordnungen und – im Falle der Kinderpredigten – Nachdrucken in ganz Deutschland erlebt, wurden auch ins Niederdeutsche übersetzt. Der Nürnberger Osiander hat dadurch neben dem norddeutschen Kirchenordnungsfachmann Johannes Bugen-



Der Kopf des Evangelisten Johannes (links im roten Mantel) erinnert an Dürers Melanchthon-Porträt [...] Bei den anderen dreien sind Ähnlichkeiten mit den ersten Lehrern dieser Schule festzustellen [...]: Paulus (rechts vorne mit dem Schwert) gleicht dem Rektor Joachim Camerarius, Markus (neben Paulus) dem Poeten Eobanus Hessus [...] Petrus (mit dem Schlüssel) ist vermutlich ein idealisiertes Bildnis des Griechischlehrers Michael Roting.“

Abb. 4: Die Vier Apostel. Gemälde von Albrecht Dürer 1526, München, Alte Pinakothek. Nach Heinz Scheible: Philipp Melanchthon. Eine Gestalt der Reformationszeit. Karlsruhe 1995, S. 76: „Dürer schenkte dieses Vermächtnis seiner Kunst dem Rat seiner Vaterstadt, der die Bilder im Rathaus aufhängte [...] Ein aktueller Hintergrund ist offensichtlich die Schulgründung im Jahre der Entstehung des Werkes:

hagen für solche Ordnungen weit über die Region hinaus – etwa in Mecklenburg – prägend gewirkt.³⁶

Mit dem, was ich hier beschreibe, greife ich über die Grenze von 1530 schon leicht hinaus, was ich aber um der Inhalte willen für nötig halte. Nicht eingehen kann ich an dieser Stelle auf den Abgang Osianders von der Nürnberger Bühne 1549 und den theologischen Streit über die Rechtfertigungslehre, der aus der kurzen Königsberger Zeit (1549 bis 1552) mit seinem Namen verknüpft ist, uns aber an dieser Stelle nicht zu beschäftigen braucht, weil wir von Franken sprechen.

Was brachte Franken zum Augsburger Reichstag mit, so könnte man fragen. Osiander war schon beim Marburger Religionsgespräch 1529 mit anwesend. Den Schmalkaldischen Bund³⁷ als Bündnis der Protestanten gab es zwar noch nicht, aber es gab doch ein enges Miteinander, von dem man in Augsburg ausgehen konnte. Die in Augsburg Anwesenden Franken wollten dort keine eigene Position darlegen wie das die oberdeutschen Städte mit der „Confessio Tetrapolitana“ oder Zwingli mit seiner „Fidei ratio“ taten,³⁸ sondern wollten am Bündnis unter sächsischer Führung beteiligt sein. Markgraf Georg zeigte dem Kaiser gegenüber seine Position deutlich und sagte, worauf es ihm ankam.³⁹

Reformation in den Städten und Grafschaften

Die „Reformation in Franken“ ist mit den beiden wichtigsten evangelischen Territorien Nürnberg und der Markgrafschaft noch nicht zureichend beschrieben. In Augsburg waren außer der Reichsstadt Nürnberg aus diesem Gebiet noch die Städte Weißenburg und Windsheim ei-

gens vertreten. Die Reichsstadt Rothenburg, in der reformatorische Kräfte auch bereits sehr aktiv waren, war durch die Wirren des Bauernkriegs noch einmal auf Distanz zur Reformation gegangen und wurde erst 1544 wieder für die evangelische Lehre geöffnet. In Rothenburg war ein wichtiges Problem zusätzlich zu bewältigen, denn die schöne Kirche St. Jakob gehörte dem Deutschen Orden, der auch bestimmte, wer hier als Prediger wirken durfte. Diese Abhängigkeit konnte erst spät gelöst werden. Erst im Jahr 1559 bekam Rothenburg durch den bekannten Theologen Jakob Andreae aus Tübingen eine evangelische Kirchenordnung.⁴⁰

In Schweinfurt, wo der Schmalkaldische Bund seine Bundestagung hielt, verhielt es sich ähnlich. Auch hier konnte die Reformation erst 1542 eingeführt werden.⁴¹ In Regensburg, wo seit der Frühzeit der Reformation Freunde Luthers und Melanchthons lebten, vollzog sich der Übergang zur Reformation ebenfalls erst 1542.⁴²

Ich erwähne an dieser Stelle nur kurz, dass sich damals auch im Adel und der Ritterschaft an manchen Orten die Hinwendung zur Reformation vollzog. Die Herren von Schwarzenberg wurden bereits 1524 evangelisch. Häufig kam der Wechsel auch erst nach 1530 zustande.⁴³

In Würzburg predigte 1520/1521 Paul Speratus⁴⁴ im Sinne der Reformation, bevor er nach Wien weiterzog. Er war der Verfasser des bekannten und von Luther geschätzten Liedes „Es ist das Heil uns kommen her“. Es gab in Würzburg weitere Ansätze, aber keine breite Reformationsbewegung.⁴⁵ In Bamberg dagegen wirkte der Lutherfreund Johann von Schwarzenberg als Hofmeister am bischöflichen Hof. Der Priester Johannes Schwanhauser an St. Gangolf hielt evan-

gelische Predigten. Als der Bischof, Weigand von Redwitz, jedoch gegen ihn vorging, wandte er sich nach Nürnberg, wo er dann Prediger am Dominikanerinnenkloster St. Katharina wurde.⁴⁶

Zusammenfassung

Was wir heute gewöhnlich als Reformation bezeichnen, war im fränkischen Gebiet ein vielseitig verknüpftes Netz von Strömungen und Beziehungen, das häufig durch die Gewissensentscheidung von Einzelnen bedingt war, aber doch auch von den rechtlichen Gegebenheiten abhängig gewesen ist. Wer hatte das Präsentations- und Besetzungsrecht für welche Pfarrei? Wer waren die jeweils maßgeblichen Akteure? Wie konnten sie das Geschehen beeinflussen? Wo war an einen Wechsel auf der Pfarrstelle überhaupt nicht zu denken, so dass sich auch die Konfessionszugehörigkeit nicht verändern ließ?

Die Unterschiedlichkeit der Rechtsverhältnisse und Zuständigkeiten durch Pa-

tronate führte ja dann auch dazu, dass das Bild der konfessionellen Zugehörigkeit der einzelnen Orte so vielfältig blieb, was sich oft bis in die jüngste Vergangenheit nicht wesentlich geändert hat.

Prof. Dr. Rudolf Keller war zuletzt bis zum Eintritt in den Ruhestand Pfarrer in Lehrberg bei Ansbach. Er lebt in Ansbach. Nach Mitarbeit bei der Edition der Gesamtausgabe der Werke Andreas Osianders d.Ä. wurde er mit Arbeiten zur Spätreformation 1982 promoviert und 1992 habilitiert. Auch zum Luthertum des 19. und 20. Jahrhunderts hat er gearbeitet. Er lehrt Kirchengeschichte an der Universität Regensburg und ist Vorsitzender des Vereins für bayerische Kirchengeschichte. Seine Anschrift lautet: Seckendorffstraße 14, 91522 Ansbach, E-Mail: drrudolfkeller@web.de.

Anmerkungen:

- 1 Weigelt, Horst: Nürnberg, in: Theologische Realenzyklopädie [TRE] 24. Berlin–New York 1994, S. 698–707; Hamm, Berndt, Die Reformation in Nürnberg, in: Theologische Literaturzeitung 136 (2011), Sp. 855–874; Huber, Wolfgang: Theologische Entschiedenheit, politische Vorsicht und Konzilianz. Zur Rolle des Rates bei der Reformation in der Reichsstadt Nürnberg, in: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte [ZBKG] 85 (2016, im Druck).
- 2 Benzing, Josef: Lutherbibliographie. Verzeichnis der gedruckten Schriften Martin Luthers bis zu dessen Tod. Bearbeitet in Verbindung mit der Weimarer Ausgabe unter Mitarbeit von Helmut Claus. Baden-Baden 1965, S. 16, Nr. 87.
- 3 Delius, Hans-Ulrich (Hrsg.) in Zusammenarbeit mit Helmar Junghans, Reinhold Pietz †,
- 4 Joachim Rogge und Günther Wartenberg: Martin Luther. Studienausgabe. Berlin 1979, S. 174.
- 5 Christoph II. Scheurl (1481–1542) war Humanist und Jurist und lehrte als Professor in Wittenberg von 1507 bis 1512. Ab 1512 war er Ratskonsulent in Nürnberg, vgl. von Imhoff, Christoph (Hrsg.): Berühmte Nürnberger aus neun Jahrhunderten. Nürnberg 1984, S. 97f.
- 6 Vgl. Maurer, Wilhelm: Reformation, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart [RGG]. Bd. 5. 3. Aufl. Berlin 1961, Sp. 858–873.
- 7 So formuliere ich in Anlehnung an Artikel 7 der Confessio Augustana von 1530, in: Dingel, Irene (Hrsg.): Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Vollständige Neuedition. Göttingen 2014, S. 102f.
- 8 1522 schrieb er: „Tzum ersten bitt ich, man wolt

- meynes namen geschweygen und sich nit lutherisch, sondern Christen heyssen. Was ist Luther? Ist doch die lere nitt meyn. Szo byn ich auch fur niemant gecreutzigt. S. Paulus I. Corint. III [1.Korinther 3,5-11] wolt nit leyden, das die Christen sich sollten heyssen Paulisch oder Petersch, sondern Christen. Wie käme denn ich armer stinckender madensack datzu, das man die kynder Christi solt mit meynem heylloszen namen nennen? Nit alsozo, lieben freund, last uns tilgen die parteyische namen und Christen heyssen, des lere wir haben.“ (WA 8, S. 685, 5-11).*
- 8 Wir konzentrieren uns hier zunächst angesichts des Themas auf die beiden wichtigsten Gebiete. Viele einzelne kleine Herrschaftsgebiete und Grafschaften, die der Reformation zustimmten, liegen auch in fränkischem Gebiet, aber von einer Geschlossenheit des Gebiets der heutigen Regierungsbezirke Unter-, Mittel- und Oberfranken kann man im 16. Jahrhundert nicht sprechen. – Wolfgang Osiander nennt sein Buch „Die Reformation in Franken“ und fügt als Untertitel hinzu: „Andreas Osiander und die fränkischen Reformatoren“. Gunzenhausen 2008.
- 9 Seebaß, Gottfried: Reichsstädte, in: Müller, Gerhard/Weigelt, Horst/Zorn, Wolfgang (Hrsg.): Handbuch der Geschichte der evangelischen Kirche in Bayern. 1. Bd.: Von den Anfängen des Christentums bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. St. Ottilien 2002, S. 233–257, hier S. 234; Müller, Gerhard: Reformation und Stadt. Zur Rezeption der evangelischen Verkündigung. Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse Jg. 1981, Nr. 11. Wiesbaden 1981.
- 10 Gößner, Andreas: Spengler, in: RGG 4. Aufl. Bd. 7 (2004), Sp. 1566.
- 11 Müller, Gerhard: Lazarus Spengler als Theologe, in: Ders.: Causa Reformationis. Beiträge zur Reformationsgeschichte und zur Theologie Luthers. Zum 60. Geburtstag des Autors hrsg. v. Gottfried Maron und Gottfried Seebaß. Göttersloh 1989, S. 354–370.
- 12 Sein Lied wird in der Konkordienformel von 1577 zitiert, vgl. Die Bekenntnisschriften (wie Anm. 6), S. 1320 mit Anm. 73. Leider ist es im heutigen „Evangelischen Gesangbuch (Ausgabe für Bayern und Thüringen)“ unter Nr. 620 „Christ ist der Weg, das Licht, die Pfort“ nur noch teilweise enthalten (3 von 7 Strophen). Das „Evangelische Kirchengesangbuch“ enthielt noch das ganze Lied unter Nr. 243, vgl. Harrassowitz, Hermann: Reformation und Kirchenmusik in Nürnberg, in: ZBKG 81 (2012), S. 87–105, hier S. 92f.
- 13 Müller, Gerhard: Osiander, in: RGG 4. Aufl. Bd. 6 (2003), Sp. 719f.
- 14 Müller, Gerhard/Seebaß, Gottfried (Hrsg.): Andreas Osiander d.Ä. Gesamtausgabe Bde. 1–10. Göttersloh 1975–1997 [hier folgend zitiert: Osiander GA] Diese Stelle ist Osiander GA 1, S. 45f.
- 15 Osiander GA (wie Anm. 14) 1, S. 104–121.
- 16 Osiander GA (wie Anm. 14) 1, S. 88–92.
- 17 Osiander GA (wie Anm. 14) 1, S. 541–576.
- 18 Seebaß, Gottfried: Das reformatorische Werk des Andreas Osiander (= Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns 44). Nürnberg 1967, S. 197.
- 19 Strohmaier-Wiederanders, Gerlinde: Albrecht, in: RGG 4. Aufl. Bd. 1 (1998), Sp. 272f.
- 20 Osiander GA (wie Anm. 14) 1, S. 104, Anm. 1 und S. 137, 139, 16–140, 2.
- 21 Das behauptet Hein, Markus: Ungarn, in: TRE (wie Anm. 1) 34 (2002), S. 284, 35f.
- 22 Keller, Rudolf. Maria von Ungarn und Martin Luther. Luthers Verbindung zur Königin, in: Fuchs, Martina/Réthelyi, Orsolya (Hrsg.) unter Mitarbeit von Katrin Sippel: Maria von Ungarn (1505–1558). Eine Renaissancefürstin (=Fuchs, Martina/Kohler, Alfred [Hrsg.]: Geschichte in der Epoche Karls V. Bd. 8). Münster 2007, S. 273–281.
- 23 Das behauptet Klemens, Susanne: Die Nürnberger Kinderpredigten Andreas Osianders d.Ä. Entstehungsgeschichte, theologischer Duktus, didaktisch-methodischer Gehalt und Rezeptionsgeschichte (= Schriften aus der Fakultät Humanwissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, 19). Bamberg 2014, S. 58.
- 24 Vgl. Keller, Rudolf: Andreas Osianders Zwei-Reiche-Lehre, in: Mehlhausen, Joachim (Hrsg.): Recht – Macht – Gerechtigkeit (= Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie 14). Göttersloh 1998, S. 485–501.
- 25 Jung, Martin H.: Pirkheimer, in: RGG 4. Aufl. Bd. 6 (2003), Sp. 1357f.
- 26 Brief vom 21.5.1528, WA. B 4, S. 466.
- 27 Gößner, Andreas: Johann Rurer, in: RGG 4. Aufl. Bd. 7 (2004), Sp. 678.

- 28 Jung, Martin H.: Brenz, in: RGG 4. Aufl. Bd. 1 (1998), Sp. 1751f.
- 29 Der Text findet sich in Osiander GA (wie Anm. 14) 5, S. 37–181.
- 30 Aus dem fränkischen Gebiet waren sowohl Andreas Osiander als auch Johannes Brenz in Augsburg anwesend.
- 31 Peters, Christian: Confutatio des Augsburger Bekenntnisses, in: RGG 4. Aufl. Bd. 2 (1999), Sp. 447f.
- 32 Vgl. Keller, Rudolf: Coburg (Stadt und Veste), in: Leppin, Volker/Schneider-Ludorff, Gury (Hrsg.) unter Mitarbeit von Ingo Klitzsch: Das Luther-Lexikon. Regensburg 2014, S. 147f.
- 33 Osiander GA (wie Anm. 14) 5, S. 182–334.
- 34 Osiander GA (wie Anm. 14) 4, S. 334–340.
- 35 Osiander GA (wie Anm. 14) 5, S. 313,1–3: „*das uns unser lieber herr Jhesus Christus neben der predig des euangelions drey besondere und unterschiedliche sacrament oder heilige pundszeichen hat eingesetzt und verordnet...*“
- 36 Osiander GA (wie Anm. 14) 5, S. 61 u. S. 194.
- 37 Weinbrenner, Ralph: Schmalkaldischer Bund, in: RGG 4. Aufl. Bd. 7 (2004), Sp. 929f.
- 38 Peters, Christian: Augsburger Bekenntnis, in: RGG 4. Aufl. Bd. 1 (1998), Sp. 953–956.
- 39 „*Er erklärte – so ist überliefert – Kaiser Karl V., er wolle lieber niederknien und sich durch Hen-*

- kers Hand den Kopf abschlagen lassen, ehe er Gott und sein Wort verleugnen und einer irrgen Lehre beipflichten wolle. Der Kaiser soll darauf beschwichtigend in seinem gebrochenen Niederdeutsch geantwortet haben: „*Nit Kopp an, löwer Fürst, nit Kopp ab!*“; s. Schuhmann, Günther: Die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Ansbach 1980, S. 79.
- 40 Vgl. Seiderer, Georg: Die Reformation in Rothenburg, in: ZBKG 85 (2016, im Druck).
- 41 Vgl. Müller, Uwe: Die Einführung der Reformation in der Reichsstadt Schweinfurt 1542, in: ZBKG 85 (2016, im Druck).
- 42 Vgl. Unterburger, Klaus: Die Reformation in Regensburg – Strukturen, Entwicklungen, Besonderheiten, in: ZBKG 85 (2016, im Druck).
- 43 Vgl. Endres, Rudolf: Ritterschaftlicher Adel und reichsgräfliche Geschlechter in Franken, in: Handbuch (wie Anm. 9), S. 253–257.
- 44 Beyer, Michael: Speratus, in: RGG 4. Aufl. Bd. 7 (2004), Sp. 1568.
- 45 Vgl. Machilek, Franz: Das Mainzer Oberstift [...], in: Handbuch (wie Anm. 9), S. 239–272.
- 46 Weigelt, Horst (Hrsg.): Johannes Schwanhauser. Schriften und Predigten (= Arbeiten zur Kirchengeschichte Bayerns 89). Nürnberg 2010.



halbigdruck
offset digital

EGUMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24 Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de www.halbigdruck.de

Der Augsburger Religionsfrieden

Ein Überblick über seine wichtigsten Bestimmungen und Probleme

Kaum ein anderes Dokument prägte die Lebenswelt der Deutschen so nachhaltig wie der Augsburger Religionsfrieden. Noch heute kann man seine Wirkungen an der Verteilung der Konfessionen gerade auch in Franken ablesen. Aber was steht eigentlich in diesem epochalen Vertragswerk genau drin?

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts drohte die Konkurrenz der Religionsparteien das Heilige Römische Reich deutscher Nation zu zerreißen. 1542 eroberten die lutherischen Landesherren von Kursachsen und Hessen das katholische Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel und führten dort gewaltsam die Reformation durch. Sie beanspruchten sogar ein Interventionsrecht in allen altgläubigen Territorien, in denen sie das Seelenheil von Bewohnern, die dem Protestantismus zuneigten, gefährdet glaubten.¹ Im Schmalkaldischen Krieg von 1546/47 unterwarf Kaiser Karl V. die protestantischen Reichsstände und versuchte seinerseits, sowohl die Konfessionsfrage in seinem Sinne zu bereinigen als auch die kaiserliche Autorität wiederherzustellen.² Fast zeitgleich beendete er mit militärischem Druck den ersten Versuch, das Erzbistum Köln ins protestantische Lager zu führen.³ Im Fürstenaufstand von 1552 wurde indes deutlich, dass eine einseitige Lösung der Religionsproblematik durch das Reichsoberhaupt eigentlich al-

len Reichsfürsten unerwünscht war, weil sie eine ihnen unerträglich erscheinende Machtsteigerung des Kaisers nach sich ziehen musste.⁴ Der Markgräfler Krieg von 1553/54, der das Bistum Würzburg mit voller Wucht traf, führte zudem drastisch vor Augen, dass sich der Landfrieden im Reich in voller Auflösung befand.⁵ Indem Frankreich die Gelegenheit nutzte, sich die Reichsstädte Metz, Toul und Verdun anzueignen, wurde ferner offenbar, dass das Reich dabei war, zum Objekt fremder Mächte abzusinken.⁶ Die Notwendigkeit einer konfessionsübergreifenden Zusammenarbeit trat mithin offen zutage. Aus diesen Einsichten zog der Augsburger Religionsfrieden 1555 die Konsequenzen.

Der Augsburger Religionsfrieden zählt zu den folgenschwersten Ereignissen der Reichsgeschichte.⁷ Er wurde auf dem Reichstag zu Augsburg 1555 zwischen König Ferdinand, dem Bruder Kaiser Karls V., sowie den katholischen Reichsständen und den lutherischen bzw. protestantischen Reichsständen geschlossen. Die katholischen Reichsstände wurden darin durchweg als „*Stände der alten Religion*“ bezeichnet, die lutherischen als Stände, „*so der Augspurgischen Confession verwandt*“, oder als „*Augspurgische Confessions-Verwante*“. Diese Bezeichnungen wurden vorab von den Ständen selbst festgelegt.⁸ Der Anspruch der Katholiken, „*die alte Religion*“ zu sein und damit in kirchenrechtlicher Kontinuität zu stehen, fand mit Billigung der Protestantten Eingang in den Religionsfrieden!

Der Augsburger Religionsfrieden ist Teil des Abschiedes des Augsburger Reichstages; unter einem Reichsabschied versteht man die Zusammenstellung sämtlicher auf dem Reichstag mit Gesetzeskraft getroffenen Vereinbarungen; diese wurden vor dem Auseinandergehen eines Reichstages, vor seiner Verabschiedung, vorgelesen; daher der Name. Im Augsburger Reichsabschied des Jahres 1555 nimmt der Religionsfrieden die Paragraphen 7 bis 32 ein.⁹

Kaiser und Papst waren an dem Friedensschluss nicht beteiligt.¹⁰ Kaiser Karl V. hatte sein Lebtag für die Einheit der Christenheit gekämpft und wollte die Verantwortung für eine rechtsförmliche Anerkennung des Protestantismus nicht übernehmen. Im Juni 1554 übertrug er seinem Bruder Ferdinand deshalb umfassende Verhandlungs- und Beschlussfassungsvollmachten, weil er selbst „*unüberwindliche Bedenken*“ in der Religionsfrage habe. So wurde König Ferdinand nolens volens zur entscheidenden Figur des Reichstages.¹¹

Auch die Kurie lehnte die Errichtung eines Religionsfriedens ab. In Rom war man der Ansicht, dass weltliche Mächte überhaupt nicht befugt seien, Entscheidungen zu treffen, die tief in Glaubensangelegenheiten eingriffen, oder gar ‚Ketzern‘ dauernde Rechte zu gewähren. Doch verzichtete der Papst mit Rücksicht auf die Notlage, in der sich Ferdinand und die katholischen Reichsstände befanden, auf einen förmlichen Protest.¹²

Der Augsburger Religionsfrieden war also ein Partikularfrieden im Reich. „*Er trug den Doppelcharakter einer ständischen Vereinbarung zwischen dem Reichsoberhaupt und den Reichsständen (wie jeder andere Reichsabschied auch) und einer konfessionellen Vereinbarung zwischen der katholischen und der evangelischen Religi-*

onspartei.“¹³ Entsprechend der Struktur des Reichstages musste zuerst getrennt jeweils im Kreise der Kurfürsten, der Fürsten und der Städte und schließlich unter diesen dreien eine Einigung erzielt werden; dieses ohnehin komplizierte Verfahren wurde 1555 noch dadurch erschwert, dass die Konfessionsparteien sich zusätzlich zu Sonderverhandlungen trafen. Kam eine Einigung zwischen den Ständen zustande, dann musste in einem weiteren Schritt die Zustimmung König Ferdinands eingeholt werden; erteilte der König sie nicht oder wünschte er Änderungen, musste neu verhandelt werden. Es versteht sich, dass am Ende eines so mühsamen Verfahrens häufig recht vieldeutige Kompromissformeln standen.

Fassen wir die Bestimmungen des Friedenswerkes nun näher ins Auge: Zunächst ist zu betonen, dass der Gedanke des kirchlichen Ausgleichs bei den Verhandlungen zwar zurücktrat, aber darum doch nicht ein für alle Mal von der Tagesordnung verschwand. Die Spaltung der Religion wurde als Ursache für alle „*Widerwertigkeit*“ (§ 7) im Reich ausdrücklich benannt. Über die Bekenntnisfrage einen Vergleich zu erzielen, sah man sich aber außerstande. Deshalb wurde die Behandlung der Bekenntnisfrage „*auf andere gelegene Zeit*“ (§ 10) verschoben. Die Glaubenskrise wurde durch den Religionsfrieden also nicht gelöst. Die Glaubensfragen wurden nicht bereinigt, sondern nur suspendiert.¹⁴ Man trennte folglich die Verhandlungen über den Ausgleich der Religion von den Beratungen über den säkularen Frieden zwischen den Religionsparteien im Reich ab; denn diese konnten nicht mehr verschoben werden, wenn man das Reich lebensfähig halten und weitere Religionskriege auf deutschem Boden vermeiden wollte. Der Augsburger Religionsfrie-

den verfolgte somit zuallererst das Ziel, die Sicherheit der Reichsstände und der Untertanen zu gewährleisten und einen weiteren Zerfall des Reiches zu verhüten, und zwar trotz fortbestehender Spaltung der Religion (§ 13). Er wollte und konnte also die in der Reformation aufgebrochene Glaubensspaltung im Reich nicht überwinden. Er wollte vielmehr lediglich für den politischen Bereich eine Friedensordnung schaffen, die die Koexistenz zweier Konfessionen in einem Reich ermöglichen sollte. Die Friedensordnung, die er schuf, war rein „*weltlich-politischer Natur*“.¹⁵ Zu diesem Zweck wurde der Reichslandfrieden auf den religiösen Bereich ausgedehnt. Die Reichsstände der Augsburger Konfession wurden in den Reichslandfrieden einbezogen. Niemand sollte mehr „*von wegen der Augspurgischen Confession und derselbigen Lehr, Religion und Glaubens halb mit der That gewaltiger Weiß*“ überzogen, beschädigt oder gegen seinen Willen der Augsburgischen Konfession entfremdet werden (§ 15). Umgekehrt versicherten die Stände der Augsburgischen Konfession denen „*der alten Religion*“, sie ihrerseits unbeschwert zu lassen (§ 16). Die protestantischen und katholischen Reichsstände sagten sich gegenseitig den Schutz ihrer Besitzstände und Kirchengebräuche zu. Im Zentrum dieser Bestimmungen stand also zunächst einmal der gegenseitige Gewaltverzicht (§ 14–16). Die weltlichen Reichsstände erhielten darüber hinaus auch für die Zukunft das Recht, von der einen zur anderen Konfession überzutreten und das Bekenntnis ihrer Untertanen zu bestimmen (§ 15). Ihnen war sowohl der künftige Übertritt zum Augsburger Bekenntnis als auch die Rückkehr zum katholischen Glauben freigestellt. Die Bestimmung der Konfession wurde folglich zu einem obrigkeitlichen

Recht. Sie gehörte seither untrennbar mit der Landeshoheit zusammen. Man nannte dies im Nachhinein das „*ius reformandi*“; der Religionsfrieden selbst kannte diesen Begriff nicht. Es dauerte sogar noch ein paar Jahrzehnte, bis der Greifswalder Jurist Joachim Stephani (1544–1623) die Formel „*cuius regio, eius religio*“ prägte, die man noch heute gemeinhin mit dem Religionsfrieden verbindet; sie erst brachte die verklausulierten Regelungen des Religionsfriedens auf den Punkt, dass derjenige, der das Land besaß, dort auch das Bekenntnis verbindlich festlegte.¹⁶

Den Untertanen wurde lediglich das Recht eingeräumt, auszuwandern, wenn sie einen Religionswechsel des Landesherrn nicht mit vollziehen wollten; dies war das sogenannte „*ius emigrandi*“; es be seitigte im Binnenverhältnis von Altkirchlichen und Protestanten das ältere Ketzerrecht, demzufolge Andersgläubige auszumerzen waren (§ 24). Das „*ius emigrandi*“ wird manchmal als das erste allgemeine Grundrecht bezeichnet, das das Reich durch das geschriebene Verfassungsrecht jedem Deutschen garantierte.¹⁷ Doch war es von modernen Formen der Religionsfreiheit noch meilenweit entfernt; diese wurden erst durch Naturrecht und Aufklärung möglich; sie setzten ein ganz neues Menschenbild voraus. Abgegrenzt wurden 1555 nicht die Befugnisse von Individuen, die Träger vor- und außerstaatlicher Rechte waren, sondern diejenigen von verfeindeten konfessionellen Großgruppen. Es ging nicht um den Schutz des Einzelnen, sondern um die innere Integrität der jeweiligen Konfession.¹⁸ Zu bedenken ist im Übrigen, dass ja aufgrund des Reformati onssreiches der Landesherren die Untertanen, sofern sie sich nicht zur Emigration entschlossen, dem landesherrlichen Religionsbann unterworfen waren. Aus dem

Emigrationsrecht der Untertanen entwickelte sich folglich ein Ausweisungsrecht des Landesherrn. Ein Bleiberecht gab es nicht.¹⁹ Die reichsständischen Herrschäften wurden vielmehr als in sich geschlossene Konfessionsstaaten konzipiert.

Auch die geistlichen Reichsstände, also die reichsunmittelbaren Bischöfe und Äbte, wurden ausdrücklich in den Schutz des Reiches einbezogen (§ 16). Der Konfessionswechsel wurde ihnen allerdings verwehrt. Reichsunmittelbare Bischöfe und Prälaturen mussten, wenn sie zur Augsburger Konfession übertraten, ihr Kirchenamt aufgeben. Den zuständigen Domkapiteln, Wahlgremien oder Kollatoren stand es dann zu, die Stelle mit einem Angehörigen „der alten Religion“ neu zu besetzen. Dies ist der sogenannte Geistliche Vorbehalt (§ 18). Er verfolgte das Ziel, die Reichskirche, die ein tragender Bestandteil der Reichsverfassung war, vor dem Zugriff der Protestantischen zu schützen. Deshalb war dieser Artikel des Friedens besonders heftig umkämpft.²⁰ Am Ende der Auseinandersetzungen stand ein merkwürdiger Kompromiss: Der Geistliche Vorbehalt wurde von König Ferdinand einseitig in den Religionsfrieden eingefügt. Zugleich aber wurde im Geistlichen Vorbehalt selbst eigens darauf verwiesen, dass sich die beiden Religionsparteien in diesem Punkt nicht hätten vergleichen können. Der Dissens in dieser Frage wurde also ausdrücklich festgehalten. Doch gingen die Protestantischen nicht so weit, die Aufnahme des Geistlichen Vorbehaltes in den Text des Religionsfriedens zu verhindern. Dies brachte ihnen im Gegenzug einige Konzessionen seitens Ferdinands ein, durch die das Recht der geistlichen Reichsfürsten zur Rekatholisierung ihrer Territorien partiell eingeschränkt wurde. Der König verfügte, dass Ritter, Städte und Kommunen,

„welche lange Zeit und Jahr her der Augsburgerischen Confession anhängig gewesen“ und sie „offenlich [...] bis auf heut dato“ ausgeübt hätten, unbehelligt bleiben sollten. Die Probleme dieser Zusagen liegen auf der Hand. Gesprochen wurde darin nur von Städten und Kommunen als einer Gesamtheit, nicht von deren einzelnen Bewohnern; vorausgesetzt wurde für die Inanspruchnahme der Konzessionen die öffentliche Konfessionsausübung, nicht eine geheime oder häusliche; und höchst auslegungsfähig, weil völlig schwammig war die Bindung an einen langen, ununterbrochenen Gebrauch der Augsburger Konfession bis zum Friedensschluss. Anders als der Geistliche Vorbehalt wurden diese Zusagen zudem nicht in den Text des Religionsfriedens eingefügt, sondern erfolgten in einer ergänzenden einseitigen Erklärung Ferdinands zum Religionsfrieden, der sogenannten „*Declaratio Ferdinandea*.²¹ Diese wurde nicht einmal, wie es sonst mit Reichsgesetzen geschah, dem Reichskammergericht, also dem obersten Reichsgericht, amtlich mitgeteilt. Sie war deshalb nicht justizierbar. Die „*Declaratio Ferdinandea*“ war aus diesen Gründen eine sehr magere Gegenleistung für einen Verzicht auf die weitere Protestantisierung der Reichskirche seitens der lutherischen Reichsstände. Bereits auf dem nächsten Reichstag übergaben die protestantischen Reichsstände Anfang 1557 darum einen feierlichen Protest, in dem sie erklärten, dass sie sich an den Geistlichen Vorbehalt nicht gebunden fühlten.²² Ausgerechnet jene Klausel des Religionsfriedens, die den Katholiken eine Einwilligung in einen Kompromiss mit den Protestantischen erst möglich gemacht hatte, war also von Anfang an heiß umstritten. Gerade die Lage der Reichskirche blieb folglich auch nach dem Friedensschluss äußerst prekär.

Ferner bestätigte der Augsburger Religionsfrieden, dass solches Kirchengut, das die katholische Geistlichkeit 1552 „*oder seithero*“ auf territorialer Ebene nicht innegehabt hatte, den Reichsständen der Augsburger Konfession verbleiben sollte (§ 19). Diese Regelung bezog sich auf Stifte, Klöster und andere geistliche Güter, die selbst nicht reichsständisch waren, sondern die im Gebiet eines Reichsstandes lagen, also nur mittelbar Kaiser und Reich unterstanden. Mit ihr war somit die bis zum Friedensschluss erfolgte Einziehung von Kirchengütern durch protestantische Reichsstände in ihrem jeweiligen Herrschaftsbereich bestätigt. Fraglich war indes, wie denn die hier eingefügte Stichjahrsregelung zum Reformationsrecht der weltlichen Reichsfürsten passte.²³ Durften also die weltlichen Reichsfürsten auch nach 1555 noch in Ausübung ihres Reformationsrechtes landsässiges Kirchengut einziehen oder war ihnen dies für die Zukunft verwehrt?

Die geistliche Gerichtsbarkeit der römisch-katholischen Kirche wurde gegenüber den Ständen der Augsburger Konfession suspendiert (§ 20). Dies war notwendig, weil die Bistumssprengel nicht identisch waren mit den territorialen Grenzen der Hochstifte; nur in den Hochstiften im engeren Sinne war der Bischof zugleich weltlicher Landesherr, während der Diözesanbezirk und damit die geistlichen Kompetenzen eines Bischofs weit darüber hinausreichten und sich auch auf die Gebiete fremder Herrschaften erstreckten; diese geistliche Jurisdiktion wurde nun ausgesetzt, soweit sie auf das Territorium protestantisch gewordener Reichsstände ausgriff.²⁴ Für das Bistum Würzburg zum Beispiel bedeutete dies, dass es de jure die kirchliche Zuständigkeit für schätzungsweise zwei Drittel seines Diözesanbereichs einbüßte.²⁵

Die Reichsritterschaft wurde insgesamt namentlich in den Religionsfrieden einbezogen (§ 26). Von den Reichsstädten wurden dagegen ausdrücklich nur diejenigen erwähnt, in denen beide Konfessionen anzutreffen waren. Sie sollten bikonfessionell bleiben (§ 27). Inwieweit die anderen Reichsstädte, die ja die Masse der reichsständischen Kommunen ausmachten, ein Reformationsrecht besaßen, war in der Zukunft umstritten. Dabei ging es darum, ob die Reichsstädte überhaupt als Reichsstände qualifiziert seien. Denn das Reformationsrecht wurde durch den Religionsfrieden ja ausdrücklich den reichsständischen Obrigkeitengesetzungen zugesprochen. Wer aber bildete in den Reichsstädten die Obrigkeit? Bürgermeister und Magistrate der Reichsstädte gingen in irgendeiner Weise, etwa durch Wahl oder Kooptation, aus der Stadtbevölkerung hervor und amtierten mancherorts nur auf Zeit; sie unterschieden sich damit fundamental von den Fürsten, die ihre Herrschaft aus dem Erb- und Geburtsrecht ableiteten. Wenn also das Reformationsrecht im Augsburger Religionsfrieden an die Obrigkeitengesetzungen gebunden wurde, war dies für die Reichsstädte angesichts ihrer besonderen inneren verfassungsrechtlichen Situation höchst problematisch.²⁶

Der Religionsfrieden galt nur für die Stände der alten Religion und diejenigen der Augsburger Konfession. Alle anderen, die diesen beiden Glaubensrichtungen nicht anhingen, waren in diesen Frieden nicht einbezogen, sondern sollten gänzlich ausgeschlossen sein (§ 17). Sie unterlagen einem sogenannten Sektenverbot. Dass hierin angesichts der vielfältigen konfessionellen Spaltungen, die die Reformation hervorgebracht hatte, ein erhebliches Konfliktpotential lag, versteht sich von selbst.²⁷

Zu fragen ist nach der räumlichen Geltung des Augsburger Religionsfriedens. Hier ist hervorzuheben, dass er in den deutschen Ländern Kaiser Karls V., also in den habsburgischen Niederlanden, die als sogenannter burgundischer Reichskreis ja ein Teil des Reiches waren, keine Geltung erlangte. König Ferdinand fehlte für ein solches Zugeständnis die Einwilligung des Kaisers. So blieb die Todesstrafe gegen ‚Ketzer‘ in den habsburgischen Niederlanden, die gerade jetzt an Karls Sohn, Philipp II. von Spanien, übergingen, erhalten. Dagegen galt der Augsburger Religionsfrieden in den österreichischen Ländern, die als Territorien des Reiches den österreichischen Reichskreis bildeten und in denen Ferdinand selbst Landesherr war. Er erstreckte sich jedoch nicht auf das Königreich Böhmen und seine Nebenländer einschließlich Schlesiens, die ebenfalls Ferdinand gehörten und in lockerer Verbindung zum Reich standen.²⁸

Bemerkenswert ist, wie die zeitliche Geltung des Religionsfriedens umschrieben wurde. Der Religionsfrieden sollte „*bis zu Christlicher, freundlicher und endlicher Vergleichung der Religion und Glaubens-Sachen*“ gelten (§ 25); die religiöse Wiedervereinigung wurde mithin als Fernziel, ja geradezu als „*Verfassungsauftrag*“ angestrebt.²⁹ Der Religionsfrieden hatte insofern auf den ersten Blick interimistischen Charakter. Als Wege zu einem Vergleich wurden ein Generalkonzil, eine Nationalversammlung, ein Kolloquium oder eine Reichsversammlung vorgesehen. Sollte jedoch die Glaubenseinheit durch Vergleich nicht erzielt werden können, so sollte der Religionsfrieden als „*ein beständiger, beharrlicher, unbedingter, für und für ewig währender Fried*“ weiterhin wirksam bleiben (§ 25). Er war also im Gegensatz zu früheren Friedständen letztlich auf Dauerhaftigkeit angelegt.

Versuchen wir, den Augsburger Religionsfrieden abschließend zu bewerten. Wichtig für die Langzeitwirkung des Religionsfriedens ist zunächst Folgendes: In dem der Religionsfrieden die Kirchenhoheit der protestantischen Fürsten anerkannte und katholischen wie protestantischen Ständen das Recht erteilte, nach ihrem eigenen Bekenntnis dasjenige ihrer Untertanen zu bestimmen, schnitt er das Reich von der Entwicklung einer eigenen Religionshoheit ab. Der Staat der frühen Neuzeit, so hat es ein moderner Historiker zugesetzt formuliert, „*ist als Konfessionsstaat angetreten*“.³⁰ In Deutschland gilt dieser Satz für die Ebene der Territorien, nicht für die des Reiches. Dem Reich fehlte seither ein wesentliches Merkmal frühneuzeitlicher Staatlichkeit. Wo der Kaiser die Konfession seiner Untertanen bestimmte, tat er dies nicht als Reichsoberhaupt, sondern als Landesherr in den ihm unmittelbar gehörenden Territorien.

Die Führung in den Religionsangelegenheiten lag nun eindeutig und rechtlich gesichert bei den deutschen Fürsten. Sie erlebten einen nachhaltigen Macht- und Autoritätsgewinn. Langfristig stärkte der Religionsfrieden darum die partikularistischen Strukturen der politischen Ordnung Deutschlands insgesamt. Zwar begründete der Religionsfrieden auf der politischen Ebene des Reiches ein bikonfessionelles System; doch auf der Ebene der einzelnen Reichsstände sicherte er ein geradezu entgegengesetztes System konfessioneller Uniformierung rechtsförmlich ab.³¹ Der Religionsfrieden zeigt mithin ein Doppelgesicht: Mit dem konfessionellen Föderalismus auf Reichsebene korrespondierte schroffe religiöse Intoleranz in den Ländern. Indem die Länder allein die Religionshoheit übertragen bekamen, wurde zudem der konfessionelle Gegensatz als Regulativ für die Gestaltung ihrer Au-

ßenbeziehungen verstetigt – und dies war einer friedlichen Zukunft in Deutschland nicht dienlich.

Sodann hat man hervorzuheben, dass der Augsburger Religionsfrieden ausgesprochenen Kompromisscharakter trug. Er hatte manche Probleme ausgespart oder durch bewusst mehrdeutige Formulierungen überspielt, um das 1555 beiden Religionsparteien vorrangige Ziel einer vorläufigen Befriedung des Reichs zu erreichen. Beim Geistlichen Vorbehalt, bei der Deklaration Ferdinands zugunsten der landsässigen protestantischen Ritterschäften und Städte in den geistlichen Fürstentümern, bei der Stichjahrsregelung für den Besitz des säkularisierten mittelbaren Kirchenguts und beim religionsrechtlichen Status der Reichsstädte springen die Unklarheiten unmittelbar ins Auge. Fraglich war aber auch, was denn mit der Augsburger Konfession eigentlich gemeint sei, die nun im Reich zugelassen war: die ursprüngliche, von den Reichsständen 1530 dem Kaiser vorgelegte sogenannte „*invariata*“ oder die „*variata*“ von 1540? Erschwert wurde die Lage ferner noch dadurch, dass im Protestantismus nach Luthers Tod erbitterte Lehrstreitigkeiten ausgebrochen waren und es an einer Autorität fehlte, sie einzudämmen. Dies war höchst gefährlich, weil der Begriff der Augsburger Konfession, auf den sich die Rechtsgewährungen des Religionsfriedens an die Protestanten bezogen, konturlos zu werden drohte.³² Immer akuter wurde folglich das Problem, wer überhaupt die Kompetenz besaß, zu bestimmen, wer der Augsburger Konfession angehörte und deshalb den Schutz des Religionsfriedens beanspruchen konnte.³³ Mehrere Optionen kamen dafür in Betracht: der Reichstag, weil auf ihm der Frieden vereinbart worden war? Doch der Reichstag hatte immer noch eine katholische Mehrheit. Oder die Re-

ligionsparteien im interkonfessionellen Dialog? Oder die Protestanten allein im innerprotestantischen Gespräch? Oder sollte auf dem Rechtsweg darüber entschieden werden, weil die Religionsfragen durch den Augsburger Religionsfrieden verrechtlicht worden waren, so dass sie vor die obersten Reichsgerichte gehörten? Wie man mit solchen Lücken und Zweifelsfragen umging, musste ausschlaggebend dafür werden, ob der Religionsfrieden Bestand haben könne. Da war es nun von Bedeutung, dass der Religionsfrieden eigentlich nicht auf einer irenischen Ge- sinnung der Parteien beruhte, sondern auf ihrer Ermattung. Alle Verhandlungen über den Religionsfrieden waren deshalb von der abgrundtiefen Abneigung erfüllt, welche zwischen Parteien besteht, die sich gegenseitig keine Daseinsberechtigung zu- billigen wollen. Sowohl die Katholiken als auch die Protestanten waren von dem Bewusstsein durchdrungen, dass ihr jeweiliges Bekenntnis das allein seligmachende sei. Sie erhoben Absolutheitsanspruch für ihr jeweiliges Bekenntnis. Man hatte sich deshalb in zweideutige Begriffe und Regelungen geflüchtet, die jeder der beiden Konfessionen für die Zukunft die Auslegung des Friedens nach Maßgabe ihres eigenen Bekenntnisses ermöglichen sollte. Nicht begriffliche Klarheit, sondern vorläufige Verschleierung von längerfristigen Zielsetzungen bestimmten den Verhandlungsgang. Die Halbheiten des Religionsfriedens gingen also nicht auf Unvermögen der jeweiligen Verhandlungsführer zurück. Der Augsburger Religionsfrieden ist vielmehr durch und durch von der Taktik des „*Dissimulierens*“ geprägt, der absichtlichen Verunklärung von Sachverhalten und Rechtspositionen.³⁴

Dann gab es noch einen weiteren Brandherd: Die Glaubensspaltung wurde im Religionsfrieden, wie gezeigt, nicht über-

wunden. Man versuchte vielmehr, sie zu kanalisierten, indem man sie in die Rechtsordnung des Reiches einband. Die konfessionelle Spaltung sollte in der Reichsverfassung aufgefangen werden. Damit aber stellte sich seither das Problem, ob die Integrationskraft der Reichsverfassung ausreichte, den Konfessionsgegensatz zu überbrücken, oder ob im Gegenteil der Konfessionsgegensatz die Reichsverfassung aufsprengen würde.³⁵ Höchst bedenklich war dabei, dass es an einer anerkannten Rechtsnorm fehlte, nach der man den Religionsfrieden hätte auslegen können. Nach katholischer Auffassung gewährte der Religionsfrieden dem Augsburger Bekenntnis keine Gleichberechtigung, sondern nur Duldung. Er schuf demnach lediglich ein Ausnahmerecht, das aus einer Notlage heraus entstanden war. Deshalb war der Frieden nach katholischer Ansicht restriktiv auszulegen. Nach lutherischer Auffassung indessen war der Religionsfrieden aus einer freien Vereinbarung der protestantischen und katholischen Stände hervorgegangen. Die Protestanten legten ihrer Deutung folglich das Prinzip der Gleichheit zugrunde. Der Religionsfrieden galt in ihrer Sicht als ein neues ‚Grundgesetz‘, das die Religionsverhältnisse endgültig regelte. Diese unterschiedlichen Ansätze bei der Interpretation des Augsburger Religionsfriedens wurden für die weitere Entwicklung von größter Bedeutung.³⁶

Für eine angemessene Beurteilung ist schließlich noch eine weitere Tiefenschicht des Religionsfriedens aufzudecken. Man versuchte, wie mehrfach gesagt, die Religionskonflikte einzuhegen, indem man sie in die Rechtsordnung des Reiches einfügte. Dies klingt für uns zunächst sehr plausibel, erweist sich aber bei näherem Hinsehen als höchst problematisch. Denn nach der Vorstellung der Zeit konnte es über-

haupt kein autonomes, von der Religion abgelöste weltliches Recht geben. Das weltliche Recht galt vielmehr selbst als Bestandteil der göttlichen Ordnung.³⁷ Zerbrach die Einheit im Glauben, so zerbrach folglich auch die Einheit des Rechts. Für die Protestanten war entsprechend dem lutherischen Schriftprinzip das weltliche Recht, und zwar einschließlich ausgehandelter Verträge, nur so weit gültig, wie es mit der Heiligen Schrift in Einklang stand; sie fühlten sich an keine „*constitution*“ gebunden, die „*ihrer wahren cristlichen lehr, glauben und gewissen zuwider*“ sei, und interpretierten nach diesem Grundsatz ausdrücklich auch den Augsburger Religionsfrieden selbst.³⁸ Nicht weniger religiös unterfüttert war die Position, die die Katholiken einnahmen. Dabei fiel besonders ins Gewicht, dass die Katholiken der kirchlichen Tradition und dem Kirchenrecht eine der Heiligen Schrift gleichrangige Bindewirkung zusprachen.³⁹ Die Konfessionen bildeten folglich in Rückbindung an ihr jeweiliges Glaubensverständnis unterschiedliche Rechtsvorstellungen und Rechtsordnungen aus. Waren etwa Mönchtum und Kirchenbesitz gottgewollt und durch das Herkommen legitimiert, so waren sie von der weltlichen Gewalt zu schützen; widersprachen sie aber dem Evangelium, so mussten sie mit Hilfe der weltlichen Gewalt beseitigt werden. Die weltliche Gewalt musste dazu aus Sicht beider Parteien ihren Arm leihen, um den rechten Glauben durchzusetzen; denn alle weltliche Gewalt kam von Gott, ja, der Fürst war Amtmann Gottes.⁴⁰ Die Problematik kann auch noch einmal an einer ganz konkreten Bestimmung des Religionsfriedens verdeutlicht werden: War der Geistliche Vorbehalt unter allen Umständen zu verteidigen, weil er die von Gott selbst eingesetzte Kirche schützte? Oder

verstieß der Geistliche Vorbehalt gegen Gottes Wort, so dass er bekämpft werden musste, weil nämlich Papsttum und kirchliche Hierarchien in den Evangelien nicht vorfindlich waren und weil durch ihn die Verbreitung des wahren Glaubens verhindert wurde? Solche theologischen Überlegungen standen, zumeist unausgesprochen, hinter den verbissenen juristischen oder verfassungsrechtlichen Streitigkeiten, die in der Folgezeit über den Religionsfrieden entbrannten.⁴¹ Bei allem uns heute kleinlich erscheinenden Streit um Rechtspositionen ging es letztlich also immer um grundlegende religiöse Problemstellungen. Selbst wenn es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht mehr so offen zu Tage trat wie in der Reformationszeit: Trotz des Religionsfriedens blieben die Auseinandersetzungen der Konfessionsparteien auch nach 1555 weiterhin entscheidend für die Geschicke des Reiches.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. zusammenfassend Brendle, Franz: Um Erhalt und Ausbreitung des Evangeliums: Die Reformationskriege der deutschen Protestanten, in: Ders./Schindling, Anton (Hrsg.): Religionskriege im Alten Reich und in Alteuropa. Münster 2006, S. 71–92; Holzem, Andreas: Christentum in Deutschland 1550–1850. Konfessionalisierung – Aufklärung – Pluralisierung. 2 Bde. Paderborn 2015, hier Bd. 1, S. 40ff.; ausführlich zur Exekution gegen Braunschweig-Wolfenbüttel Schlüter-Schindler, Gabriele: Der Schmalkaldische Bund und das Problem der *causa religionis*. Frankfurt a.M. u.a. 1986.
- 2 Vgl. Kaufmann, Thomas: Geschichte der Reformation. Frankfurt a.M./Leipzig 2009, S. 676–688; Haug-Moritz, Gabriele: Der Schmalkaldische Krieg 1546/47 – ein kaiserlicher Religionskrieg?, in: Brendle/Schindling: Religionskriege (wie Anm. 1), S. 93–106.
- 3 Vgl. statt anderer Molitor, Hansgeorg: Das Erzbistum Köln im Zeitalter der Glaubenskämpfe 1515–1688 (= Geschichte des Erzbistums Köln, Bd. III). Köln 2008, S. 358–387.
- 4 Vgl. Rabe, Horst: Reich und Glaubensspaltung. Deutschland 1500–1600. München 1989, S. 284ff.; Kaufmann: Reformation (wie Anm. 2), S. 694ff.; Holzem: Christentum (wie Anm. 1), S. 50f.
- 5 Vgl. gerade auch im Hinblick auf Franken Siicken, Bernhard: Würzburg, seine Territorialnachbarn, der Fränkische Kreis und das Reich, in: Kolb, Peter/Krenig, Ernst-Günter (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte. Bd. 3: Vom Beginn des konfessionellen Zeitalters bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Würzburg 1995, S. 131–164, bes. S. 147–155.
- 6 Rabe: Reich und Glaubensspaltung (wie Anm. 4).

Hans-Wolfgang Bergerhausen (geb. 1956 in Dormagen) ist außerplanmäßiger Professor am Institut für Geschichte der Universität Würzburg. In seinen Arbeiten verknüpft er frühneuzeitliche Reichsgeschichte mit der vergleichenden Landesgeschichte sowie der Konfessionalisierungsforschung. Auf dieser Grundlage leitete er mit seiner an der Universität zu Köln entstandenen Dissertation eine Neubewertung der Geschichte der Stadt Köln in der Frühen Neuzeit ein. Sein Forschungsansatz bewährte sich zudem in Studien zur rheinischen, schlesischen, österreichisch-habsburgischen und fränkischen Territorialgeschichte. In den letzten Jahren hat er sich verstärkt der Erforschung des frühneuzeitlichen Armen- und Fürsorgewesens zugewendet und eine Sammlung von „Quellen zur Geschichte des Bürgerspitals Würzburg 1500–1650“ (Fontes Herbipolenses VIII, Würzburg 2014) ediert. Seine Anschrift lautet: Am Hubland, 97074 Würzburg. E-Mail: hans.bergerhausen@uni-wuerzburg.de

- 7 Aus der Fülle der Literatur zum Augsburger Religionsfrieden seien hier nur einige Titel hervorgehoben, denen sich die folgende Darstellung besonders verpflichtet weiß. Materialreich und in alle Verästelungen auch der Vor- wie der Nachgeschichte hineinführend Gotthard, Axel: *Der Augsburger Religionsfrieden* (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Bd. 148). Münster 2004; für die Interpretation nach wie vor grundlegend die Arbeiten von Martin Heckel, daraus vor allem empfehlenswert seine lizide, leicht zugängliche Darstellung in: Heckel, Martin: *Deutschland im konfessionellen Zeitalter* (= Vandenhoeck – Deutsche Geschichte, Bd. 5). Göttingen 1983, S. 33–66 (in zweiter Auflage ebd. 2001, textidentisch, aber mit erheblich erweiterten Literaturhinweisen); s.a. die Beiträge in Hoffmann, Carl A. u.a.: *Als Frieden möglich war. 450 Jahre Augsburger Religionsfrieden*. Regensburg 2005; ferner Holzem: *Christentum* (wie Anm. 1), S. 51–70; speziell für Franken Gotthard, Axel: *Der Augsburger Religionsfrieden und Franken*, in: Ackermann, Konrad/Rumschöttel, Hermann (Hrsg.): *Bayerische Geschichte – Landesgeschichte in Bayern. Festgabe für Alois Schmid zum 60. Geburtstag*. München 2005, S. 555–572.
- 8 Der Augsburger Religionsfrieden wird hier und im Folgenden zitiert nach der leicht zugänglichen Quellensammlung von Buschmann, Arno (Hrsg.): *Kaiser und Reich. Klassische Texte und Dokumente zur Verfassungsgeschichte des Hl. Römischen Reiches Deutscher Nation vom Beginn des 12. Jahrhunderts bis zum Jahre 1806*. München 1984, S. 215–282, hier bes. § 15ff., S. 224ff.; vgl. zu den gewählten Benennungen der Religionsparteien schon Brandi, Karl: *Reformation und Gegenreformation (Unveränderter Neudruck des Werkes Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation, zuerst 1927)*. Frankfurt 5. Aufl. 1979, S. 267; der Versuch, den Katholizismus ebenso wie Luthertum und Calvinismus als Neugründung des 16. Jahrhunderts zu qualifizieren, führt in die Irre: Vgl. Burkhardt, Johannes: *Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung 1517–1617*. Stuttgart 2002, S. 77–80.
- 9 In der Textausgabe von Buschmann (Hrsg.): *Kaiser und Reich* (wie Anm. 8), S. 220–232, allerdings mit irreführenden Zwischenüberschriften des Herausgebers; zu unterscheiden sind die narrativen (§ 7–13) und die dispositiven Teile (§ 14–32) des Religionsfriedens; zur Funktionsweise des Reichstages vgl. einführend Neuhaus, Helmut: *Das Reich in der Frühen Neuzeit* (= Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 42). München 1997 u.ö., S. 40–43.
- 10 Vgl. Heckel: *Deutschland im konfessionellen Zeitalter* (wie Anm. 7), S. 33f.
- 11 Rabe: *Reich und Glaubensspaltung* (wie Anm. 4), S. 294 (Zitat); vgl. Kohler, Alfred: *Karl V. 1500–1558. Eine Biographie*. München 1999, S. 341–345; ders., Ferdinand I. *Vater des Religionsfriedens*, in: Schilling, Heinz/Smolinsky, Heribert (Hrsg.): *Der Augsburger Religionsfrieden 1555* (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Bd. 150). Münster 2007, S. 17–24.
- 12 Vgl. schon Ritter, Moriz [!]: *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreissigjährigen Krieges (1555–1648)*. Bd. 1, Stuttgart 1889, Nachdruck Darmstadt 1974, S. 85; s.a. Holzem: *Christentum*, S. 53f.
- 13 Heckel: *Deutschland im konfessionellen Zeitalter* (wie Anm. 7), S. 49f.
- 14 Ebd., S. 45.
- 15 Ebd., S. 46; Holzem: *Christentum* (wie Anm. 1), S. 55ff.
- 16 Holzem: *Christentum* (wie Anm. 1), S. 58ff.; vgl. umfassend Schneider, Bernd Christian: *Ius reformandi. Die Entwicklung eines Staatskirchenrechts von seinen Anfängen bis zum Ende des alten Reiches* (= *Ius ecclesiasticum*, Bd. 68). Tübingen 2001.
- 17 Heckel: *Deutschland im konfessionellen Zeitalter* (wie Anm. 7), S. 48.
- 18 Vgl. kritisch schon Klueting, Harm: *Das Konfessionelle Zeitalter 1525–1648*. Stuttgart 1989, S. 142f.; Gotthard, Axel: *Säkularisierung – Toleranz – Menschenrechte. Ideen- und mentalitätsgeschichtliche Blicke auf die Augsburger Ordnung*, in: Hoffmann u.a. (Hrsg.): *Als Frieden möglich war* (wie Anm. 7), S. 282–289.
- 19 Gotthard: *Der Augsburger Religionsfrieden* (wie Anm. 7), S. 527ff.; Holzem: *Christentum* (wie Anm. 1), S. 61.
- 20 Gotthard: *Der Augsburger Religionsfrieden* (wie Anm. 7), S. 143–155, 264ff. u.ö.; Holzem: *Christentum* (wie Anm. 1), S. 64ff.
- 21 Köpf, Ulrich: *Reformationszeit 1495–1555* (= *Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung*, Bd. 3). Stuttgart 2001, Nr. 84.2,

- S. 485–487, das Zitat hier S. 486; vgl. Willoweit, Dietmar: Religionsrecht im Heiligen Römischen Reich zwischen Mittelalter und Aufklärung, in: Hoffmann u.a. (Hrsg.): Als Frieden möglich war (wie Anm. 7), S. 35–50, bes. S. 44f.; zur Bedeutung für Franken s.a. Merz, Johannes: Der Religionsfrieden, die *Declaratio Ferdinandea* und die Städte unter geistlicher Herrschaft, in: Schilling/Smolinsky (Hrsg.): Der Augsburger Religionsfrieden (wie Anm. 11), S. 321–340.
- 22 Leeb, Josef (Bearb.): Der Reichstag zu Regensburg 1556/57 (= Deutsche Reichstagsakten. Reichsversammlungen 1556–1662). München 2013, 2. Teilband, Nr. 508, S. 1248–1252.
- 23 Gotthard: Der Augsburger Religionsfrieden (wie Anm. 7), S. 128–137, 249–252; Holzem: Christentum (wie Anm. 1), S. 62f.
- 24 Gotthard: Der Augsburger Religionsfrieden (wie Anm. 7), S. 112–118.
- 25 Vgl. zum faktischen Hintergrund Himmelstein, Franz Xaver: *Synodicon Herbipolense*. Geschichte und Statuten der im Bisthum Würzburg gehaltenen Concilien und Dioce-sansynoden. Würzburg 1855, S. 121–127 [auch online verfügbar unter http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10393409_00135.html (letzter Zugriff 13.06.2017)]; zur Beurteilung dieser Regelung des Reichsabschieds siehe Merz: Religionsfrieden (wie Anm. 21), S. 337f.
- 26 Zu den unterschiedlichen Lesarten des entsprechenden Paragraphen Bergerhausen, Hans-Wolfgang: Die Stadt Köln und die Reichsversammlungen im konfessionellen Zeitalter. Ein Beitrag zur korporativen reichsstädtischen Politik 1555–1616 (= Veröffentlichung des Kölnischen Geschichtsvereins, Bd. 37). Köln 1990, S. 163–169; vgl. Gotthard: Der Augsburger Religionsfrieden (wie Anm. 7), S. 137–143, 252–264; Hoffmann, Carl A.: Die Reichsstädte und der Augsburger Religionsfrieden, in: Schilling/Smolinsky (Hrsg.): Der Augsburger Religionsfrieden (wie Anm. 11), S. 297–320.
- 27 Holzem: Christentum (wie Anm. 1), S. 56f.
- 28 Vgl. zur ersten Orientierung Dotzauer, Winfried: Die deutschen Reichskreise in der Verfassung des Alten Reiches und ihr Eigenleben (1500–1806). Darmstadt 1989, S. 47ff., 66ff.
- 29 Heckel: Deutschland im konfessionellen Zeitalter (wie Anm. 7), S. 49.
- 30 Burkhardt, Johannes: Der Dreißigjährige Krieg. Frankfurt a. M. 1992, S. 140 (Zitat); vgl. Heckel: Deutschland im konfessionellen Zeitalter (wie Anm. 7), S. 13 u. 17.
- 31 Heckel: Deutschland im konfessionellen Zeitalter (wie Anm. 7), S. 63ff.
- 32 Ebd., S. 51f.; Holzem: Christentum (wie Anm. 1), S. 56f., 257ff.; Dingel, Irene: Evangelische Lehr- und Bekenntnisbildung im Spiegel der innerprotestantischen Auseinandersetzungen zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens, in: Hoffmann u.a. (Hrsg.): Als Frieden möglich war (wie Anm. 7), S. 51–61.
- 33 Heckel: Deutschland im konfessionellen Zeitalter (wie Anm. 7), S. 51 u. 60.
- 34 Ebd., S. 43f., 50f.; Gotthard: Der Augsburger Religionsfrieden (wie Anm. 7), S. 271–280.
- 35 Zur langfristigen Entwicklung Gotthard, Axel: Der Dreißigjährige Krieg. Eine Einführung. Köln/Weimar/Wien 2016, S. 13–59.
- 36 Heckel: Deutschland im konfessionellen Zeitalter (wie Anm. 7), S. 55ff.; Gotthard: Der Augsburger Religionsfrieden (wie Anm. 7), S. 159–170; vgl. a. die klassische Darstellung von Dickmann, Fritz: Das Problem der Gleichberechtigung der Konfessionen im Reich im 16. und 17. Jahrhundert, in: Ders.: Friedensrecht und Friedenssicherung. Studien zum Friedensproblem in der neueren Geschichte. Göttingen 1971, S. 7–35 (Erstveröffentlichung in: Historische Zeitschrift 201 [1965], S. 265–305).
- 37 Heckel: Deutschland im konfessionellen Zeitalter (wie Anm. 7), S. 25ff. u. 39ff.
- 38 Leeb (Bearb.): Der Reichstag zu Regensburg 1556/57. 2. Teilband (wie Anm. 22), Nr. 508, Zitate hier S. 1251.
- 39 Holzem: Christentum (wie Anm. 1), S. 152–188, bes. S. 163ff.
- 40 Immer noch lesenswert Hartung, Fritz: Der deutsche Territorialstaat des 16. und 17. Jahrhunderts nach den fürstlichen Testamenten, in: Ders.: Volk und Staat in der deutschen Geschichte. Gesammelte Abhandlungen. Leipzig 1940, S. 94–111.
- 41 Heckel: Deutschland im konfessionellen Zeitalter (wie Anm. 7), S. 39ff. u. 71ff.

Andreas Bodenstein, genannt Dr. Carlstadt

Leben und Werk des Andreas Bodenstein von Karlstadt (1486–1541) spiegeln die kultur- und religiösen geschichtlichen Umbrüche der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wider. Aufgewachsen war er in Karlstadt, zum Studium zog es ihn nach Erfurt und Köln, den damaligen Lehrstätten des Thomismus. In Wittenberg bezog der junge Carlstadt als Dekan und Professor humanistische und augustinische Gedankenvorstellungen in seine Lehre mit ein. Daraus formte er sein späteres reformatorisches Denken und Handeln.

Bodenstein war ein reformatorischer Vorläufer und zunächst ein enger Weggefährte und treuer Anhänger des älteren Martin Luther. Lange stand er im Schatten Luthers und wurde später von evangelischer Seite als Schwärmer, Eiferer und Bilderstürmer diffamiert.

Anders als Luther blieb er jedoch seinen reformatorischen Grundüberzeugungen treu und trieb in seiner Funktion als Dekan der Universität die Veränderungen in Wittenberg konsequent voran. Sehr bald stieß er auf Widerstände der Obrigkeit und verlor dadurch die Unterstützung Luthers, der einen eher pragmatischen Weg der Reformation ging.

Herkunft und Elternhaus

Andreas Rudolff Bodenstein wurde 1486 in Karlstadt am Main geboren. Seine Familie gehörte der bürgerlichen Führungs-

schicht der Stadt an, denn sein Vater Peter Bodenstein, von Beruf Weinhändler, Meister der St. Nikolaus- und St. Urbanus-Bruderschaft, ist 1481 als Bürgermeister beurkundet. Andreas wuchs in einem Haus auf, das dem Würzburger Domkapitel gehörte. Dieses Gebäude stand „*in foro*“, also am Markt. Es handelte sich wahrscheinlich um das im Schatten des Rathauses gelegene, spätere Gasthaus „Zum Ochsen“, das im Erdgeschoss als Markthalle diente. Das Haus in der Alten Bahnhofstraße 4 wurde 1961/62 abgerissen.

Das Wappen der Familie, das Andreas Bodenstein später auch im Himmel- und Höllewagen eindrucken ließ, deutet darauf hin, dass die Vorfahren ihre Herkunft auf die in Thüringen ansässige Landadelsfamilie von Bodenstein zurückführten. Die Mutter von Andreas war Anna Katharina Bodenstein und kam aus der Hammelburger Familie Demudt. Ihr Bruder Nikolaus Demudt war Augustinermönch im Kloster Neuwerk bei Halle und 1519 Propst und Archidiakon. Aus der Ehe von



Abb. 1: Andreas Bodensteins Geburtshaus.



Abb. 2: Die Karlstadter Lateinschule (Rekonstruktion).

Katherina mit Peter Bodenstein gingen noch weitere Kinder hervor: Leonhard, Andreas, Michael, Jodokus, Konrad und eine Tochter.

In der oben genannten, recht umfangreichen Urkunde bestätigte der Anwalt Conrad Weygant, dass die Eheleute Claus Weygant und seine eheliche Hausfrau Katharina nach ihrem Ableben der Urbanus- und Nikolaus-Bruderschaft sechseinhalb Morgen Wiesen schenken wollten. Dabei verpflichtete sich die Bruderschaft, jedes Jahr am St. Nikolausabend eine Messe zu halten. Die Bruderschaftsmeister wurden angehalten, jedes Jahr für 2 Gulden Tuch zu kaufen, um damit die Armen der Stadt zu kleiden. Die Aufsicht über die Stiftung erhielt der Rat zu Karlstadt und die Bürgermeister Peter Bodenstein und Martin Brant. Außerdem wurde dieser Vertrag auf den Kanzeln der Stadt Karlstadt, dem Dorf Karlburg und der Stadt Gemünden bekannt gemacht.

Lateinschule in Karlstadt, Studium in Erfurt und Köln

Die Schultradition in Karlstadt ist urkundlich bereits für das Jahr 1331 nachweisbar. Bodenstein besuchte die Lateinschule, die anders als die Deutsche Schule ihre Schüler auf einen geistlichen Beruf oder ein späteres Studium an einer Universität vorbereitete und vor allem Latein unterrichtete.

In Karlstadt stand die Lateinschule im ummauerten Bereich des alten Kirchhofs nördlich des Chors der St. Andreas Kirche und wurde im 19. Jahrhundert abgerissen. Die genaue Lage ist jedoch heute noch im rechten Kellerteil des Anwesens Kirchplatz 2 nachweisbar. Aus dieser Zeit ist die Deutsche Schule erhalten, heute im Volksmund „Arche“ genannt. Der bestehende Fachwerkaufbau geht auf das Jahr 1560 zurück. Das Haus diente dem schulischen Zweck bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.



Abb. 3: Der Friedhof um St. Andreas, Rekonstruktion nach den Ausgrabungen von 2008.

1499 wechselte Bodenstein im Alter von 13 Jahren zum Studium an die Universität Erfurt. Dort war bereits 1494 der aus Karlstadt stammende Johann Schöner immatrikuliert. Vier Jahre später erhielt Bodenstein den Grad eines Baccalaureus und schrieb sich an der Universität Köln ein, wo er sich mit den Lehren des Thomas von Aquin vertraut machte.

Dekan in Wittenberg und Doktorvater von Martin Luther

Nach Köln führte ihn sein Weg schließlich im Jahr 1505 an die Universität Wittenberg. Dort in der kursächsischen Provinz wurden junge Wissenschaftstalente für die erst drei Jahre vorher gegründete neue Universität gesucht. Bodenstein erkannte die

beruflichen Chancen, die sich ihm boten, und nutzte diese zielstrebig. 1507/08 war er Dekan an der Artistenfakultät und seit 1508 ebenfalls niederer Kanoniker.

Als Magister verfasste er zunächst Lehrbücher, wurde schließlich am 1. Dezember 1510 zum Doktor der Theologie promoviert und dann zum Priester geweiht. Nach der Priesterweihe führte sein erster Weg zurück in die Heimatstadt nach Karlstadt am Main. In Eußenheim machte er bei seiner Schwester, die dort verheiratet war, Station. Zwischen Eußenheim und Karlstadt wurde er 1511 in der sogenannten „Höul“ (Hohlweg der ehemaligen Eußenheimer Straße) überfallen und schwer verwundet. Hier legte Bodenstein das Gelübde zu einer Romreise ab, die er 1515 antrat.

Nach der Rückkehr habilitierte er sich in Wittenberg und übernahm das gut dotierte Amt des Archidiakons am Allerheiligenstift zu Wittenberg. In humanistischer Tradition nannte er sich nun nach seiner Heimatstadt „Doktor Carlstadt“.

Er war jetzt Professor für Theologie an der Universität Wittenberg. In dieser Funktion promovierte er 1512 Martin Luther. 1515 erfolgte schließlich seine Romfahrt. Dort wurde er zum Doktor beider Rechte (Kirchenrecht/Römisches Recht) promoviert und kehrte nach Wittenberg zurück.

In Bodensteins Abwesenheit wechselten jedoch viele Studenten in die Vorlesungen und Seminare Martin Luthers. Dieser beschäftigte sich mit den Lehren des Augustinus und vertritt damit eine ‚moderne‘ Auslegung der Bibel als die mittelalterlichen Scholastiker, zu denen damals auch noch Bodenstein gehörte.

Karlstadt und Luthers reformatorisches Wirken

Nach Bodensteins Rückkehr aus Rom wurde das Verhältnis zwischen ihm und Luther immer angespannter. Neidisch reagierte Luther auf Bodenstein: „Carlstadt war vermesen, dass er auch zu Rom in den fürnehmsten Collegio, in dome Sapientiae, hat dürfen disputieren. Kam mit großer Hoffart wieder in Deutschland wohl gekleidet.“

Zum echten theologischen Zusammenstoß von Bodenstein und Luther kam es am 25. September 1516 während der Promotion des Studenten Bartholomäus Bernhardi. Luther berief sich in der Disputation auf Augustinus und wandte sich damit von der mittelalterlichen Scholastiklehre ab. Bodenstein war überrascht. Luther forderte ihn daraufhin auf, sich näher mit den Schriften des Kirchenlehrers Augustinus zu beschäftigen.

Um Luthers neue Theologie zu verstehen, kaufte sich Carlstadt 1517 in Leipzig die Werke des Augustinus, zunächst allerdings in der Absicht, Luther zu widerlegen. Nach der Lektüre und dem Studium wurde er dann aber zum bekennenden Anhänger des Augustinus.

In einer Art Bekehrungserlebnis wechselte er nun die Fronten. Bereits am 26. April 1517, ein halbes Jahr vor Luther, trat er mit 152 Thesen, die auf dem augustinischen Gedanken „Die Natur, das Gesetz und die Gnade“ basierten, an die Öffentlichkeit.

Mit überraschender Klarheit und Strenge formulierte er seine zukünftige Theologie. Zentral ist das neue Verständnis von „Gnade und menschlichem Willen“.

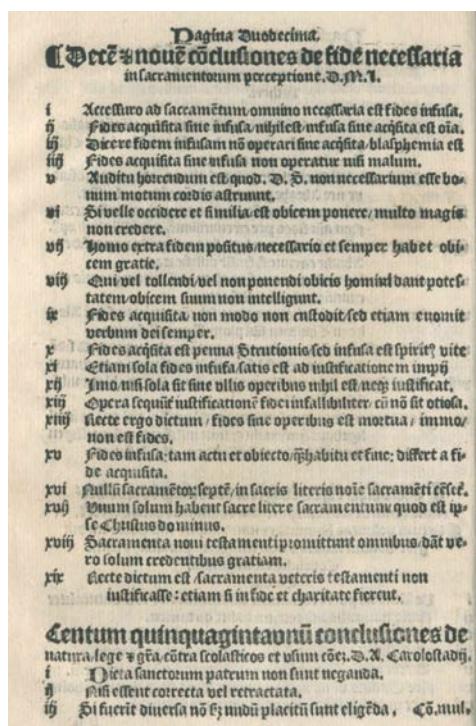


Abb. 4: Bodensteins Thesen, Auszug der ersten beiden Seiten.

Damit stellte er sich an die Spitze der reformatorischen Bewegung an der Universität Wittenberg.

Luther formulierte am 31. Oktober 1517 mit der Veröffentlichung seiner Thesen die reformatorischen Gedanken, die er und andere Gelehrte an der Universität Wittenberg diskutierten, und geriet damit namentlich ins Visier der kirchlichen Obrigkeit. Seine Thesen verbreiteten sich schnell in ganz Deutschland.

Dr. Eck, ein Vertreter der katholischen Amtskirche, forderte in mehreren Schreiben gegenüber den reformatorischen Bestrebungen in Wittenberg und vor allem gegenüber Luther eine papsttreue Position. Bodenstein verteidigte Luther in 112 Thesen und wandte sich damit gegen Dr. Eck.

Dabei formulierte er wie bereits in der Vorlesung 1519 „*De impii iustificatione*“

die Unfähigkeit des Menschen zum Guten, wenn diesem nicht von Gott allein die rechtfertigende Gnade zukäme. Der theologische Streit endete erst drei Jahre später in der sogenannten „Leipziger Disputation“. Im Zentrum der Gespräche standen die Stellung des Papstamtes und der kirchlichen Lehrautorität sowie die menschliche Willensfreiheit im Verhältnis zur göttlichen Gnade und die Möglichkeit des Ablasses.

Auf Veranlassung von Dr. Eck persönlich erließ Papst Leo X. am 15. Juni 1520 die Bulle „*Exsurge Domine*“, die Luther als Ketzer verurteilte. Da Dr. Eck eigenmächtig auch den Namen Bodensteins unter das Dokument setzte, wurden beide, Luther und Bodenstein, als „vogelfrei“ erklärt. Damit war auch für Bodenstein der Zeitpunkt gekommen, mit dem Papsttum zu brechen. In der Schrift „*Von päpstlicher Heiligkeit*“, die im Oktober 1520 erschien, rechtfertigte Dr. Carlstadt seine Haltung.

Bodenstein als Reformator in Wittenberg

Die Reformation in Wittenberg wurde nach dem Wormser Reichstag 1521 für den Kurfürsten Friedrich zum Politikum. Um Luther vor den Folgen der Reichsacht zu schützen und zur Beruhigung beizutragen, schickte er ihn im Mai 1521 auf die Wartburg.

Bodenstein wurde nach Kopenhagen beordert, um in die Dienste Christians II. zu treten. Er kehrte jedoch zwei Wochen später nach Wittenberg zurück, wo er sein reformatorisches Wirken unbeirrt fortsetzte. Am 24. Juni 1521 erschien die Schrift zur Abendmahlslehre. Am Weihnachtsfest 1521 feierte Dr. Carlstadt die erste evangelische Messe auf Deutsch. Im gleichen Jahr erschien das Traktat: „*Von Gelübden Un-*

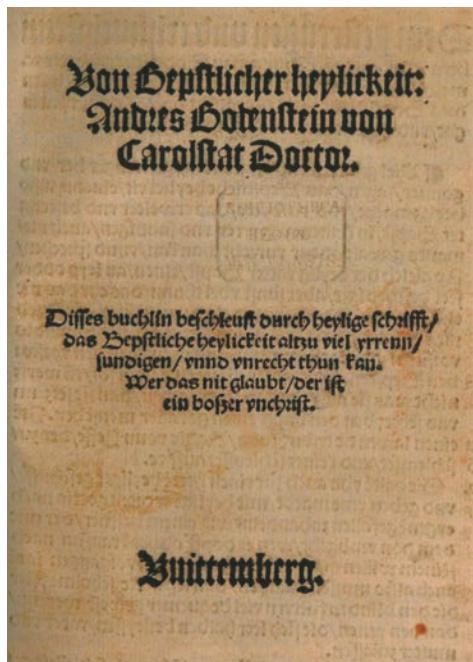


Abb. 5: Deckblatt „*Von päpstlicher Heiligkeit*“.

terrichtung“, das sich gegen das Mönchsgeübde richtete, sowie am 27. Januar 1522 die Schrift: „Vom Abtun der Bilder aus der christlichen Stadt Wittenberg“.

Gemeinsam mit anderen Theologen der Universität setzte er als Dekan die Reformbewegung fort. Diese Veränderungen führten zu Unruhe und Missstimmung in der Bevölkerung. Um die Lage in Wittenberg zu beruhigen, rief der Kurfürst Martin Luther von der Wartburg zurück. Luther riss die Zügel der Reformbewegung an sich, predigte gegen den Aufruhr und nahm alle Reformen zurück. Carlstadt wurde verpflichtet, die Messe wieder im Ornat und in alter Tradition zu halten.

Differenzen mit Luther nach dessen Rückkehr von der Wartburg über Art und Durchführung von Reformen und die eingeleiteten Zensurmaßnahmen der Wittenberger Universität gegen ihn bewogen Carlstadt zu einem Rückzug aus der öffentlichen Tätigkeit. Misstrauig und enttäuscht über diese Erniedrigung, aber mit einer tiefen „*Gelassenheit*“ und innerlich ungebrochen im reformatorischen Geist, reifte bei ihm der Entschluss, die akademische und klerikale Karriere in Wittenberg zu beenden. Konsequent ging Carlstadt diesen Weg, zog sich in seine Pfarrei nach Orlamünde an der Saale zurück, wurde Bauer und nannte sich „*Bruder Andres*“.

In der anonymen Flugschrift „Triumph der Wahrheit“, die einige Jahre nach den Reformen Bodensteins in Wittenberg 1525 gedruckt wurde, steht Dr. Carlstadt in der Meinung des Volkes gleichberechtigt neben Luther. Eine Abbildung darin zeigte, Christus Salvator, der auf dem von Evangelistsymbolen gezogenen Wagen sitzt. Links und rechts vor dem Wagen schreiten die beiden Wittenberger Professoren Carlstadt und Luther. Ulrich von

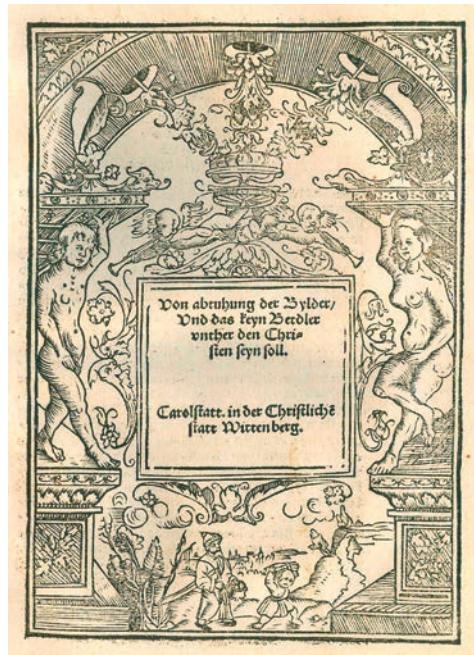


Abb. 6: „Vom Abtun der Bilder aus der christlichen Stadt Wittenberg“.

Hutten auf dem Pferd führt den Zug an, dahinter die in Ketten gefangenen lutherfeindlichen Theologen. Etwas seitlich versetzt wird der Schrein mit der Heiligen Schrift vorangetragen. Kinder streuen Blumen und Bürger breiten ihre Mäntel aus. Der Urheber des Drucks sah in Bodenstein den Reformator, der Luthers Werk, den Kampf gegen den Papst und die römische Kirche, fortführte.

Die Heirat mit Anna von Mochau

Am 19. Januar 1522 heiratete Bodenstein das junge Mädchen Anna von Mochau und zog 1523 als Gemeindepastor nach Orlamünde an der Saale, einer seinem Wittenberger Archidiakonat inkorporierten Pfarrei. Wie oben erwähnt, ließ er sich dort „*Bruder Andres*“ nennen und versuch-



Abb. 7: Hochzeitsbild der Anna von Mochau und Andreas Bodenstein, Lucas Cranach d.Ä. Bekannt als Bildnisse eines jungen Mannes und seiner Frau, 1522, Öl auf Holz, männliches Bildnis: 57,6 x 39,9 cm, weibliches Bildnis: 58 x 39,8 cm, National Gallery of Art, Samuel H. Kress Collection, Washington USA.

te, den Lebensunterhalt seiner Familie mit landwirtschaftlicher Arbeit selbst aufzubringen.

Bodenstein und seine Zeitgenossen

Bodenstein, Professor und Archidiakon in Wittenberg, Doktor beider Rechte, unterhielt, wie es damals üblich war, zu vielen Gelehrten und Künstlern der Zeit wissenschaftliche Kontakte. Ein wichtiger Freund war **Georg Spalatin**, der seit 1512 als Verwalter der Universitätsbibliothek im Schloss Wittenberg wirkte. Spalatin, ein Franke aus Spalt bei Nürnberg, studierte

zunächst in Erfurt Rechte und Theologie und wurde nach seiner Priesterweihe 1508 Erzieher des späteren Kurfürsten Johann Friedrich. 1514 ernannte Friedrich ihn zu seinem Hofkaplan und dann zu seinem Geheimschreiber an der Universität Wittenberg. Spalatin war seitdem als Beichtvater des Kurfürsten dessen vertrautester Diener, begleitete ihn zu fast allen Reichstagen und fungierte als Bindeglied zwischen dem Fürst und der Reformationsbewegung in Wittenberg.

Bodenstein beschloss in Meißen 1518 nach einer Auseinandersetzung mit einem Landsmann aus Ochsenfurt, der die Re-

formbewegung ablehnte, eine Bildsatire drucken zu lassen, den Himmel-und Höllewagen. Dazu schrieb er am 20. Oktober 1518 an Spalatin: „*Ich habe mir vorgenommen, zurückzustechen, aber aus Lieb zu den Wissenschaften. Ich habe nämlich den Plan gefaßt, zum Scheine weder Titel noch Namen zu nennen, alles aber ganz so zu treiben, daß jeder merkt, daß sie gebissen sind, wenn sie ins Innere blicken.*“ In der Tat schickte ihm Dr. Carlstadt am 20. März 1519 auch einige Exemplare des Himmel-und Höllewagens mit handschriftlicher Widmung und dem Ziel, seine Position darzulegen.

Thomas Müntzer und Bodenstein waren seit ihrer gemeinsamen Zeit in Wittenberg gut befreundet. Von 1517 bis 1519 weilte Müntzer öfter in Wittenberg und verfolgte die Reformationsbestrebungen. Es entwickelte sich ein lockerer Briefwechsel, seit Thomas Müntzer 1523 in Allstedt als Pfarrer tätig war und Bodenstein ab Juni des gleichen Jahres in Orlamünde wirkte. Müntzer hatte in der Bilder- und Abendmahlsfrage ähnliche Auffassungen wie Bodenstein.

Am 19. Juli 1524 schickte Müntzer zwei Briefe nach Orlamünde, einen direkt an Bodenstein, um ihn und seine Gemeinde für den Beitritt in den reformatorischen „Allstedter Bund“ zu gewinnen. Der Rat und Dr. Carlstadt erteilten ihm jedoch eine Absage.

Ende Februar 1525 wird Müntzer zum Pfarrer der Marienkirche in Mühlhausen gewählt. In den Auseinandersetzungen zwischen Bauern und Adel schlug er sich auf die Seite der Bauern und wurde deren Leitfigur im Freiheitskampf gegen die Obrigkeit in Thüringen. Am 15. Mai 1525 wurde er nach der Schlacht bei Frankenhausen, die in einer völligen Niederlage des von Müntzer zusammengerufenen Bauernhaufens endete, gefangen genom-

men und am 27. Mai vor den Toren der Stadt Mühlhausen enthauptet.

Bodenstein jedoch lehnte auch weiterhin Gewalt als Mittel zur Durchsetzung der Reformation und der Forderungen der Bauern ab. Seine Kirchengemeinde in Orlamünde verhielt sich während der Bauernruhen entsprechend passiv.

Philipp Melanchthon stammte aus Bretten unweit von Heidelberg. Er wurde am 16. Februar 1497 geboren und starb am 19. April 1560 in Wittenberg. Nachdem Martin Luther im Oktober 1517 seine 95 Thesen veröffentlicht hatte, fand am 26. April 1518 an der Heidelberger Universität eine Disputation über die Grundlagen seiner Forderungen statt, die bei dem jungen Melanchthon einen prägenden Eindruck hinterließ. Er begab sich daher im Mai 1518 mit seinen Studienkollegen nach Wittenberg, um die Ansichten Luthers besser verstehen zu können. Fortan stand Melanchthon dem reformatorischen Gedankengut aufgeschlossen gegenüber.

Er bewarb sich an der Universität Wittenberg, wo er eine Anstellung erhielt. Er lehrte griechische Grammatik und las antike Autoren. 1519 begleitete Melanchthon Bodenstein und Luther zur Leipziger Disputation. In den Folgejahren ist die Zusammenarbeit in theologischen Fragen zwischen Dr. Carlstadt und ihm sehr intensiv und fruchtbar. So ist es nicht verwunderlich, dass Bodenstein Melanchthon am 30. September 1521 die Schrift: „*De legis litera sive carne et spiritu*“ (Über den Buchstaben des Gesetzes oder über das Fleisch und dem Geist) widmete. Im Vorwort pries er Melanchthon als „*primus dux*“ („vorderster Anführer“) in der Wittenberger Reformgemeinde und lobte dessen Urteilsvermögen sowie seine Begabung für Sprachen, Dialektik und Rhetorik.

Lucas Cranach der Ältere wurde um den 4. Oktober 1472 in Kronach geboren und starb am 16. Oktober 1553 in Weimar. Er war in jener Zeit neben Dürer einer der bedeutendsten deutschen Maler und Graphiker der beginnenden Renaissance. 1505 bekam er eine Anstellung als Hofmaler bei Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen in Wittenberg. Neben zahlreichen Altarwerken und allegorischen Gemälden fertigte er mit seiner Werkstatt vor allem auch eine große Zahl an Porträts seiner Dienstherren sowie der Reformatoren Martin Luther und Philipp Melanchthon. Bodenstein schätzte Cranach sehr und nannte ihn gemeinsam mit Scheurl 1509 in einem Lobgedicht „*amicos amicissimos*“ („Liebste Freunde“). Er rühmte Cranach als erfolgreichen Maler und bewunderte die räumliche Tiefenwirkung in dessen Bildern und den augentäuschenden Lichtglanz der Gesichter. 1518 beauftragte Bodenstein Cranach d.Ä. mit der Fertigung des Himmel- und Höllewagens, des ersten reformatorischen Flugblattes, das 1519 beendet und gedruckt wurde. Seit der Cranach-Ausstellung im Städel Museum Frankfurt 2007/08 glaubt man, dass zwei bisher nicht namentlich bezeichnete Bilder Cranachs Andreas Bodenstein und seine junge Ehefrau Anna von Mochau darstellen.

Albrecht Dürer war wohl der bekannteste deutsche Künstler seiner Zeit. Er lebte und arbeitete in Nürnberg. In seinem Werk prägte er entscheidend den Übergang von der Spätgotik zur Renaissance. Dürer wurde am 21. Mai 1471 in Nürnberg geboren und starb ebenda am 6. April 1528. Kaiser Maximilian I. war sein Gönner und Auftraggeber. Bodenstein lernte Dürer zwar niemals persönlich kennen, sandte jedoch freundschaftlich verbunden ein Exemplar seines Himmel- und Hölle-

wagens an ihn sowie an Christoph Scheurl nach Nürnberg. Dürer dankte Bodenstein dafür in einem Brief Scheurls vom 1. August 1519: „*Dürer und ich haben deine Wagen und die Kommentare dazu als Ausdruck deiner Freundschaft und deines Wohlwollens mit dankbaren Gefühlen erhalten. [...] Dieser (Dürer) lässt Dank sagen, ich bedanke mich einstweilen auch.*“ Am 1. November 1521 widmete Bodenstein Dürer seine Abendmahlsschrift „*Von Anbetung und Ehrerbietung der Zeichen des Neuen Testaments.*“

Bodenstein und die reformatorische Propaganda des Himmel- und Höllewagens

Die Verwendung von beweglichen Lettern ab 1450 veränderte die herkömmlichen Methoden der Buchproduktion und löste in Europa eine Medienrevolution aus. Mit Gutenbergs Buchdruck konnten die Ideen der Reformation und die Gedanken der Renaissance schnell in Deutschland und Europa verbreitet werden. Insbesondere die Gutenberg-Bibel, die zwischen 1452 und 1454 entstand, zählt wegen ihrer hohen ästhetischen und technischen Qualität zu den Meisterleistungen der Buchdruckkunst. So ist auch der Erfolg der späteren Bibelübersetzung Martin Luthers zu erklären. 1522 wurde sie in Wittenberg in ca. 3.000 Exemplaren gedruckt und war schon nach drei Monaten vergriffen.

Auch Bodenstein nutzte 1519 in der Auseinandersetzung mit Dr. Johannes Eck dieses Medium und gab einen Holzschnitt bei Cranach d.Ä. in Auftrag, den Himmel- und Höllewagen. Kernmotiv ist die Darstellung eines bußfertigen Sünder, der hinter dem Kreuz und dem stehenden auferstandenen Christus zu sehen ist, während andererseits ein die eigene

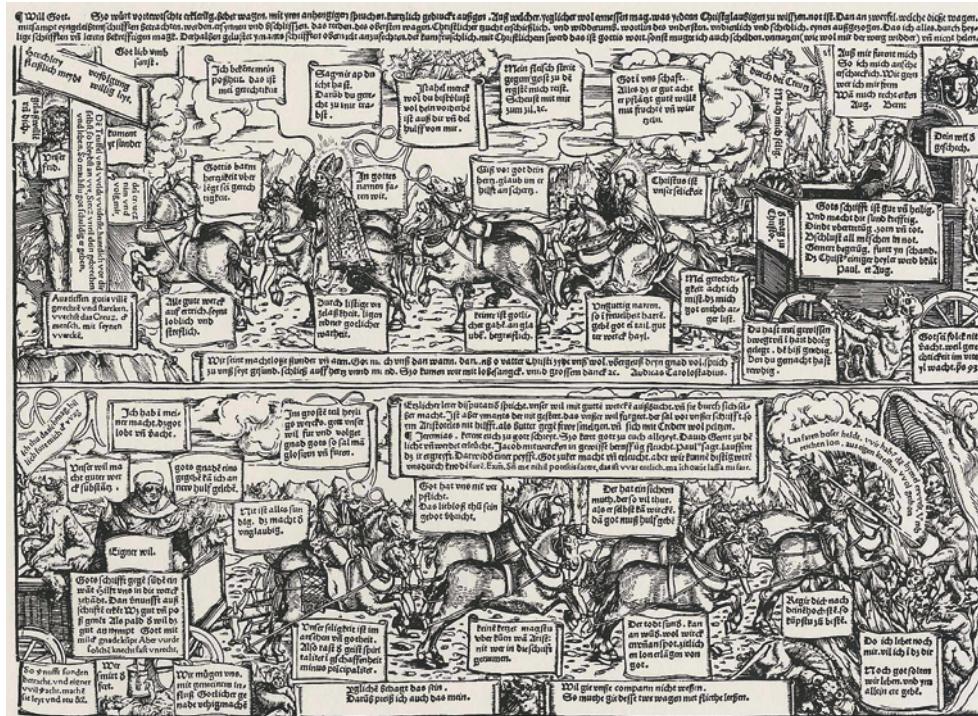


Abb. 8: Himmel- und Höllewagen. Reformatorisches Flugblatt des Andreas Bodenstein von Karlstadt von 1519, 29,8 x 40,5 cm. Deutsches Historisches Museum, Berlin.

Willenskraft predigender Theologe in die Hölle fährt. Die dann nachträglich eingebrückten Texte beschäftigen sich inhaltlich mit der „*Unfähigkeit des Menschen zum Guten ohne eine ihm allein von Gott zukommende und rechtfertigende Gnade*“, wie er seine Gedanken schon in der Vorlesungsschrift „*De impii iustificatione*“ („Von der Rechtfertigung der Heiden“) dargelegt hatte.

Gemeindereformen in Orlamünde

Bodenstein zog, nachdem er alle seine Ämter in Wittenberg niedergelegt hatte, im Juni 1523 mit seiner Familie nach Orlamünde, kaufte dort ein Haus, erwirtschaftete

seinen Lebensunterhalt selbst und setzte nun an seiner neuen Wirkungsstätte das Reformmodell des Laienchristentums um. Er konnte dabei auf die aktive Unterstützung der Bürger zählen.

Er entfernte Bilder und Skulpturen aus der Kirche, verzichtete auf Zehntabgaben an die Kirche und führte zur Vertiefung des Glaubens gemeinsame Gespräche zur Auslegung der Bibel ein. Die Kleinkindtaufe wurde abgeschafft. Er zelebrierte die Feier des Abendmahls mit Brot und Wein als zeichenhafte Erinnerung an Jesu Leiden am Kreuz.

Luther war empört, dass Bodenstein in Orlamünde eigenständig die Kirche reformierte und informierte den Landesherrn

über die „Ungeheuerlichkeit“ der Schriften Bodenstein. Die Bestrebungen Luthers und des damaligen Rektors der Universität Wittenberg, Philipp Melanchthon, Bodenstein möge seine Stelle in Orlamünde aufgeben und nach Wittenberg zurückkehren, endeten nach langem Hin und Her im Befehl des Kurfürsten. Dem musste Bodenstein Folge leisten. Am 4. April 1524 verfasste der Rektor der Universität Melanchthon eine vertragliche, auch finanzielle Vereinbarung über die Rückkehr Bodenstein an die Universität, die jedoch vonseiten der Obrigkeit nicht eingehalten wurde.

Bodensteins Bruch mit Luther

Bodenstein blieb somit als Pfarrer in Orlamünde. Auf Anordnung des Kurfürsten schaltete sich Luther während einer Visitationsreise durch das Saaletal mit der Maßgabe ein, die reformatorische Bewegung in Orlamünde, Jena, Kahla und in Neustadt/Orla aufzuhalten. Deswegen trafen sich am 22. August 1524 Luther und Bodenstein in Jena zu einer Aussprache, nachdem Luther ihn vorher in einer Predigt als Aufrührer beschimpft hatte. Zwei Tage später kam Luther nach Orlamünde, wo ihn die aufgebrachten Bürger in einer offenen Disputation attackieren und sich der Abberufung ihres Pfarrers verweigern. Luther muss unverrichteter Dinge nach Wittenberg zurückkehren und berichtete: „*Karlstadt hat hinter dem Rücken der Obrigkeit mit eigener Faust und Frevel Bilder gestürmt oder Kirchen gebrochen. Diesen frevelerischen Schwärmer und rottischen Gesichtern muss Einhalt geboten werden. Allen voran Doktor Karlstadt mit seiner Rotte, die seine Rotterei noch rechtfertigen und verteidigen will und sich nicht weisen lassen will.*“

Kurz darauf am 22. September 1524 wurde Bodenstein vom Kurfürsten des Landes verwiesen. Jeder Versuch, ihn umzustimmen, scheiterte. Bodenstein musste sein Haus verlassen, die Existenzgrundlage war ihm genommen. Frau und Kinder ließ er zurück und floh.

Fränkischer Bauernkrieg

Für Bodenstein und seine Familie begann nun eine schwere Zeit. Er war auf der Flucht, getrennt von seiner Familie. Bald jedoch musste auch diese die Heimat verlassen, da sich Anna weigerte, ihr 1525 geborenes Kind taufen zu lassen. Mittellos zog sie hinter Bodenstein her. Dieser geriet mehr und mehr zwischen die Fronten des Bauernkrieges.

Wo immer er auftauchte, folgte alsbald ein Brief Luthers, in dem er als Mitstreiter von Müntzer bezeichnet wird. 1524 war Bodenstein mit der Familie heimlich in Rothenburg vereint. Offizielles Asyl wurde ihm durch Landgraf Kasimir von Brandenburg-Ansbach nicht gewährt, sodass er sich bei Freunden verstecken musste.

Die aufständischen fränkischen Bauern unter der Führung Florian Geyers forderten den Rothenburger Rat auf, sie mit Waffen zu unterstützen. Dem kam der Rat am 10. Mai 1525 nach. Kurz darauf erschien Bodenstein wieder in der Öffentlichkeit und war am 14. Mai im Bauernlager, um die Aufständischen zu ermahnen, keine Waffen einzusetzen. Das stieß auf Ablehnung. Es kam zu Tumulten und Bodenstein musste mit seiner Familie aus Rothenburg nach Schweinfurt fliehen.

Bodenstein in seiner Heimatstadt

Auf dem Landtag der fränkischen Bauern in Schweinfurt am 1. Juni 1525 mahnte

Bodenstein vergeblich zum Einlenken und zur Gewaltfreiheit. Auch hier spürte er den Zorn und Widerspruch der Bauern. Er floh deshalb über Würzburg nach Karlstadt zu seiner Mutter und predigte Pfingsten, am 4./5. Juni 1525 in der Pfarrkirche St. Andreas. Vermutlich rief er dabei erneut die Bauern zur Gewaltlosigkeit und zum Verhandeln auf, denn auch hier wurde er angegriffen und bedroht.

Inzwischen wurden die fränkischen Bauernheere am 4. Juni 1525 in Ingolstadt (bei Würzburg) vom Schwäbischen Bund vernichtend geschlagen. Die Sache der Bauern in Franken war verloren und Bodenstein musste um sein Leben fürchten, denn zwischenzeitlich wurde er auch vom Würzburger Bischof steckbrieflich gesucht. Er verließ bereits nach einer Woche Karlstadt und zog zu seinem Schwager nach Frankfurt. Doch auch dieser hatte Probleme mit der Obrigkeit, da er ein Anhänger der Reformation war. Bodenstein konnte mit seiner Familie dort nicht bleiben.

Überall im Land fanden nun Strafgerichte gegen die Aufrührer statt. Im August 1525 wurden in Karlstadt neun Bürger, die für die Sache der Bauern und Aufständischen eingetreten waren, auf Befehl Bischof Konrads von Thüngen auf dem Marktplatz hingerichtet.

Resignation und Leben als Bauer

Die Lage Bodensteins und seiner Familie war verzweifelt. Ohne Einkommen und stets auf der Flucht musste er jederzeit damit rechnen verhaftet zu werden. Durch seine Frau, Anna von Mochau, nahm er mit Martin Luther erneut Kontakt auf. Sie reiste um den 12. Juni 1525 mit den Kindern nach Wittenberg, um Luther einen Bittbrief zu übergeben. Darin ver-



Abb. 9: Steinkanzel in der Pfarrkirche Sankt Andreas in Karlstadt. Arbeit aus der Werkstatt Tilman Riemenschneiders 1523.

Photo: Alfred Dill.

suchte Bodenstein, durch die Vermittlung Luthers eine Einreise- und Aufenthaltserlaubnis für Kursachsen zu erwirken. Die Antwort Luthers war versöhnlich, denn bereits 14 Tage später traf Bodenstein mit Familie in Wittenberg ein. Er fand sogar vorübergehend Wohnung bei Luther. Ihm wurde aber auch klar, dass er vor Luther, der die Sache der Reformation in Wittenberg kontrollierte, kapitulieren musste, um in Ruhe leben zu können. Bereits am 24. Juni erscheint seine Schrift „*Entschuldigung D. Andres Carlstats des falschen namens der Auffrur*“. Bodenstein widerrief darin auf Drängen Luthers seine bisherigen Lehren, jedoch nicht seine Auslegung des Abendmahles.

Er siedelte mit Familie nach Kemberg um und lebte erneut als Bauer in ärmlich-

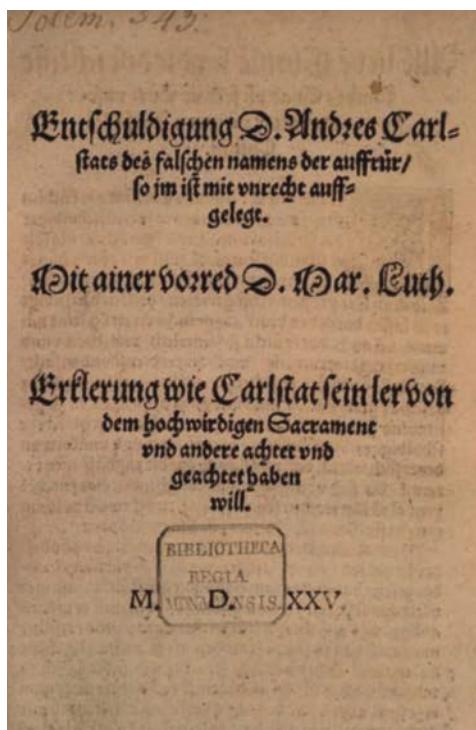


Abb. 10: „Entschuldigung D. Andres Carlstats des falschen namens der Auffrur.“

ten Verhältnissen. Die Not der Familie war inzwischen so groß, dass seine Frau und seine Kinder betteln gehen mussten. Trotz strenger Kontrolle konnte er mittels Briefen und Besuchern die Kontakte zu Gleichgesinnten aufrechterhalten.

1528 beklagte er sich in einem heimlichen Brief an Kaspar Graf von Schwenkfeld, der in Schlesien die Reformation einführen wollte: „Sie wollen also, dass ich hier bleibe. Aber niemand wird von Mitleid bewegt. Ich verkaufe alles: Betten, Kleider, Trinkgeschirre und was ich sonst an Hausrat besitze.“ Der Brief wurde von Spitzeln des Kurfürsten abgefangen, und Bodenstein entzog sich der Verhaftung erneut durch Flucht.

Lehrtätigkeit und Anerkennung

Carlstadt blieb seinen eigenen reformatorischen Vorstellungen treu und zog auf der Suche nach einer Anstellung über Müns- ter nach Straßburg. Dort wollte man sich das Wohlwollen der Wittenberger in reformatorischen Fragen nicht verscher- zen und wies Bodenstein ab. Über Basel kam er 1530 nach Zürich und traf dort Zwingli, der die Lehre Bodensteins zum Abendmahl teilt. Auf dessen Vermittlung wurde Bodenstein als Diakon im Spital und als Prediger am Großmünster in Zürich angestellt.

Vier Jahre später erhielt Bodenstein eine Berufung als Professor an die Universität Basel. Hier hielt er ganz im Sinne eines umfassend gebildeten Humanisten Vorlesungen auch über Botanik, Geogra- phie und Heilkunde. Er hatte nun für sich und seine Familie ein gutes Auskom- men und fand erneut Anerkennung. So schrieb Heinrich Bullinger, der Vorste- her der reformierten Kirche in Zürich, an seinen Freund Myconius nach Basel: „Du brauchst nicht zu fürchten, der Mann [Carlstadt] wäre so wie Luther ihn gezeich- net hat. Er ist verträglich, bescheiden, de- mütig und in jeder Hinsicht einwandfrei.“ Weihnachten 1541, genau 20 Jahre nach- dem er in der Schlosskirche zu Wittenberg den ersten evangelischen Gottesdienst gehalten hatte, starb Bodenstein an der Pest.

Bodenstein, ein bedeutender Publizist der Reformation

Etwa 70 gedruckte Werke in über 200 Ausgaben in lateinischer Sprache oder deutscher Übersetzung bezeugen seinen Einfluss als Theologe und Publizist der Reformation. Unter den Autoren, die wäh- rend der Jahre 1518 bis 1525 durch die

Herausgabe von Druckschriften für die Verbreitung der reformatorischen Bewegung tätig waren, steht Dr. Carlstadt nach Luther an zweiter Stelle.

Einige Jahre nach dem Beginn der Reformation in Wittenberg war in der Geburtsstadt Andreas Bodensteins die Mehrheit der Bevölkerung evangelisch. Erst durch die Gegenreformation unter dem Würzburger Bischof Julius Echter (1573–1617) wurden die Bewohner in Karlstadt mehr und mehr wieder katholisch. Am 20. April 1618 erklärte sein Nachfolger Gottfried von Aschhausen, die Karlstädter hätten dem Protestantismus abgeschworen.

Dr. Carlstadt als echter Reformator

Carlstadt sah die Reformation nicht nur als eine Reform der Kirche an Haupt und Glieder, sondern betrachtete sie als ganzheitliches Modell, das beim Menschen beginnt. Das zeigte auch sein eigener Lebensweg, wenn er auf Zehntabgaben der Gläubigen verzichtete und seinen Lebensunterhalt als Bauer verdiente. Er stellte sich auf gleiche Stufe mit dem Kirchenvolk und nannte sich Bauer Andres. Er setzte als Pfarrer gegen den Willen Martin Luthers das Reformmodell des Laienchristentums um. Er legte das Messgewand ab und zelebrierte die Messe im einfachen Gewand. Er feierte das Abendmahl mit Brot und Wein (Laienkelch) als zeichenhafte Erinnerung an Jesu Leiden am Kreuz. Er führte Gesprächskreise zur Vertiefung des Glaubens und zur Auslegung der Bibel ein. Er ließ Bilder und Skulpturen aus der Kirche entfernen. Er schaffte die Kindertaufe ab und heiratete Anna von Mochau.

Für Bodenstein war der reformatorische Gedanke ein ganzheitliches Konzept.

Er stellte Fragen nach dem Verhältnis zur Obrigkeit und Gehorsam, Bildung und Wissen, Vernunft und Spiritualität, Gesellschaft und Familie. Kaum ein anderer Reformator wurde in der Umsetzung seiner reformatorischen Ziele so oft missverstanden und zu Unrecht verurteilt.

Erst seit den 1970er Jahren veränderte sich der Blick aus wissenschaftlicher und kirchengeschichtlicher Sicht auf Andreas Bodenstein. Er ist nun nicht mehr der Schwärmer und Bilderstürmer, sondern der Autor reformatorischer Impulse, die innovativ in die unterschiedlichen evangelischen Denkschulen hineinwirken.

Anstöße dazu erfuhr die Forschung vor allem durch Ulrich Bubenheimers Schriften über Bodenstein, durch die Festschrift der Stadt Karlstadt von 1980 und die Publikationen von Stefan Oehmig und Ulrich Bubenheimer in der Folge des wissenschaftlichen Kolloquiums 2000 in Karlstadt. Eine kritische Gesamtausgabe der Schriften und Briefe Andreas Bodensteins von Karlstadt, Teil I (1507–1518) von Thomas Kaufmann ist bereits erschienen. Deren zweiter Teil wurde in Göttingen am 26. April 2017, am Jahrestag der Thesenveröffentlichung Bodensteins, vorgestellt.

Wolfgang Merklein (geb. 1951), Stu- diendirektor a.D., Studium der Kun- stgeschichte, Germanistik an den Uni- versitäten Würzburg und Erlangen sowie Kunstpädagogik an der Aka- demie der Bildenden Künste in Nürn- berg. Vorsitzender des Historischen Vereins Karlstadt. Seine Anschrift lautet: Schustergasse 5, 97753 Karl- stadt, E-Mail: w.merklein@gmx.de.

Festungshaft gegen Reformwillen – der markgräfliche Kanzler Georg Vogler¹

Aufstieg und Fall des einflussreichen Kanzlers Georg Vogler spiegeln Aufbruch und Wandel der Reformationszeit wider. Am Hof der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach erwies er sich als Fürsprecher der neuen Lehre, der auch persönliche Nachteile nicht scheute, um richtungsweisende religiopolitische Weichen zu stellen. In seiner umfangreichen Bibliothek hat sich ein wichtiges Zeugnis protestantischer Frömmigkeitsgeschichte erhalten.

Zu den maßgeblichen Wegbereitern der Reformation in Franken² zählt der markgräfliche Kanzler Georg Vogler.³ Gemeinsam mit Lazarus Spengler brachte Vogler einerseits die Brandenburg-Nürnbergische Kirchenordnung von 1533 auf den Weg, andererseits war seine Position am Hof des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach nicht unumstritten. Wie Martin Luther 1534 feststellte, ist, wer regieren will, auf Leute angewiesen, denen er vertrauen kann. Für die Nahbeziehungen an Fürstenhöfen des 15./16. Jahrhunderts geht Jan Hirschbiegel (2015) von interpersonalem Vertrauen aus, also von Vertrauen das ein Mensch in den anderen setzt, um die hierarchisch aufgebaute Herrschaft langfristig zu sichern.⁴ Beim Kanzler Georg Vogler und den zollerischen Regenten in Franken sieht er eine derartige Wechselbeziehung gegeben.⁵ Jedoch zeigen Zäsuren und Krisen in der Karriere des eigenwilligen bürgerlichen Spitzenbeamten, dass

diese Strukturen gestört sein können. Insbesondere sein Eintreten für die neue Glaubenslehre schuf mitunter Loyalitätskonflikte im Dienst für seinen Herrn. Denn 1521 hatte Vogler auf dem Wormser Reichstag Martin Luther erlebt und war von dessen Reformideen beeindruckt.⁶ Während Markgraf Kasimir gegenüber der reformatorischen Bewegung eine indifferente Haltung einnahm, setzte sich sein Sekretär Georg Vogler konsequent für die Umsetzung der Reformation ein. Dies musste zu Spannungen mit etablierten, altkirchlichen Kräften am markgräflichen Hof führen, die schließlich 1526 zu seiner Entlassung und Inhaftierung führten. Gemeinsam mit Stadtpfarrer Rurer und dem bambergischen Hofmeister Johann von Schwarzenberg protestierte Georg Vogler gegen die Anordnung des Landesherrn, zwar rein und laut zu predigen, jedoch nach altem Kultus.⁷ Erst nach einem Wechsel an der Spitze der Herrschaft kam es unter dem reformatorisch gesinnten Markgraf Georg, der später den Beinamen „der Fromme“ erhalten sollte, zur Rehabilitierung des Kanzlers.

Zu den einflussreichen Gegnern Voglers zählten Markgräfin Susanna, eine Tochter Herzog Albrechts IV. von Bayern sowie Friedrich von Brandenburg, Dompropst von Würzburg und Bruder des regierenden Markgrafen, der von der älteren Forschung als „*Töfeind*“ Voglers (Schornbaum, 1906) bezeichnet wurde. Jüngere Untersuchungen zur Elite in der Reformationszeit sehen in Vogler einen Exponenten, der aufgrund religiöser Überzeugung

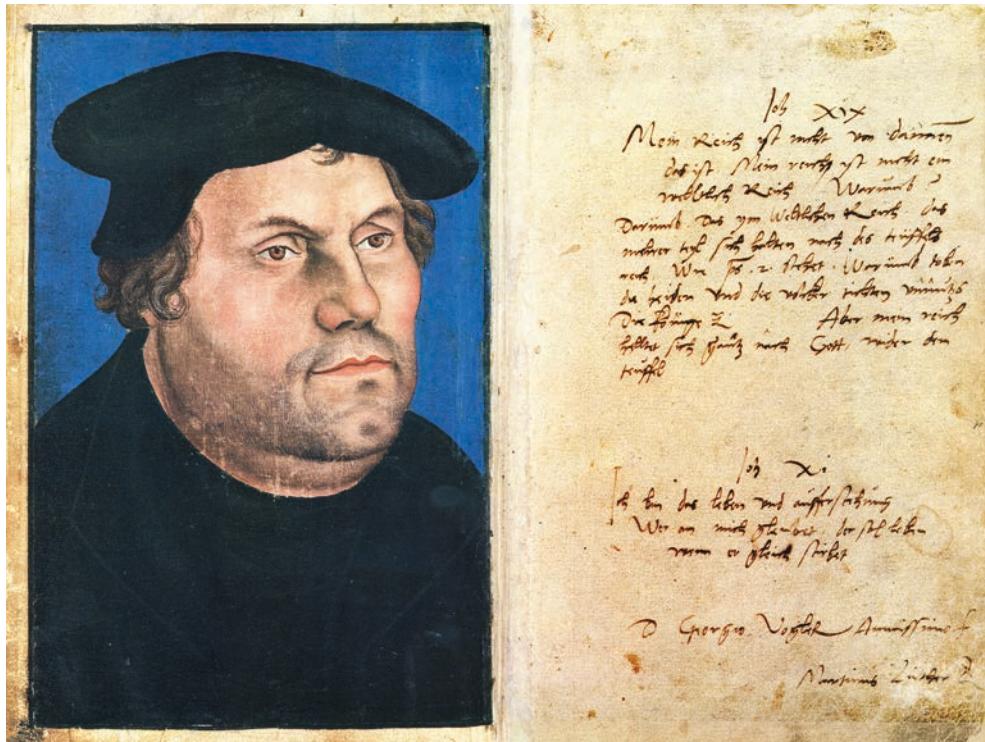


Abb. 1: Luther-Bibel mit Widmung an Georg Vogler, Wittenberg 1535.

Photo: Bad Windsheim, Stadtbibliothek.

oder mangelnder Kompromissbereitschaft scheiterte.⁸ Als Dompropst Friedrich 1536 überraschend starb, fand Vogler gegenüber Markgraf Georg heftige Worte für seinen Widersacher: „so ist der gedachte Euer Fürstlichen Gnaden unbruderlicher, ja ganz widerwertiger bruder ain unverschemter, offentlicher, bei i[h]m selbst hochgerumter verachter und verfolger des ainigen rechten gottis, seins heiligen, reinen allein seligmachenden worts und desselbe getreuer diener, ja aller frommen christen gewest und nach seinem vermogen me[h]r dann der babst und alle papisten, als niemand laugnen und widersprechen kann.“ Mit seinem Schreiben hoffte Vogler wieder in die Nähe des Markgrafen zu gelangen, doch

hatte sein Regierungsstil als Kanzler das Verhältnis getrübt. Sicherlich nutzte Vogler seine Position, um ein reformfreudiges Klima zu schaffen und in seinem Sinn personelle Entscheidungen herbeizuführen. Dies machte ihn angreifbar, so dass er einige Male in Misskredit bei seinem Herrn fiel. Beispielsweise ermahnte ihn Markgraf Georg 1532 in strengem Ton: „Wiß Jorg Vogler, das ich Deines spitzigen schreibens bisher genug hab gehört und vernomen und ist zeit, das Du aufhörst, dann mein bruder [Albrecht] mich vermögt hat, solchs Gott zu ergeben, das ich gehton hab. So Du aber ye nit willt aufhören, so muß ich mich halten als der, der herr sein und pleiben will.“⁹ Klar wird hier die Hierar-

chieebene benannt, auf der sich Vogler im Dienstverhältnis zu bewegen habe. Zudem erfahren wir aus diesem Zitat auch etwas von der Einflussnahme Herzog Albrechts von Preußen, der als Bruder des Markgrafen und protestantischer Fürst zu den Stützen Voglers zählte. Eins wird deutlich: Vogler polarisierte, denn einerseits signierte Martin Luther für ihn in Wittenberg 1536 eine Bibel und nannte ihn „*amicissimo fratri*“¹⁰ andererseits hatte er fluchtartig 1530 mit Hilfe Nürnberger Gesandter den Reichstag zu Augsburg verlassen müssen, weil er um sein Leben fürchtete. Im Jahr 1533 bekräftigte Dompropst Friedrich seine Anschuldigung, dass Vogler käuflich sei, mit dem Hinweis, er (Vogler) habe „*itzund wider ein silberen becher genumen von Wilibaldo Zeller, uff das er im soll helfen, das er probst zu Sol[n] hofen soll werden ...*“¹¹ Als Markgraf Georg versuchte, eine Versöhnung zwischen den beiden Kontrahenten herbei zu führen, blieb Vogler aus Krankheitsgründen der Zusammenkunft in Schlesien fern. Dies veranlasste seinen Herrn zum Kommentar, „*müssen also gedencken, das er vielleicht nit gern frid oder ruhe haben*“ wollte.¹² Längst war Vogler ein entschiedener Exponent der protestantischen Partei geworden.¹³ Kämpferisch gab er sich 1529 in einem Schreiben an seinen Markgrafen Georg, wenn er über den Kaiser und den Papst schreibt: „*von K[aiserlicher] M[ajestät] hort man nichts, dann das man sagt, der babst und die pfaffen überreden, das s.M. gein Rom ziehen, sich von der bestia kronen lassen soll. Got erleucht sein plindheit*“.¹⁴

Sein konsequentes Eintreten für die Reformation brachte Vogler in der historischen Forschung zahlreiche Attribute ein: man sprach vom „*Hort der Reformation am markgräflichen Hof*“ (Schuhmann 1980), „*Lutheranhänger*“ (Endres 1995)

und „*entschiedenen Förderer der reformatorischen Lehren*“ (Osiander 2008), vom „*stürmisch drängende[n] Motor*“ (Seyboth 1997) und unter dem Eindruck seiner Inhaftierung gar vom „*Märtyrer*“ (Foresta 2007). Wohlwollend kommt Huber (2008) zum Schluss, der „*Vorkämpfer der Reformation*“ sei als Kanzler „*immer dem Wohl der gesamten Herrschaft verpflichtet*“ gewesen und treu zur Herrschaft gestanden.¹⁵ Im Folgenden wollen wir skizzenhaft den Lebensweg des streitbaren Protestant und klugen Ratgebers bürgerlicher Herkunft betrachten.

Geboren wurde Georg Vogler 1486/87 in Kulmbach,¹⁶ und bereits sein Vater dürfte in markgräflichen Diensten gestanden haben. Zeit seines Lebens führte Vogler keinen akademischen Titel, weswegen anzunehmen ist, dass er lediglich die Kulmbacher Lateinschule besucht hatte. Die Eintragung „*Georgius Fogeler Culmbachensis*“ in den Matrikeln der Universität Leipzig dürfte sich auf einen gleichnamigen Bruder beziehen. Das erste Mal in markgräflichen Diensten nachweisbar ist Georg Vogler im Jahr 1503. Bereits 1509 war er zum Privatsekretär Markgraf Kasimirs aufgestiegen. Seine Tätigkeit als Sekretär ließ ihn 1513 in ersten Kontakt mit dem Nürnberger Ratsschreiber Lazarus Spengler und dem Bambergischen Landhofmeister Johann von Schwarzenberg treten, die wichtige Personen für seine spätere Karriere werden sollten. Durch seine Heirat mit Maria Cleophe Claus war Vogler ab 1510 Mitglied einer Familie geworden, die leitende Funktionen bei fränkischen Fürsten und Städten innehatte. Sein Schwiegervater war der markgräfliche Kanzleiverwalter Christoph Claus, sein Schwager Johann Claus sollte als Kulmbacher Landschreiber die Reformation begünstigen. Der erweiterte Familienkreis

weist Stadt- und Kanzleischreiber in Bayreuth, Schwabach, Amberg, Nürnberg und Augsburg auf, ein Netzwerk, dass Vogler sicherlich zu Gute kam.¹⁷ Eine wichtige Weichenstellung in der beruflichen Laufbahn Voglers vollzog sich 1515, als Markgraf Friedrich entmachtet wurde und die Verwaltung auf Kasimir und seine Brüder Georg und Albrecht überging. Wie erwähnt, traf der 35jährige Sekretär Vogler im markgräflichen Gefolge auf dem Reichstag zu Worms 1521 auf Martin Luther. Über das Zusammentreffen schrieb er dem Landschreiber Tettelbach: „Ich haett Euch viel zu schreiben, was guester, gottseliger Reden er [Luther] mit mir gewest, und wie ein holdselig Person er ist“.¹⁸ In den nächsten Jahren spielte Vogler, der nun Oberster Sekretär war, zusammen mit Spengler eine wichtige Rolle auf den Nürnberger Reichstagen. Der päpstliche und kaiserliche Titel eines Hofpfalzgrafen erhob ihn in das Amt eines Notars, zudem erhielt er einen kaiserlichen Freibrief.

Um 1524 hat sich Georg Vogler als 38jähriger Sekretär des Markgrafen Kasimir porträtieren lassen.¹⁹ Das Bild zeigt Vogler mit massiger Gestalt, kurzgeschnittenem Haupthaar und großem Bart, mit hoher Stirn und kleinen grauen Augen. Seine Bekleidung mit Wams und pelzbesetzter Schaube, geschlitzten Ärmeln, auf dem Kopf ein aus Silber- und Goldfäden gestricktes Haarnetz und ein schwarzes, ausgeschlitztes, schräg sitzendes Barett entspricht der zeitgenössischen, gehobenen Mode. Der Schmuck mit goldener Gliderhalskette und goldenem Wappenring weist ihn als Angehöriger der Oberschicht aus. Nach Grünenwald (1950) herrschte bei dem Maler der Donauschule, Wolf Huber, eine „*Befangenheit in der Darstellung des Kanzlers, die in den Gesichtszügen und besonders in der fast peinlich wirken-*

den Geziertheit der Handhaltung zum Ausdruck kommt.“²⁰ Die abgebildeten Wappen gehören zur Familie Vogler und Claus. Das noch heute im Schlossmuseum Neuenstein vorhandene Porträt zeigt Vogler als selbstbewusstes Mitglied der fürstlichen Hofkanzlei.

Inwieweit Vogler zu dieser Zeit noch traditionellen Formen der Stiftungsfrömmigkeit verhaftet war, zeigt, „*inn diesen geverlichenn letzten Zeitten fur alles anliegend der heiligen christlichen kirchenn, das die inn rechter erkanntnus gottes stee, gemert, und ewiglich erhalten wird*“²¹ die Stiftung eines Vater-unser-Läutens bei der Ansbacher Pfarrkirche St. Johannis um jährliche 15 fl. sowie von zwei Almosenschüsseln, die er jeweils zusammen mit seiner Ehefrau Maria Cleophe tätigte.²² Doch längst standen die Zeichen auch in der markgräflichen Residenzstadt auf Wandel.²³ 1525 las der neue Stadtpfarrer, Johann Rurer,²⁴ erstmals die Messe in deutscher Sprache. Als Ausdruck seiner reformatorischen Gesinnung heiratete er und ließ einen Gemeinen Kasten einrichten. Dazu war Rurer auch als Beichtvater tätig, nämlich für Georg Vogler. Zwar predigte Rurer gegen den Bauernkrieg, doch sollte der Aufstand gegen die Obrigkeit die Fronten verhärten. Rigoros ging Markgraf Kasimir gegen die Bauernhaufen vor. Dazu kam die äußere Bedrohung der Türkenkriege. Als Markgraf Kasimir in habsburgischen Diensten zur Verteidigung Ungarns aufbrach,²⁵ setzte man 1526 gleich eine ganze Reihe von Personen aus dem Umfeld Voglers fest. Ihn selbst, ebenso seinen Schwager Johann Claus und seinen Neffen, den Bayreuther Prediger Georg Schmalzing. Auch Johann Rurer musste aus Ansbach an den Fürstenhof von Liegnitz fliehen. Fast anderthalb Jahre verbrachte Vogler auf Schloss Neuenmuhr bei Veit von Lentersheim, was ein



Abb. 2: Kanzler Georg Vogler, um 1524.

Photo: Fürstlich Hohenlohische Kunstsammlungen, Schlossmuseum Neuenstein.

deutliches Zeichen dafür war, dass er nach 17jährigem Dienstverhältnis nicht mehr das Vertrauen seines markgräflichen Herrn besaß.²⁶ Darüber hinaus wurde er sogar einer reformerischen Gruppe zugeschrieben, die möglicherweise geeignet war, die Herrschaft in Abwesenheit zu destabilisieren.

Der „*religiöse Schwebezustand der Markgräftümer*“ endete 1527 mit dem Tod Kasimirs.²⁷ Auf seinem ersten Landtag ordnete Markgraf Georg die Predigt des Evangeliums allein auf der Grundlage der Heiligen Schrift an. Vertriebene evangelische Pfarrer und der inhaftierte Vogler wurden rehabilitiert. Mehr noch, Markgraf Georg machte Vogler zu seinem Vizekanzler.

Damit stieg der bürgerliche Berater in eine der „*Schaltzentralen der Herrschaftsausübung im sich ausbildenden frühmodernen Staat*“²⁸ auf. Ein kurzer Blick auf die Entwicklung von Territorium und Konfessionsbildung der wettinischen Linien zeigt übereinstimmend: „*Mit der Entwicklung des Flächenstaats im 15. und 16. Jahrhundert wird somit deutlich, wie sich der Kanzler und die von ihm geleitete Kanzlei in beiden wettinischen Territorien zum zentralen territorialstaatlichen Vollzugsorgan, aber auch zum Ausgangspunkt einer sich immer weiter auffächernden Landesverwaltung entwickelt haben.*“²⁹

Als Vorläufer einer gemeinsamen Kirchenordnung der Markgrafschaft Bran-

denburg-Ansbach und der Reichsstadt Nürnberg gilt der Schwabacher Konvent, an dem im Juni 1528 Vizekanzler Vogler und der Ratsschreiber Spengler teilnahmen. Beiden war bewusst, dass die Etablierung der neuen Lehre maßgeblich von guten Pfarrern und deren Ausbildung abhing. In diesem Sinne hieß es in der 1533 veröffentlichten Brandenburgisch-Nürnbergerischen Kirchenordnung zur Taufe: „*die prediger sollen das volk gutlich unterweisen*“.

Mit der Aufnahme des Kleinen Katechismus in die Kirchenordnung wurde er zum verbindlichen Lehrbuch,³⁰ dazu kamen regelmäßige Visitationen. Denn die Praxis in den Gemeinden wies zu dieser Zeit noch allerlei Missbräuche auf.³¹ So gab es Geistliche, die sich für den Empfang des heiligen Sakraments extra bezahlen ließen. In der Beichte sollte „*nichts ungeschikts, geferliches oder arkwenigs fragen*“ erfolgen, sondern man die Beichtkinder „*zu erkanndtnuß yrer Sünden führen*“. In Kleidung und Verhalten sollten die Geistlichen ein züchtiges Leben führen und sich von Konkubinen und „*verdecktlich Weibsperson*“ fern halten. Dagegen wurden „*erlich verheiratete Priester*“ unterstützt. Ferner hatten die Geistlichen leichtfertige Gesellschaft zu meiden und sich des übermäßigen Besuchs von Wirtshäusern zu enthalten. Im Negativen werden wir hier von einem Alltag unterrichtet, der nicht dem Ideal des neuen, reformatorischen Geistlichen entsprach.³²

Der Briefwechsel des Jahres 1529 zwischen Markgraf Georg und Martin Luther thematisiert die Umwandlung von Klöstern und Stiften in hohe Schulen, in denen neben der Heiligen Schrift auch Jura, Medizin, Mathematik, Grammatik, Dialektik und Rhetorik unterrichtet werden sollten. Dies geschah mit dem Ziel,

dass man daraus „*gelerte leute nehmen kündte zu predigern, pfarrherrn, schreiber, Rethen für das gantze furstenthum*“.³³ Hieraus wird der Gewinn der Säkularisierung für den frühmodernen Staat überdeutlich. In der Praxis regte sich aber in Stadt und Land Widerstand gegen die neuen Glaubensvermittler. Das fürstliche Mandat von 1531 „*zum Gehör Göttlichen Worts und Christlicher Zucht*“ klagt Missstände bei der Durchsetzung der neuen Lehre an, da „*ein grosser teyl unser unterthanen in den Steten und auff dem Land solche Christliche heylsame lere, Gottes worts, als ir eynig ewig heyl und seligkeyt*“ nicht annehmen und protestantische Pfarrherren und Prediger geschmäht, verspottet und verachtet würden. Gleichzeitig würden auch „*unser Ambtleute als ir ordenliche von Gott verordnete Obrigkeyt*“ missachtet, d.h., das landesherrliche Kirchenregiment wurde in Frage gestellt.³⁴ Hier gilt, was Heinz Schilling in Bezug auf fürstliches Handeln im säkularen und religiösen Wandlungsprozess der Reformationszeit feststellte: „*Die Frage, ob die Fürsten [...] primär politischen oder religiösen Interessen folgten, ist nicht relevant. Das waren im 16. Jahrhundert nicht Alternativen, sondern strukturell gekoppelte Bereiche fürstlichen Handelns. Und so ist den Fürsten zuzustehen, dass sie auch dann im Handeln für die Organisation der Landeskirche und das religiöse Heil ihrer Untertanen ihrem Gewissen folgten, wenn sie damit zugleich ihren Staatsinteressen dienten.*“³⁵ Vor diesem Hintergrund ist auch in Franken das Agieren der protestantischen Fürsten und ihrer Berater zu sehen.³⁶

Zum endgültigen Bruch zwischen Kanzler Vogler und Markgraf Georg kam es durch die Verlegung des markgräflichen Hofes in das schlesische Jägerndorf. Zu dieser Zeit bewohnte das Ehepaar Vogler in Ansbach ein repräsentatives Bürgerhaus



Abb. 3: Markgraf Kasimir und seine Gemahlin Susanna, um 1518,

Photo: Stadtarchiv Ansbach.

am Markt, das sie vom Kloster Heilsbronn erworben hatten.³⁷ In Ansbach sollten vier Statthalter zurückbleiben. Das Entscheidungsrecht in strittigen Fällen stand Markgraf Georg ausgerechnet seinem Bruder, Dompropst Friedrich, zu. Daraufhin bat Kanzler Vogler 1531 um seine Entlassung, die aber nicht gewährt wurde. Stattdessen warf man ihm vor, das Verhältnis zum Kaiser verschlechtert zu haben und überhaupt „*in vielerlei stücken und handlungen*“ den Treueeid gebrochen zu haben. Mit gleicher Münze teilte Vogler gegen den Dompropst von Würzburg mit „*seinem gotlosen anhang*“ aus, dem er „*unaufhorlichen schendens, lesterns, bedrohens*“ vorwarf.³⁸

Indes war der Markgraf weniger an Vorwürfen gegen seinen Bruder interessiert, sondern um die Tilgung der Staatschulden bemüht.³⁹ Kirchenschätze wur-

den eingezogen und wanderten in die Schwabacher Münze. Es wurden Vorwürfe gegen Vogler laut, er habe Georg zur Übernahme der Macht gedrängt, schade ihm aber aufgrund seiner Eigenmächtigkeiten. Überhaupt würden sich seine Interessen nur auf die fränkische Herrschaft richten und die schlesischen Besitzungen außer Acht lassen. In der Krise distanzierten sich die übrigen Ansbacher Statthalter von Vogler. Der Vertrauensverlust zwischen Kanzler und Fürst gipfelte in dem Vorwurf, Vogler sei ein „*eigenständiger und eigenmächtiger Mensch*“.⁴⁰

Werfen wir kurz einen Blick auf eine vergleichbare, allerdings erfolgreich verlaufene Karriere.⁴¹ Am Hof Kaiser Maximilians diente seit 1493 Niklas Ziegler, bürgerlicher Abstammung aus Nördlingen. Auch er verfügte über kein Studium und hatte nur die Nördlinger Lateinschule

besucht. Um 1497 Ratssekretär stieg er unter Karl V. zum Vizekanzler auf. Nachdem er sein Amt aufgegeben hatte, wurde er 1510 in den Adelstand erhoben und war ab 1517 Landvogt in Schwaben. Eine Laufbahn, wie sie auch Georg Vogler angestrebt haben könnte. Zur Grundmaxime seines Lebens sollte jedoch das Bekenntnis zur Lehre Martin Luthers gehören.

Erst 1533 wurde ein neuer Kanzler berufen, und Vogler zog sich nach Windsheim ins Exil zurück. Von hier aus versuchte er wieder, in die Dienste des Markgrafen zu treten, wurde aber bei Neubesetzungen übergegangen. Dass dennoch die Nähe zum Fürsten gewahrt blieb, zeigt etwa Voglers Teilnahme an einer Reise nach Brandenburg. Im Oktober 1536 traf er in Wittenberg ein zweites Mal mit Martin Luther zusammen, der ihm die erwähnte Bibel schenkte. In Windsheim zurück führte Vogler einen umfangreichen Schriftwechsel mit Lazarus Spengler, Andreas Osianer, Adam Weiß in Crailsheim, Andreas Althammer und Johannes Rurer, um nur einige zu nennen. Wie Schnurrer (1992) feststellte, wurde Vogler in der Korrespondenz mit dem Markgrafen immer „*schärf-fer, ungeduldiger, anklagender*“. So forderte er Georg zum stärkeren Einsatz für bedrängte evangelische Pfarrer und Schullehrer auf oder warnte vor der Ausbreitung der Wiedertäufer.⁴²

In der kleinen Reichstadt Windsheim, die den überregional agierenden Ratgeber nur ungern beheimatete, bereitete er mit dem dortigen Pfarrer Peter Büttner einen Ratschlag für den Tag von Schmalkalden (1537) vor und gab mit dem „*Auszuge aus etlichen den jungsten Reichshandlungen*“ (1538) seine einzige Druckschrift heraus. Nach dem Tod seiner ersten Frau Cleopha heiratete Vogler 1542 mit Helena die

Tochter des reichsstädtischen Oberrichters Michael Bernbeck. Bereitwillig stand er seinem Schwiegervater bei Streitigkeiten mit dem Rat der Stadt Windsheim bei. Weitere Auseinandersetzungen gipfelten 1545 in der Gefangensetzung Voglers, der gegen Urfehde freigelassen wurde. Damit wurde ein Ortswechsel unumgänglich.

Wahrscheinlich waren es die verwandschaftlichen Beziehungen aus der ersten und der zweiten Ehe, die Vogler veranlassten, nicht nach Nürnberg, sondern in die Reichsstadt Rothenburg zu übersiedeln, die 1544 reformatorisch geworden war.⁴³ Mit kaiserlichen Privilegien ausgestattet, trat Vogler selbstbewusst gegenüber dem Rothenburger Stadtrat auf. Eine Beteiligung im Rat lehnt der 59jährige Ex-Kanzler mit dem Hinweis ab, er sei ein „*alter, zuvor abgearbetter schwacher man*“.⁴⁴ Doch Voglers Ruf war ihm vorausgeileit. Vor der Aufnahme ins Bürgerrecht bot er an, zunächst probeweise hier zu wohnen, „*das ein erbar rethe und gemeine burgerschaft in der zeit augenscheinlich sehen und erkennen könne, das mein wesen, handeln, thon und lassen meniglich unbeschwerlich sei*.“⁴⁵ Der Neubürger von 1545 gehörte bald der städtischen Elite an. Enge Kontakte pflegt er zum Rothenburger Bürgermeister Johannes Hornburg und zum Superintendenten Oswald Ruland. Als Kaiser Karl V. 1546 durch Rothenburg kam, beherbergte Vogler unter anderem Markgraf Albrecht Alkibiades von Brandenburg sowie weitere Grafen und Adelige. Das Testament Voglers sah Legate für seine drei, ebenfalls Georg genannte, Brüder und deren Familien in Stadelschwarzach, Grub bei Nürnberg und Kulmbach vor. Leer ging der „*ungeratene*“ Sohn Heinz⁴⁶ aus. Neben dem Vermögen erhielt die Universalerin Helena auch Schmuck und Kleider aus

erster Ehe. Unter den drei deutschen Bibeln der Bibliothek durfte die Witwe eine als Eigentum auswählen.⁴⁷ Die Vergabe einer Stipendiaten-Stiftung und die Übergabe der umfangreichen Bibliothek an die Stadt Rothenburg waren an die Bedingung geknüpft, dass man beim protestantischen Glauben verbleibe. Unter deren 900 reformatorischen Kleinschriften befinden sich allein 275 Einzeltitel Martin Luthers, gefolgt von Karlstadt, Melanchthon, Rhegius, Zwingli, Linck und vielen anderen.⁴⁸ Inhaltlich reicht die Spannbreite der Bibliothek von Predigten und Exegeten, über Abendmahl, Ablass, Beichte, Buße, Gottesdienst bis zum Papsttum und der Priestererehe. Damit stellte Voglers Sammlung eine wichtige Ergänzung der Rothenburger Stadtbibliothek von 1537 dar, die später als Konsistorialbibliothek firmierte.⁴⁹ Wie der Leiter des Rothenburger Reichsstadtmuseums Hellmuth Möhring (2016) feststellte, hat sich „nicht zuletzt wegen dieses Erbes [...] der evangelische Glaube tief in das Wesen der Tauberstadt verwurzelt“.⁵⁰ Am 30. April 1550 starb Georg Vogler im Alter von 64 Jahren. Bis Anfang des 19. Jahrhunderts erinnerte in St. Jakob ein Totenschild an den markgräflichen Kanzler und streitbaren Protestant.⁵¹

Das Lebensbild Georg Voglers zeigt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine typische Karriere in fürstlichen Diensten, deren lange Dauer (17 Jahre) von fachlicher Kenntnis und persönlicher Nähe gekennzeichnet sind. Neben den Markgrafen schätzten Bürger, Adelige und Geistliche den juristischen und politischen Rat des Sekretärs, Vizekanzlers und Kanzlers. Auch nach seiner Verabschiedung aus den höfischen Diensten finden wir Vogler auf Reisen an der Seite seiner Dienstherren.

Konsequent steht er zur Lehre Martin

Luthers und setzt dessen Vorstellungen, etwa bei der Vergabe von Priesterstellen oder der Säkularisierung von Kirchengut in die Praxis um. Im wahrsten Sinne des Wortes kann man ihn als einen Wegbereiter der Reformation in Franken bezeichnen. Über politische Schranken hinweg, gelingt es ihm mit Spengler, eine Kirchenordnung für ein ungleiches Paar zu erstellen, für die Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach und die Reichsstadt Nürnberg. Streitbar war er nicht nur in persönlichen Belangen, wie die Auseinandersetzungen in Windsheim und Rothenburg zeigen, sondern auch im Kampf mit altkirchlichen Kräften. Sein Scheitern und seine Inhaftierung war nicht nur seiner exponierten Position als Streiter für die neue Lehre geschuldet, sondern dem Widerpart gehobener adeliger Kreise, allen voran des markgräflichen Bruders und Dompropstes Friedrich. Denn nicht Talent, sondern Abstammung bestimmten letztlich in der Reformationszeit Struktur und Norm des protestantischen Fürstenhofs Brandenburg-Ansbach.

Dr. Wolfgang F. Reddig, Historiker, verheiratet, zwei Kinder, evangelisch, Mitglied des FRANKENBUNDES. 1998 Promotion nach dem Geschichtsstudium in Bamberg über „Bürgerspital und Bischofsstadt“, im Anschluss wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt/Oder. Langjährige Tätigkeit im Museumsbereich, 2013/14 FU Berlin Museumsmanagement, seit 2013 Leiter des Stadtarchivs und Markgrafenmuseums in Ansbach. Seine Anschrift lautet: Pfarrstraße 1, 91522 Ansbach, w-reddig@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Ergänzter Vortrag gehalten beim Frankenbund am 6. Fränkischer Thementag: Die Reformation in Franken, 6. Mai 2017 in Nürnberg.
- 2 Reformation und Markgraftum siehe Meier, Martin Gernot: Systembruch und Neuordnung. Reformation und Konfessionsbildung in den Markgraftümern Brandenburg-Ansbach-Kulmbach. Frankfurt a.M. 1999; Endres, Rudolf: Markgraftümer, in: Müller, Gerhard/Weigelt, Horst/Zorn, Wolfgang (Hrsg.): Handbuch der Geschichte der evangelischen Kirche in Bayern. Bd. I: Von den Anfängen bis 1800. St. Ottilien 2002, S. 213–232; Scott, Dixon C.: Die Einführung der Reformation in den ländlichen Pfarreien der Markgrafschaft Bandenburg-Ansbach-Kulmbach, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung [JffL] 62 (2002), S. 93–112.
- 3 Grundlegend Huber, Wolfgang: Georg Vogler (1486/87–1550). Kanzler der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und Vorkämpfer der Reformation, in: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 77 (2008), S. 52–82. Zur Rolle Voglers immer noch Schornbaum, Karl: Die Stellung des Markgrafen Kasimir von Brandenburg zur Reformationsbewegung in den Jahren 1524–27. Nürnberg 1900; Ders.: Aus dem Briefwechsel Georg Voglers, in: 58. Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelfranken (1911), S. 120–130. Zu seiner Zeit in Windsheim siehe Bergdolt, Johannes: Die freie Reichsstadt Windsheim im Zeitalter der Reformation (1520–1580). Leipzig-Erlangen 1921, S. 119–142, sowie Schnurrer, Ludwig: Die letzten Lebensjahre des brandenburgischen Kanzlers Georg Vogler in Windsheim und Rothenburg, in: JffL 53 (1992), S. 37–54.
- 4 Hirschbiegel, Jan: Nahbeziehungen bei Hof – Manifestationen des Vertrauens. Karrieren in reichsfürstlichen Diensten am Ende des Mittelalters (= Norm und Struktur 44). Köln 2015, S. 9–10.
- 5 Ebd., S. 183–188.
- 6 Kurzporträt bei Osiander, Wolfgang: Die Reformation in Franken. Andreas Osiander und die fränkischen Reformatoren. Gunzenhausen 2008, S. 88–89.
- 7 Huber: Vogler (wie Anm. 3), S. 60–64; Hirschbiegel: Nahbeziehungen (wie Anm. 4), S. 185.
- 8 So das Urteil über Georg Vogler von Scott, Dixon C.: Die Reformation und das Schicksal der Eliten in Deutschland im Zeitalter der Konfessionalisierung, in: Bosbach, Franz/Robbins, Keith/Urbach, Karina. Geburt oder Leistung? Elitenbildung im deutsch-britischen Vergleich. München 2003, S. 43–54, hier S. 51.
- 9 Zitiert nach Machilek, Franz: Markgraf Friedrich von Brandenburg-Ansbach, Dompropst zu Würzburg (1497–1536), in: Fränkische Lebensbilder 11. Neustadt a.d. Aisch 1984, S. 101–139, hier S. 129.
- 10 Mit Bildnis Luthers aus Cranach-Werkstatt. Exponatbeschreibung der an Vogler gewidmeten Luther-Bibel, in: Müller, Rainer A. (Hrsg.): Reichsstädte in Franken. Katalog. München 1987, S. 156 u. S. 205, sowie Erichsen, Johannes/Brockhoff, Evamaria (Hrsg.): Bayern & Preußen & Bayerns Preußen. Augsburg 1999, S. 248. Zuletzt Schlosser, Michael: Luther-Bibel, in: Ottomeyer, Hans/Götzmann, Jutta/Reiss, Ansgar (Hrsg.): Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation. Katalog. Dresden 2006, S. 60–61.
- 11 Zitiert nach Machilek: Friedrich von Brandenburg (wie Anm. 9), S. 129.
- 12 Ebd.
- 13 Weiterführend zu Voglers politischem Kalkül im Fränkischen Reichskreis siehe Dotzauer, Winfried: Die deutschen Reichskreise (1383–1806). Stuttgart 1998, S. 96.
- 14 Götz, Johann Baptist: Die Glaubensspaltung im Gebiete der Markgrafschaft Ansbach-Kulmbach in den Jahren 1520–1535 auf Grund archivalischer Forschungen. Freiburg i.Br. 1907, S. 22, vgl. Huber: Vogler (wie Anm. 3), S. 60.
- 15 Huber: Vogler (wie Anm. 3), S. 57.
- 16 Ebd., S. 55.
- 17 Beispielsweise in Bayreuth siehe Endres, Rudolf: Bayreuth: aus einer 800jährigen Geschichte. Köln 1995, S. 147.
- 18 Nach Roser, Hans: Franken und Luther. Rothenburg o.d.Tauber 1984, S. 205.
- 19 Zuletzt abgebildet mit Kurzbeschreibung in Möhring, Hellmuth: Medien der Reformation. Kampf der Konfessionen (Museumsheft Nr. 7). Rothenburg o.d. Tauber 2016, S. 6 und Erichsen/Brockhoff: Bayern & Preußen (wie Anm. 10), S. 248–249. Wiedergabe mit freundlicher Genehmigung der Fürstlich-Hohenlohischen Kunstsammlungen, Schlossmuseum Neuenstein.
- 20 Grünenwald, Elisabeth: Das Porträt des Kanzlers Georg Vogler (mit einem Beitrag von Wilhelm Engel), in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 72/2 (1950), S. 130–139, hier S. 132. Im Hintergrund die Stadt Passau, die jedoch keinen Bezug zur Biographie Voglers aufweist.

- 21 Stadtarchiv Ansbach (StA AN), AM 779, Stiftungen und Legate 1486–1749, fol. 88^o.
- 22 Entgegen Huber: Vogler (wie Anm. 3), S. 59, war in beiden Fällen die Ehefrau als Stifterin beteiligt. Siehe StA AN, AM 779, Stiftungen und Legate 1486–1749, fol. 88–90.
- 23 Siehe Schuhmann, Günther: Die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Ansbach 1980, S. 69–100; Osiander, Reformation (wie Anm. 6), S. 67–82, als schulische Arbeitshilfe Reddig, Wolfgang F.: Die Anfänge der Reformation im Markgraftum Brandenburg-Ansbach, in: Katholische Erwachsenenbildung im Erzbistum Bamberg/Projektbüro Reformationsdekade – Luther 2017 (Hrsg.): Reformation und Ökumene in Mittel- und Oberfranken. Bamberg/Nürnberg 2016, S. 42–44.
- 24 Johann Rurer wurde 1480 in Bamberg geboren, Studium in Ingolstadt, ab 1505 in markgräflichen Diensten, ab 1512 Vikarier am Stift St. Gumbertus, ab 1523 Stadtpfarrer.
- 25 Weiterführend Gutmüller, Bodo/Kühlmann, Wilhelm (Hrsg.): Europa und die Türken in der Renaissance. Tübingen 2000 u. Ehmann, Johannes: Luther, Türken und Islam. Gütersloh 2008.
- 26 Vgl. Hirschbiegel: Nahbeziehungen (wie Anm. 4), S. 186.
- 27 Seyboth, Reinhard: Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg-Ansbach und Martin Luther, in: JffL 57 (1997), S. 125–144, hier S. 132.
- 28 Huber: Vogler (wie Anm. 3), S. 52.
- 29 Vötsch, Jochen: Die Kanzlei als Schaltzentrale der Reformation, in: Syndram, Dirk/Wirth, Yvonne/Zerbe, Doreen (Hrsg.): Luther und die Fürsten. Katalog. Dresden 2015, S. 234.
- 30 Thurnwald, Andrea K.: Kirchenstuhl und Katechismus. Der Wandel von Liturgie und Sachkultur in Franken, in: Wolf, Peter/Brockhoff, Evamarie/Fiederer, Fabian/Franz, Alexandra/Groth, Constantin (Hrsg.): Ritter, Bauern, Lutheraner. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2017. Regensburg 2017, S. 42–49, hier S. 44.
- 31 Abschied Markgraf Kasimirs (1526), zitiert nach: Dallhammer, Hermann: Ansbacher Chronik. Ansbach 1979, S. 121.
- 32 Vgl. hierzu Kühne, Hartmut: „... was allein ynn den pfarrkirchen ist ym brauch gewesen“. Vorreformatorische Frömmigkeitspraxis im Spiegel eines Lutherdrucks von 1530, in: Wolf/Brockhoff/Fiederer/Franz/Groth (Hrsg.): Ritter, Bauern, Lutheraner (wie Anm. 30), S. 35–41.

- 33 Zitiert nach Deffner, Helmut: Stationen der Ansbacher Geschichte seit der Reformation. Ansbach 1989, S. 46.
- 34 StA AN, Nachlass Schnitzlein, H 7, gedrucktes Mandat Markgraf Georgs (1531).
- 35 Schilling, Heinz: Kraft der Veränderung, Kraft des Bewahrens. Die Fürsten Europas im Zeitalter der Reformation, in: Syndram/Wirth/Zerbe: Luther und die Fürsten (wie Anm. 29), S. 17–27, hier S. 26.
- 36 Daher erscheint die Charakterisierung Markgraf Georgs als „bedächtiger“ im Gegensatz zu „fördernd und treibend“ für Vogler bei Schuhmann: Markgrafen (wie Anm. 23), S. 79 fraglich.
- 37 StA AN, Urkunde Nr. 46 vom 6. April 1532 Wasserleitung zum Hof des Kanzlers Georg Vogler und seiner Frau Maria Cleophe.
- 38 Nach Machilek: Friedrich von Brandenburg (wie Anm. 9), S. 130.
- 39 1528 standen im Markgraftum Brandenburg-Ansbach Einnahmen von 22.000 fl., Ausgaben von 473.000 fl. gegenüber, nach Schuhmann: Markgrafen (wie Anm. 23), S. 70.
- 40 Huber: Vogler (wie Anm. 3), S. 75–76.
- 41 Hirschbiegel: Nahbeziehungen (wie Anm. 4), S. 141–143.
- 42 Schnurrer: Lebensjahre (wie Anm. 3), S. 41–42.
- 43 Siehe Fleischmann, Peter: Der fränkische Reichskreis und die Reichsstädte, in: Reichsstädte in Franken I. München 1987, S. 115–124. Zur Einführung der Reformation 1544/45 Huggenberger, Florian: Reformation, Dreißigjähriger Krieg, Aufklärung, in: Rupp, Horst F./Borchardt, Karl: Rothenburg ob der Tauber. Darmstadt 2016, S. 156–201, hier S. 175–179.
- 44 Schnurrer: Lebensjahre (wie Anm. 3), S. 47.
- 45 Ebd.
- 46 Ebd., S. 49.
- 47 So gelangte die Luther-Bibel mit der Widmung für Vogler nach Windsheim zurück. Für Hinweise danke ich Stadtarchivar Schlosser, Bad Windsheim.
- 48 Möhring: Medien der Reformation (wie Anm. 19), S. 8–10.
- 49 Müller: Reichsstädte (wie Anm. 10), S. 198 u. Müller, Uwe: Reichsstädtische Bibliotheken in Franken, in: Müller, Reichsstädte II (wie Anm. 10), S. 271–283, hier S. 276.
- 50 Möhring: Medien der Reformation (wie Anm. 19), Vorwort.
- 51 Nach Schnurrer: Lebensjahre (wie Anm. 3), S. 54.

Die Kleidung der evangelischen Pfarrer nach der Reformation in Franken

Äußerlichkeiten sind Äußerungen. Die Kleidung war und ist auch bei der Geistlichkeit immer ein sichtbarer Ausdruck für ihren Stand und ihr Amt.

modische Gewandstück der beginnenden Neuzeit des frühen 16. Jahrhunderts, und sie vergegenwärtigt die komplexe Bedeutung unseres Habits in all seinen Facetten.

Zeitgeist und Mode

„Es sol auch der pfarrherr solches allweg, so es also breuchlich gewest, in einem chorrocke tun; denn es will sich gezimen, das er anderst in der kirche stehe und gehe, wenn er Gottes ambt verwiset, denn er sonst auf der gassen oder im haus gehet.“¹ Dieses Zitat aus dem Agendenbüchlein des Veit Dietrichs, das die umfangreiche Kirchenordnung von 1533 zur Glaubensverkündung der protestantischen Lehre, zur Gestaltung von Gottesdienst und Schulwesen sowie die Verwaltung der Kirche in praxisorientierte Worte für die Pfarrer auf dem Land zusammenfasst, stellt sehr deutlich den meist unterschätzten Stellenwert von Kleidung auch im Bereich der Kirche dar. Die Bezeichnung ‚Chorrock‘ meint hier allerdings nicht den schwarzen Talar, mit dem heute allgemein die liturgische Gewandung der evangelischen Geistlichen verbunden wird, sondern eine Art weißes, weites Leinenhemd über der schwarzen sog. ‚Gelehrtenchaube‘.

Martin Luther tauschte seine abgetragene Mönchskutte² am 9. Oktober 1524 gegen die Gelehrtenchaube und erhob diese damit zum charakteristischen Symbol der Reformationszeit. Sie wird vielfach sogar als „*Protestkleid der Reformation*“ bezeichnet. Die Schaube, aus der sich der Talar kostümhistorisch entwickelte, war das

Kleidung war und ist bis heute ein Spiegelbild der jeweiligen historischen Ebene, der soziokulturellen Normen und des individuellen Rollenverhaltens in Abhängigkeit von Ort, Zeit und Funktion. So spiegelt die Schaube ebenso wie das Barett die reformgeprägten geistigen Strömungen des Humanismus wider. In einem langsam sich steigernden Entwicklungsprozess verbreitete sich schon während des 15. Jahrhunderts ein neuer Geist, der in klassischen Denkschemata der Antike die verkrusteten Formen der politischen und geistlichen Welt des Mittelalters aufbrach. Dies kam in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch in der Mode zum Ausdruck.

Schaube und Barett äußerten sichtbar die Überwindung der einseitigen „*himmlischen Verklärungen*“ im gottgewollten Ordo gedanken. Die humanistische Idee mit ihrem Ansatz zur gesellschaftlichen Gleichstellung zeigte sich beispielsweise in der modischen Adaption dieser Kleidungsstücke für beide Geschlechter, auch wenn sie innerhalb der sozialen Stände durch Kleiderordnungen in Form, Material und Auszier zur Eindämmung der „*Hoffart*“ schnell wieder reglementiert wurden. Sie sind untrennbar mit dem Bild der Renaissance verknüpft.

Die Entwicklung der Schaube geht auf das 15. Jahrhundert zurück, als lange wallende Obergewänder üblich waren, die zu Beginn des folgenden Jahrhunderts modisch abgewandelt und verkürzt in die bürgerliche Mode einflossen. Die humanistischen Gelehrten trugen die modernen Schauben weiterhin in der langen Form bis zum Knöchel und unterstrichen damit ihren Stand. Neben dem zeittypischen Terminus Schaube wird für ein langärmliges Männeroberteil noch die Bezeichnung Rock verwendet, der sich im Schnitt wohl nicht grundsätzlich unterschied. Allerdings scheint nach der Auswertung von Nachlassinventaren die Schaube aus hochwertigeren Materialien gefertigt und vermutlich den festlichen Anlässen vorbehalten gewesen zu sein. Auch wurden die Schalkrägen und weiten Ärmel bei der Schaube gelegentlich noch ausladender gestaltet.

Die Kleiderfrage

In der Anfangsphase der Reformation, in den 1520er Jahren, gab es im Verhalten der Geistlichkeit in allen Bereichen große Unsicherheiten, so auch in der Kleiderfrage. Mit der zentralen Aussage der neuen Lehre galt der evangelische Pfarrer gegenüber seinem katholischen Kollegen nicht mehr als direkter Vermittler zwischen Gott und der Gemeinde, sondern als Stellvertreter der Gemeinde, der er das Wort Gottes in deutscher Sprache verkündete und erklärte. Die Predigt rückte in den Mittelpunkt des Gottesdienstes. Aus diesem Religionsverständnis heraus hielten viele evangelische Pastoren erst einmal den Gottesdienst in ihren profanen Kleidern, die nun gleichzeitig Standes- und Amtskleidung darstellten. Zudem erfolgte mit dem offiziellen Übertritt zur evangeli-

schen Glaubensgemeinschaft die Einbürgerung mit allen Rechten und Pflichten. Sie waren nun nicht mehr ein gesonderter Stand neben den Ständen, sondern ein Stand unter den Ständen.

Für die einstmalen katholischen Pfarrer, die zum evangelischen Glauben konvertierten, veränderte sich ihre Lebenslage auch finanziell grundlegend. Bis dato profitierten sie von den Pfründen der katholischen Kirche, nun erhielten sie ein zu versteuerndes Gehalt mit zusätzlich vereinbarten Naturalabgaben von der Gemeinde. Im Markgrafentum Brandenburg-Ansbach war der Markgraf oberster Entscheidungsträger.

Die Geistlichen durften nun eine Familie gründen, die zwar die Pfarrtätigkeiten unterstützte, aber auch mit dem spärlichen Einkommen lebte. Darüber hinaus mussten die Pfarrer ihre Kleidung ebenfalls von ihrem Verdienst bezahlen, während die katholischen Amtstrachten Eigentum der Kirche waren.

Diese häufig angespannte finanzielle Situation trug sicher auch dazu bei, dass die Kirchenbesucher vielfach besser gekleidet waren als ihr Pfarrer. Durch die einheitliche Kleidung, die obendrein häufig auch noch in einem schlechten Zustand war, entstanden bei den Gemeindemitgliedern zuweilen Irritationen, die wohl auch zu einem erheblichen Autoritätsverlust führten.

Ruf nach einer Amts- und Standestracht

Im Gegensatz zu anderen reformierten Glaubensgemeinschaften, beispielsweise den Zwinglianern und Calvinisten, die ganz bewusst im Sinne der Stellung des Pfarrers nach der neuen Lehre jegliche spezifische Gewandformen ablehnten, zählte Martin Luther das Tragen der ka-

tholischen liturgischen Kleidung zu den Adiaphora, den Mitteldingen, die weder gut noch böse seien. Die Brandenburg-Nürnberger Kirchenordnung von 1533 formuliert hierzu: „*Die andern zusetz eußerlicher, leiblicher ding als meßgewand, altardeck, silbrein und güldein gefeß, lichter etc. sein aller ding frei, geben und nehmen dem glauben und gewissen nichts. Darumb, dieweil sie vorhin verhanden und gezeuget sein, soll man sie behalten und brauchen, sunderlich die klaider darum, das die diener der kirchen nicht allweg in iren aigen klaidern also gestalt sein, das sie darinnen dapfer und eerlich der gemein möchten dienen.*“³

Noch deutlicher äußert sich zu diesem Thema 1548 das Auctuarium, die Ergänzung zur Kirchenordnung von 1533 nach dem ‚Interim‘, und bringt das Kleiderproblem der Pfarrer gegenüber ihrer Gemeinde auf den Punkt: „*So und wann dann auch die priester in der kirchen andere ire actus ecclesiasticos uben, es sei mit predigen, tauften, vesper und metten halten, soll dero ein jeder, er sei ein pfarber oder caplon, ein gewöhnlichen chorrock antragen, damit sie ihres ampts halben von andern zu erkennen und zu unterschaiden sein.*“⁴

Zeitgenössische Darstellungen vom 16. bis ins 18. Jahrhundert zeigen im Markgrafentum Ansbach und in der Freien Reichstadt Nürnberg einen evangelisch-lutherischen Geistlichen entweder in seiner Standestracht, der schwarzen Gelehrtenstola, oder in seinem Amtshabit mit dem weißen Chorhemd über der Schabutte. In selteneren Fällen sind protestantische Pfarrer mit Alba und Kasel oder anderen katholischen Kleidungsstücken abgebildet. Aus dem 17. und 18. Jahrhundert sind Trachtenstiche bekannt, die auf einem Blatt alle drei Kleidungsvarianten darstellen. Diese Bildnisse erzählen keine längst vergangenen Praktiken und die



Abb. 1: „Ein Nürnbergischer Geistlicher“ in seiner Amtstracht.

Kolorierter Kupferstich aus: Tyroff, Johann: *Deutliche Vorstellung der Nürnbergischen Trachten von 1766.*

evangelischen Priester trugen auch nicht nur die alten noch vorhandenen Kleidungsstücke aus der katholischen Zeit auf. Noch im 18. Jahrhundert stifteten gläubige Protestanten nachweislich beispielsweise in Nürnberg und Weißenburg vollständige neue Messgewänder mit Kasel und Alba.

Johann David Tyroffs Nürnberger „Trachtenbüchlein“ von 1766 schildert sehr anschaulich das Kleidungsverhalten der protestantischen Geistlichen in Nürnberg aufgegliedert nach den unterschiedlichen Anlässen: Standestracht, „Kirchenverrichtungen“, Abendmahl und Hochzeit.

Die Titelseite hebt explizit hervor, dass der Autor die Erklärungen aktuell zu dieser Veröffentlichung der kolorierten Kupferstiche erst „*kürzlich versehen*“ hat, so dass vermutlich die Beschreibungen zeitgemäß sind wie auch seine konkreten Angaben über Zahl und Verteilung der Kirchen in der Stadt und im Umland mit insgesamt 115 Geistlichen ohne die Stadt- und Landvikare, deren Zahl „*unbeständig*“ wäre. Interessant ist auch, dass die Geistlichkeit in dieser Veröffentlichung die erste Stelle vor dem Magistrat, den „*Rathsherren*“, einnimmt.

Standestracht

„*Ein Nürnbergischer Geistlicher. Er erscheint im schwarzen Priesterrocke, im Kragen und dem runden Biret auf dem Kopfe, welches die Nürnbergische Stadt-Geistlichen ordentlich zu führen, und, obwohl nur beim Regen, sich damit zu bedecken pflegen.*“⁶ Die evangelischen Pfarrer übernahmen die schwarze Gelehrtenstaube als Standestracht, die schon bald nur noch die Bezeichnung „Priesterrock“ führte. Die Geistlichkeit repräsentierte im Priesterrock sichtbar ihren Berufsstand bei allen öffentlichen und offiziellen Anlässen außerhalb der Kirche. Der Priesterrock verharrte in seiner Grundform über die Jahrhunderte, die heute noch im Talar erkennbar ist.

Nach dem Ende des Alten Reiches verordnete 1843 ein königlich-bayerischer Erlass die verbindliche Einführung eines einheitlichen Talar als Amtskleidung für die protestantischen Gemeinden. Zu diesem Zeitpunkt mutierte der Priesterrock als Standeskleidung zum Talar als Amtskleidung. Bemühungen um eine neue Standeskleidung waren mit nur wenig Erfolg gekrönt. Zu offiziellen Anlässen erscheinen heute kirchliche Repräsentan-

ten zuweilen im sog. „Lutherrock“. Der schwarze Priesterrock, die Standestracht, gehörte jedoch immer unter die verschiedenen Gewänder zu den unterschiedlichen kirchlichen Amtsausführungen.

Amtstracht

Die protestantischen Geistlichen, insbesondere in den heutigen mittelfränkischen Gebieten, funktionierten anhand der Vorschriften in den Kirchenordnungen ab den 1530er Jahren die katholischen Kirchengewänder zu ihrer Amtstracht um. Diese katholischen Kleidungsstücke durchwandelten bis zu ihrer liturgischen Funktion und Form einen Jahrhunderte langen Entwicklungsprozess. Alba, Kasel, Pluviale etc. lassen sich auf die profane, spätantike Alltagskleidung der Anfangszeit des Christentums zurückverfolgen⁷ ebenso wie der evangelische Priesterrock und spätere Talar sich aus der modischen langen Schau be entwickelte. Desgleichen verweigerten sich die frühen Christen aus ihrem tiefen christlich-religiösen Verständnis heraus vehement einer Kultkleidung, wie diese von den sog. heidnischen Priestern zur Götzenverehrung und zu Opferfeierlichkeiten getragen worden sind.⁸ Hier zeigt sich wiederum eine Parallele zum liturgischen Kleidungsverhalten der evangelischen Geistlichen unmittelbar nach der Reformation sowie der grundsätzliche Ansatz Luthers, keine Neuerungen einführen zu wollen, sondern zur Urkirche des Christentums zurückzukehren.⁹

Die meisten, der wenigen erhaltenen mittelalterlichen Paramente sind der Aufbewahrung und dem Gebrauch in den protestantischen Kirchen geschuldet. Eine alte Vorschrift in der katholischen Kirche besagt, dass geweihte Paramente und deren Teile, die durch Veralterung oder durch



Abb. 2: Ausschnitt aus dem Nürnberger Hausaltarbild von 1524, das 1663 in die Kirche nach Roßtal gestiftet wurde. Durch Übermalung erhielten die beiden Pfarrer in der Predella weiße Chorhemden.

Schädigung nicht mehr brauchbar waren, durch Verbrennung vor einer Profanierung geschützt werden sollten.¹⁰ Aus dieser Argumentation erfolgte noch im 19. Jahrhundert vielfach die Bestattung katholischer Geistlicher in zum Teil mittelalterlichen Gewändern. Viele Paramente wurden zudem während der Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts zerstört.

Nach preußischen und bayerischen Verfassungen und Verboten zum Tragen von katholischen Messgewändern und Chorhemden zu protestantischen Gottesdiensten bewahrten nur noch wenige Gemeinden die historischen Kleidungsstücke auf. So versteigerte die Freie Reichsstadt Weißenburg als Eigentümerin der Kirchenstiftung die liturgischen Ornate zur Aufbesserung ihrer schlechten Fi-

nanzlage 1801 laut Rechnungsmanual für 260,40 Gulden.¹¹ Manch kunstvolle katholische Kleidungsstücke überlebten in den evangelischen Kirchen in umgebetteter Form als Decken für Altäre, Taufbecken und Ähnlichem.

Chorrock oder Chorhemd

„In Kirchenverrichtungen wird über diesen schwarzen Priesterrock das weiße kurze Chorhemd angezogen.“¹² Zeittypische Bildquellen ab etwa der Mitte des 16. Jahrhunderts stellten am häufigsten die evangelischen Pfarrer bei der Ausübung ihrer kirchlichen Ämter in weißen Chorhemden über ihren langen schwarzen Priesterröcken dar. Sie wurden zum Erkennungsmerkmal ihres Berufsstandes.

Besonders interessant erscheint in diesem Zusammenhang das Gemälde eines Nürnberger Hausaltars der ratsfähigen Familie Dietherr von 1524 mit der sehr frühen Darstellung des Abendmahls in ‚beiderlei Gestalt‘ (mit Brot und Wein für die Gemeinde) in einer Predella unterhalb einer Kreuzigungsszene, der zum Teil eine weitere Variante des Gnadenstuhlmotivs nach Dürer im evangelischen Sinngehalt zugeschrieben wird. Eine Nachfahrin der Familie Dietherr stiftete 1663 dieses Bildnis der nach einem Brand schwer beschädigten St. Laurentiuskirche in Roßtal. Die Stifterin verewigte sich hierbei durch einen Schriftzug mit Namen und Jahrzahl. Gleichzeitig erhielten die beiden Geistlichen, die das Abendmahl nach evangelischer Provenienz mit Oblaten und Wein ausgeben, weiße Chorrocke sowie die modischen Halskrausen des 17. Jahrhunderts.¹³ Die Übermalung der liturgischen Gewänder der beiden Pfarrer mit weißen Chorhemden verdeutlicht den Veränderungsprozess des Kleidungsverhaltens vom Beginn der Reformation in den 1520er Jahren bis ins 17. Jahrhundert hinein.

Auch im Kirchenstreit, der um 1550 zwischen den Pastoren und den Kaplänen in Weißenburg ausbrach, ging es um das Tragen des Chorrocks. Pfarrer Sebastian Stieber schrieb an den Rat der Stadt, dass er sich – wie er es versprochen habe – an

die Brandenburgisch-Nürnbergische Kirchenordnung einschließlich des Auctuariums von 1548 immer gehalten habe im Gegensatz zu den beiden Kaplänen Georg Preisinger und Johann Albrecht. Er beschuldigte sie unter anderem, dass sie beispielsweise das Abendmahl an Sonn- und Feiertagen anderen reichten, ohne es selbst zu empfangen, dass sie verschiedene Gesänge wegließen, aber auch dass sie beim Gottesdienst an Werktagen keinen Chorrock anlegen würden, sondern nur der eine, der im Stuhl lese etc. Die Kapläne rechtfertigten die Anschuldigungen in einem Antwortbrief von Punkt zu Punkt. Den nicht durchgängigen Gebrauch des Chorrocks erklärten sie mit der Begründung, dass jeder nur einen Chorrock besäße und wenn dieser in der Wäsche sei, so könne er selbigen nicht anziehen. Zudem bemerkten sie, dass der Pfarrer selbst oft keinen Chorrock tragen würde.¹⁴

Die Chorrocke als Amtstrachten gehörten nicht den Pfarrern und Kaplänen, sondern waren Eigentum der Kirchen. So geht aus der Heiligenrechnung von 1681 aus Wettelsheim (heute Ortsteil von Treuchtlingen, Lkr. Weißenburg-Gunzenhausen) hervor, dass nach dem Antritt des kleinwüchsigen Pfarrers Johann Christoph Lindner die Kanzel erhöht und der Chorrock abgeschnitten werden musste.¹⁵

Die Stifterdarstellungen, die in der Re-



gel am unteren Rand der Epitaphe angeordnet sind, zeigen des Öfteren die Geistlichen im Familienverbund mit einem weißen Chorhemd als Erkennungsmerkmal. Auf dem Epitaph von 1627 in der Kirche St. Jakob in Rothenburg o.d. Tauber knien neben dem verstorbenen Theologen Jakob Hartmann seine sechs Söhne, von denen drei wie ihr Vater in ein eng gefälteltes Chorhemd gekleidet und somit sichtbar einem theologischen Beruf zuzuordnen sind.

Spätestens zu Beginn des 19. Jahrhundert verschwanden in den fränkischen Gebieten die weißen Chorhemden. Beispielsweise fielen diese sechs Tage nach der Übernahme der Stadt Weißenburg durch die Preußen am 29. Januar 1804 der nun verbindlichen preußischen Kirchenordnung zum Opfer, die bis zu diesem Zeitpunkt von den Geistlichen noch regelmäßig getragen wurden.¹⁶

Die im 19. Jahrhundert nun nicht mehr benötigten Chorhemden wurden von den Kirchengemeinden anderweitig genutzt oder umgearbeitet. So werden in einem Inventar von 1808 aus Röckingen im Landkreis Ansbach „2. weiße aus Corhemden verfertigte Altartücher“ mit einem Gulden taxiert.¹⁷

Messgewand

„... bey der Austheilung des Abendmahl aber und in den so genannten Tagämtern, die in beyden Haubt- und Pfarrkirchen zu St. Sebald und St. Lorenz, so wie zu St. Egidien, gehalten werden, legen die Geistlichen

über den Priesterrock die weiße Stola und über diese die Mäßgewänder an, die meistens sehr kostbar sind, und nach dem Unterschied der Feste und Zeiten abgewechselt werden.“¹⁸ In etlichen protestantischen Städten und Gemeinden in Franken verteilten die Geistlichen das Abendmahl in ‚beiderlei Gestalt‘ im Messgewand nach ‚überliefertem Brauch‘ und legten die Alben und Kaseln an, die sie nach der Reformation in den Kirchen vorfanden. Da es keine einheitlichen Anordnungen gab, praktizierten die Geistlichen das Abendmahl je nach Anschauung in den verschiedenen liturgischen Gewändern. Um über dieses uneinheitliche Kleidungsverhalten einen Überblick zu erhalten, stellte beispielsweise 1536 das markgräfliche Konsistorium in Ansbach bei der Kirchenvisitation unter Punkt 14 die Frage: „ob er ein mäßgewand anlege und das heilig sacrament elevir.“¹⁹

Die nicht wirklich greifbaren Bestimmungen hierzu wurden in den Kirchenordnungen je nach Leseart von den Pfarrern unterschiedlich ausgelegt. So bemühte Veit Dietrich in seinem Agendenbüchlein sogar den Apostel Paulus²⁰ sich auch bei dem Gebrauch der katholischen Kleidungsstücke im Sinne der sogenannten ‚Mitteldinge‘ nicht eindeutig festlegen zu müssen: „Weil aber Paulus, wie gemeldet, sonder fleißig vermanet, was man in der Kirchen tut, das es dem volk zur besserung dienen soll [...] ein ergernus bringet, wo man vil neuigkeit in kirchen gebreuchen einfüret und immer ein pfarrherr es anders denn der ander mit singen, kirchenkleidern und andern machen will. Derhalb sol ein jeder kirchendiener [...] es bei dem lassen bleiben, wie man es in andern kirchen desselben orts hält, in welchen die sacrament recht gehandelt werden.“²¹

Das Weißenburger Konfessionsbild von 1606 in der St. Andreaskirche ist

► Abb. 3: Stifterfamilie des Epitaphs von 1628; St. Jakob in Rothenburg o.d.T. Der Theologe Jakob Hartmann und drei seiner Söhne tragen ein weißes Chorhemd.



Abb. 4: Ausschnitt aus dem Weißenburger Konfessionsbild von 1606. Der evangelische Geistliche reicht das Abendmahl in „beiderlei Gestalt“ in einer Kasel mit Astkreuz über einer Alba und dem schwarzen Priesterrock.

Photo: Munique, Weißenburg.

eine herausragende Quelle zur Kostümforschung²² und hier im Besonderen im Bezug auf die Priester gewänder. Das Mittelfeld des Gemäldes stellt einen Kircheninnenraum mit den verschiedenen geistlichen Handlungen wie Predigt, Beichte, Abendmahl, Taufe, Hochzeit, Christenlehre und Chorschule dar. Da der Maler Wolff Eisenmann nachweislich während der gesamten Entstehungszeit des Bildes in Weißenburg lebte, ist eine regionale und persönliche Einflussnahme der Auftraggeber anzunehmen, die sich vermutlich auf die gezeichnete Kleidung bis hin zur porträthaften Physiognomie der abgebildeten Personen ausgewirkt haben könnte. Die sieben Stifter gehörten der Weißen-

burger Bürgerschaft an. Eisenmann setzte ihre vollständigen Namen unter die sehr detailliert ausgearbeiteten Figuren.

Auch der Namenszug des um 1606 amtierenden Pastors Georg Nuding, der im weißen Chorrock von der Kanzel herab predigt, bestätigt eine authentische personenbezogene Darstellungsweise. Als zentrales protestantisches Motiv ordnete der Maler die Abendmahlsszene im vorderen Bildbereich an. Rechts und links vom Altar reichen zwei Pfarrer das Abendmahl „beiderlei Gestalt“ den Stiftern. Der Geistliche auf der linken Seite, der die Oblaten verteilt, trägt ein Messgewand mit Kasel und Albe über dem schwarzen Priesterrock. Das Anlegen des Messgewandes er-

laubten die Kirchenordnungen an Orten, an denen es allgemein üblich war.

Die Messgewänder, die Eigentum der Kirche waren und nach der Reformation in den Besitz der Weißenburger Kirchenstiftung übergingen, sind in regelmäßig geführten Inventaren aufgelistet. Die im Stadtarchiv erhaltenen Listen verzeichnen etwa 20 Messgewänder in unterschiedlichen Farben, Stoffqualitäten und verschiedener Auszier. Das Verzeichnis von 1548 beschreibt unter der Rubrik „*Mer an schwartz farb*“ ein Messgewand, bei dem es sich möglicherweise um das auf dem Konfessionsgemälde abgebildete handeln könnte: „*Item mer ein Sammaten Messgewandt mit einem crucifix mit aller Zugehördt.*“²³

Die dargestellte Kasel zeigt auf einem in sich gemusterten schwarzen Samt ein erhabenes Astkreuz, das in einer Goldstickerei, vermutlich in Sprengtechnik ausgeführt worden ist. Da die Form der Kasel auf das 15. Jahrhundert verweist, fand vermutlich als Stickmaterial schon der „neue“ Metallfaden Verwendung, bei dem ein dünn gezogener vergoldeter Silberdraht um einen gelben Seidenfaden, der sog. Textilseele, gesponnen wurde.

Das Stickmotiv in Form eines lateinischen Kreuzes mit Astansätzen am Längsarm, auch als Kruzifixdarstellung gestaltet, war auf Kaseln weit verbreitet. Es gilt als soteriologische²⁴ Allegorie des späten Mittelalters und der Neuzeit und symbolisiert den Baum des Lebens als Überwindung des Todes zum ewigen Leben.²⁵

Das beliebte Astkreuzmuster mit Christusdarstellung befindet sich auch am Rückenteil einer im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg erhaltenen, sehr fragilen Kasel des 15. Jahrhunderts, die in der evangelischen Kirche in Poppenreuth im Knoblauchsland wohl auch noch nach der

Reformation als liturgische Kleidung getragen worden ist.²⁶ Die beiden Wappen unterhalb des Kreuzes verweisen auf eine Stiftung von Johann Löffelholz und seiner Frau Katharina, geborene Dintner. Das Astkreuz in Silberstickerei ist mit Leinen unterlegt und wurde unmittelbar auf den grünen Seidenstoff der Kasel appliziert. Die Schnittflächen der Astansätze sind mit roter Seide ausgestickt, was auf die soteriologische Auslegung im Sinne der Erlösung der Menschen durch den Sühnetod Jesu hinweist.

Den Gebrauch von Kaseln im evangelischen Gottesdienst bestätigen auch die



Abb. 5: Kasel mit Astkreuzstickerei, aus der evangelischen Kirche in Poppenreuth, 15. Jahrhundert. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg Inv. Nr. KG 521, Photo GNM 1984.

nachreformatorischen Schenkungen. Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts stiftete beispielsweise der Nürnberger Patrizier Leonhard Fürrer eine rote Kasel aus Seidendamast mit einem aufgenähten Astkreuz und Christusdarstellung, die durch das Familienwappen und die eingestickte Jahreszahl 1714 bezeichnet ist.²⁷ Auch das Weißenburger Inventarium der St. Andreaskirche von 1729 beschreibt „*An Messgewandten [...] Ein schwarz sammet ganz neues mit guldenen dresporten besetztes, hat die Frau Gräffin von Picklar Hochgräfliche Excellenz anno 1710 legirt, sambt der Alben, deren in allen 14 Stück sind.*“²⁸



Abb. 6: Detail einer Altardecke in Zweitverwendung. Der Abdruck des Astkreuzes im Samt entstammt der Verwendung als Kasel im 15. Jahrhundert. Reichstadmuseum Rothenburg o.d. T.

Die Kaseln schmückten in der Regel am Vorder- und Rückenteil lateinische Kreuzformen, häufig ergänzt mit unterschiedlichen christlichen Darstellungen. Etliche Kaselkreuzstickereien bilden am unteren Rand rechts und links des gekreuzigten Jesus Maria und Johannes, Maria und Magdalena etc. ab. Interessanterweise stiftete der Nürnberger Patrizier Paulus Koler 1595 an die protestantische Kirche

in Beerbach (heute Ortsteil von Lauf an der Pegnitz) ein Messgewand mit einer Mariendarstellung durchaus im Sinne des damaligen evangelischen Religionsverständnisses: „*Anno 1595 d. 15 Septbr hat Paulus Koler ein Messgewand von weisen Damaßkett mit einem Marienbild sampt Aller Andern Zugehörung in die Kirche zu Behrbach gestiftet. testis Philippus Cotga dieser Zeit Pfarrer daselbst.*“²⁹ Noch bis zur Verkündung des Dogmas über die „unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria“ durch Papst Pius IX. in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lehnten die Protestanten zwar eine kultische Verehrung der Muttergottes ab, verehrten und schätzten sie jedoch als Vorbild im Glauben und als Beispiel menschlicher Demut und Reinheit.

Eine weitere evangelische Kasel verdient unsere Aufmerksamkeit. Als Stiftung der Familie Tucher trugen die Pfarrer nach 1713 während der Begräbnisgottesdienste in der evangelischen Kirche in Engelthal im Landkreis Nürnberger Land die schwarze Samtkasel mit einem gestickten und applizierten Rückenkruzifix, das am Kreuzfuß ein Totenkopfmotiv zeigt. Das Allianzwappen verweist auf Gottlieb Tucher und seine Ehefrau Jacobina geborene Hardesheim, die 1687 heirateten.³⁰

Auch die Messgewänder wurden zum Teil, wenn sie nicht mehr getragen wurden, in andere kirchliche Textilien umgearbeitet. Ein Beispiel ist eine Altarbekleidung aus dunkelrotem Samt mit dem klassischen Granatapfelmuster des 15. und 16. Jahrhunderts aus der Kirche St. Jakob in Rothenburg ob der Tauber.³¹ Nähete und der Abdruck eines Astkreuzes im Samtgewebe weisen auf eine Zweitverwendung einer Kasel und vermutlich wegen des großen Stoffgebrauchs auch eines Pluviale seit dem 18. Jahrhundert hin.³²

Chormantel (Pluviale) und Kopuliermantel

Bey Trauungen führt man statt des Mesßgewandes einen besondern Copulirmantel, der über dem Priesterrock und das weiße Chorhemd umgehangen wird.³³ Das Pluviale oder der Chormantel ist ein weiter, halbkreisförmiger Umhang, der sich aus der Urform der Kasel entwickelte. Die katholischen Priester tragen ihn bis heute zu zeremoniellen Gottesdiensten ohne eucharistische Feier.

Die protestantischen Pfarrer nutzten den Chormantel nachweislich in Nürnberg und seinem Umland als feierliches liturgisches Kleidungsstück über dem Priesterrock und Chorhemd bei Trauungen zum sogenannten Kopuliermantel um. Noch 1782 stiftete Paul Carl Welser der Kirche in Beerbach (heute Ortsteil von Lauf an der Pegnitz) einen neuen Chormantel, um „solchen bey Copulationen zu gebrauchen“.³⁴ Der damals amtierende Pfarrer bedankte sich bei den „Hochfreiherrlich Gnaden“ für den „vortreffl. recht apostolischen Copulationsmantel“.³⁵ In einer Aufstellung und Eintaxierung der liturgischen Ornate in Beerbach ist um 1801 „ein seidener Kopuliermantel aber sehr schadhaft 7 Gulden.“³⁶ vermerkt.

Der kleine Exkurs in das liturgische Kleidungsverhalten der evangelischen Pfarrer nach der Reformation zeigt den Entwicklungsprozess von der modischen Gelehrtenšaube des 16. Jahrhunderts als priesterlicher Standeskleidung bis zur verbindlichen Einführung des Talars 1843 als Amtskleidung. Zum Teil bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nutzten die protestantischen Geistlichen die katholischen Messgewänder als Amtskleidung im Gottesdienst, die auch immer wieder erneuert wurden.



Abb. 7: Nürnberger Pfarrer mit ‚Kopuliermantel‘ für die Trauung. Ausschnitt aus einem kolorierten Kupferstich erschienen bei Martin Engelebrecht, Augsburg 1. Hälfte 18. Jahrhundert. Graphische Sammlung Nürnberg.

Evelyn Gillmeister-Geisenhof studierte an der Fachhochschule Coburg Abteilung Münchberg Textildesign, anschließend Geschichte und Politologie an der FU-Berlin. 1985 baute sie die Trachtenforschungs- und -beratungsstelle des Bezirks Mittelfranken auf und leitete sie bis 2016. In einer Schriftenreihe publizierte sie über regionales Kleidungsverhalten und Textiltechniken im soziokulturellen Kontext. Ihre Anschrift lautet: Heuberg 5, 91781 Weißenburg, E-Mail: gillmeister-geisenhof@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Agend Büchlein für die Pfarrherrn auff dem Land. Durch Vitum Dietrich. 1545. ediert in: Sehling, Emil: Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts. Tübingen 1961, S. 504.
- 2 Auf der Durchreise nach Augsburg im Oktober 1518 borgte Wenzel Linck seinem Freund Martin Luther in Nürnberg eine Mönchskutte in einem besseren Zustand. Vgl. Simon, Matthias: Evangelische Kirchengeschichte Bayerns. Nürnberg 1952, S. 153.
- 3 Brandenburg-Nürnbergische Kirchenordnung von 1533, ediert in: Sehling: Kirchenordnungen (wie Anm. 1), S. 183.
- 4 Auctuarium 1548 der Brandenburg-Nürnbergischen Kirchenordnung von 1533, ediert in: Sehling: Kirchenordnungen (wie Anm. 1), S. 327.
- 5 Tyroff, Johann, David: Deutliche Vorstellung der Nürnbergischen Trachten. Nürnberg 1766.
- 6 Ebd., S. 3.
- 7 Vgl. hierzu: Antons, Sr. Klara: Paramente-Dimensionen der Zeichengestaltung. Regensburg 1998, S. 21ff.
- 8 Ebd., S. 25.
- 9 Vgl. z.B. Schilling, Heinz: Martin Luther. Rebell in einer Zeit des Umbruchs. München 2012, S. 147.
- 10 Braun, Joseph: Winke für die Anfertigung und Verzierung der Paramente. Freiburg i. Breisgau 1904, S. 91.
- 11 Stadtarchiv Weißenburg [StadtA WUG]: Sig. B 105/236 Rechnungsmanual 1801/02.
- 12 Tyroff: Nürnbergische Trachten (wie Anm. 5), S. 3.
- 13 Vgl. Brückner, Wolfgang: Lutherische Bekennnisgemälde des 16. bis 18. Jahrhunderts. Regensburg 2007, S. 61f.
- 14 Ried, Karl: Die Durchführung der Reformation in der ehemaligen freien Reichsstadt Weißenburg i. Bay. München – Freising 1915, S. 73ff.
- 15 Buchrucker, Christian: Die evangelischen Pfarrer Wettelsheims, in: „Aus Wettelsheim's Vergangenheit“. Mitteilungen des Vereins von Altertumsfreunden Wettelsheim. 3. Heft. Wettelsheim 1933, S. 10.
- 16 Voltz, Georg: Chronik der Stadt Weißenburg im Nordgau und des Klosters Wülburg. Weißenburg 1835 (Faksimile 1985), S. 205.
- 17 „Verzeichnis über die Inventarien-Stücke“ von 1808 in der Pfarrkirche Röckingen Landkreis Ansbach. Landeskirchliches Archiv der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Sig.: LAELKB, evang.-luth. PFA Röckingen Nr. 146.
- 18 Tyroff: Nürnbergische Trachten (wie Anm. 5), S. 3.
- 19 „Kirchenvisitation im Markgraftum Brandenburg unter dem Gebirg 1536“, diert in: Sehling: Kirchenordnungen (wie Anm. 1), S. 322.
- 20 Ausgelegte Bibelstelle nach 1. Korinther 14, 26. in: Agend Büchlein (wie Anm. 1), S. 549.
- 21 Ebd., S. 549.
- 22 Vgl. Gillmeister-Geisenhof, Evelyn: Die Tracht vor der Tracht, in: Phänomen Trachten. Sonderheft: Haus der Bayerischen Geschichte. Regensburg 2010, S. 4–21.
- 23 StadtA WUG: Sig. 3903.
- 24 Soteriologie ist die Lehre vom Erlösungswerk Christi; vgl. Duden. Fremdwörterbuch. Mannheim 2001.
- 25 Kirschbaum, Engelbert (Hrsg.): Lexikon der Christlichen Ikonographie. Freiburg i. Breisgau 1970, Bd. 2, S. 562 ff.
- 26 Germanisches Nationalmuseum Nürnberg [GNM]: Inv. Nr. KG521.
- 27 Ebd.: Inv. Nr. KG741.
- 28 StadtA WUG: Sig. A 3840.
- 29 Freiherrlich von Welsersches Gutsarchiv Neunhof: Foliant 6/17, S. 110 (Durch freundl. Hinweis des Archivpflegers Ewald Glückert).
- 30 GNM: Inv. Nr. KG1130. Vgl. zum Allianzwappen: Schatz, Helmut: Historische Bilder zum Evangelisch-Lutherischen Gottesdienst. Ansbach 2004, S. 61.
- 31 Reichstadtmuseum Rothenburg ob der Tauber: Inv. Nr. 861104/2.
- 32 Vgl. Ruß, Sibylle: Zwei spätmittelalterliche Altarverkleidungen aus St. Jakob in Rothenburg o.d.T., in: Martius, Sabine/Ruß, Sibylle (Hrsg.): Historische Textilien. Beiträge zu ihrer Erhaltung und Erforschung. Nürnberg 2002, S. 146ff.
- 33 Tyroff: Nürnbergische Trachten (wie Anm. 5), S. 3.
- 34 Pfarrarchiv Beerbach: 15 Fasc. 7.
- 35 Ebd.
- 36 Pfarrarchiv Beerbach: Schrank I, Schub. Cc-3c Fasc. 32.

Rainer Leng: **Unbekanntes Mainfranken. Von Burgen, Bildschnitzern und Bratwürsten.** München [Volk Verlag] 2014, ISBN 978-3-86222-091-5, 296 S., zahlr. Farabb., Karte, 19,80 Euro.

In Mainfranken mangelt es derzeit nicht an Reisebegleitern, die in höchst unterschiedlicher Qualität und Aufmachung wenig bekannte Ziele, außergewöhnliche Sehenswürdigkeiten oder geheimnisvolle Orte ansteuern und zu neuen Entdeckungen einladen. Von Klingenberg im Westen und den Haßbergen im Osten über Frauenroth im Norden und Grünsfeldhausen im Süden reicht die Spannweite des reich bebilderten Reiseführers, der sich abseits der touristischen Attraktionen und ausgetretenen Pfade bewegt und damit den aktuellen Trend aufgreift. Man muss die Vorliebe des Verfassers für das Motorradfahren nicht unbedingt teilen, seine Tourenvorschläge und kulinarischen Empfehlungen bringen dem Leser und Genießer jedoch die Vielgestaltigkeit und den Reichtum der fränkischen Kulturlandschaft am Mittellauf des Mains auf sympathische Weise nahe. So vereinigt der an der Universität Würzburg lehrende Mediävist interessante Städtebilder wie beispielsweise zu Sommerhausen, Kitzingen, Gerolzhofen oder Volkach mit eindrucksvollen Beispielen aus der bedeutenden Burgen- und Schlösserlandschaft Mainfrankens. Man sollte sich die Zeit für Streifzüge durch die Bildstocklandschaft des Oberen Werntales, für das letzte Werk Tilman Riemenschneiders in Maidbronn, für eine Wanderung auf dem Schwanberg oder für einen Besuch des vermutlich in das 15. Jahrhundert zurückreichenden Judenfriedhofes in Rödelsee nehmen. In besonderer Weise gilt dies auch für die mainfränkischen Klöster wie die Kartause

in Tückelhausen, das Prämonstratenserklöster Oberzell oder das Zisterzienserinnenkloster Mariaburghausen, um nur einige der fachlich versierten und gut lesbaren Beschreibungen herauszugreifen. Der Verfasser weist aber auch Wege zum Homberger Weinfest, zur „Gochsumer Kerm“, zum kleinsten Dorfgasthaus Frankens in Donnersdorf sowie zu hausgemachten Kuchen und den berühmten Meterbratwürsten in Sulzfeld. Die Weinempfehlungen könnten, dies sei angemerkt, noch weiter ausgebaut werden. Eine sinnvolle Ergänzung erhalten diese fränkischen Miniaturen, die man leider nicht mit dem entsprechenden Kartenmaterial ausgestattet hat, durch Hinweise auf weitere lohnenswerte Ziele.

Johannes Schellakowsky

Stephanie Nomayo: **Saufeder, Hirschfänger und Federspiel. Waidwerk in Franken bis zum Ende der Feudaljagd.** Begleitband zur Sonderausstellung des Städtischen Museums Kitzingen 23.11. 2013–30.3.2014 (Schriftenreihe des Städtischen Museums Kitzingen, Bd. 7). Kitzingen [Verlag Hans-Dieter Sauerbrey] 2014, ISBN 978-3-924694-31-9, 127 S., zahlr. Abb.

Die fränkische Jagdkultur, das Jagdrecht und die jagdliche Praxis vom frühen Mittelalter bis zum Ende der fürstlichen Jagden nach der Säkularisation und den Reformen des Jahres 1848 waren das Thema einer Sonderausstellung des Städtischen Museums in Kitzingen, die zu einer außergewöhnlichen Resonanz auch über die Stadt und den Landkreis Kitzingen hinaus geführt hat. Dies sollte umso mehr herausgestellt werden, denn wer sich heute mit dem Thema Jagd beschäftigt, der muss

sprichwörtlich auf der Hut sein und darf Diskussionen nicht scheuen. Es ist daher das Verdienst der Ausstellung und des Begleitbandes, auch in Zusammenarbeit mit den Tier- und Umweltschützern, diese in der fränkischen Landesgeschichte vielfach vernachlässigte Thematik aufgegriffen zu haben. Dabei wurden die Jagdausübung und die Jagdmethoden anhand zahlreicher Exponate aus dem fränkischen Raum dargestellt und vielfach allgemein historische und überregionale Aspekte wie die rechtliche Entwicklung oder der mittelalterliche Landesausbau einbezogen. In der Frühen Neuzeit wurden die adeligen und fürstlichen Jagden durch landesherrliche Jagdverordnungen geregelt, archivalische Quellen wie die bekannte Casteller Wildbannkarte von 1629 oder die Gemeindeordnung von Üschersdorf (Burgpreppach) von 1654 verdeutlichen die ausgedehnten Jagdbezirke der Grafen von Castell und die unterschiedlichen Formen des Jagdrechtes und der Waldnutzung in Franken. Weitere interessante Beispiele aus dem Spessart, dem Nürnberger Land und dem Reichswald bei Weißenburg am Sand zeugen von der Bedeutung der Jagd und des jagdlichen Brauchtums in Franken.

Schließlich bietet der mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete und sehr ansprechend gestaltete Begleitband auch zahlreiche Anregungen für kleine Streifzüge oder historische Exkursionen in die Jagdgebiete der Würzburger Fürstbischöfe: Neben dem Gramsschatzer Wald waren dies der Guttenberger Forst, wo sich die Ruinen des 1525 zerstörten Alten Schlosses Guttenberg, unweit des heutigen Forsthauses Guttenberg, befinden. Wie die fürstliche Jagdleidenschaft und der Bau von kleineren Jagdhäusern unmittelbar von der Person des Regenten abhingen, zeigt das Schicksal des 1724 von Bal-

thasar Neumann geplanten Jagdschlosses Mädelhofen, das in dem Band keine Erwähnung fand. So wurden dessen Bauarbeiten nach dem Tod von Fürstbischof Johann Philipp Franz von Schönborn eingestellt und der Rohbau kurze Zeit später bis auf die Grundmauern abgetragen. Erst im Jahre 1990 entdeckte man bei einem Routineflug der Autobahnpolizei das in Vergessenheit geratene Areal, das heute unter Denkmalschutz steht und besichtigt werden kann. *Johannes Schellakowsky*

Werner Eberth: **Julius Kardinal Döpfner (1913–1976). Band 2: Eine Nachlese zu seinem 100. Geburtstag 2013** (Beiträge zur Geschichte von Hausen und Kleinbrach, Bd. 5). Bad Kissingen [Theresienbrunnen-Verlag] 2015, geb., 17 × 22 cm, 88 S., 170 Abb.

Rechtzeitig zum 100. Geburtstag hatte Werner Eberth in seinem Verlag ein geschichtliches Lesebuch über Julius Kardinal Döpfner vorgelegt. Im Vorwort dieses Buches beklagte der Verleger und Autor, dass nicht von allen, die um einen Beitrag gebeten worden waren, die erwarteten Antworten eintrafen. Nun sah sich Eberth veranlasst, eine Nachlese zu veröffentlichen; denn genau in ihr kommen die Würdenträger zu Wort, deren Stimme für eine umfassende Antwort wichtig war.

Es sind dies: Bischof Friedhelm Hofmann aus Würzburg, zeitlich der 3. Nachfolger Döpfners in Würzburg, Reinhard Kardinal Marx, Erzbischof von München, ebenfalls dessen 3. Nachfolger in München. Einen besonderen Charakter erhält das Buch weiterhin durch zwei Beiträge aus dem Münchner Klerus. Davon ist der umfangreichere von Döpfners letztem Sekretär Erwin Obermeier, der andere ist die

Predigt von Domkapitular Josef Obermaier, der uns einen tiefen Eindruck von Döpfners Persönlichkeitsstruktur vermittelt.

Aus allen Texten wird ersichtlich, mit welcher inneren Energie Döpfner an die ihm gestellten Aufgaben herangegangen ist, und wie er persönlich in bewusster Christusnachfolge an den schweren Lasten und Schwierigkeiten einer ehrlichen Glaubensvermittlung litt. Was ihm fern lag, war die Verherrlichung einer „*ecclesia triumphans*“.

Dankbarkeit verdient die Veröffentlichung eines Briefwechsels, den der Autor des Buches mit seiner früheren Klassenkameradin Agathe Schwinn, der ältesten Tochter des seinerzeitigen evangelischen Dekans in Würzburg, über die Vorkommnisse anlässlich der Einweihung der Zuckerfabrik in Ochsenfurt führte. Von der gängigen Darstellungen wird damit einiges zu revidieren sein. Die Schwierigkeiten beim Verteilen des Nachlasses sind ein anderes Kapitel, das eigentlich den Verstorbenen nicht mehr betrifft.

Der Band der Nachlese erhält aber sein eigentliches Gewicht durch eine genehmigte Veröffentlichung des Briefwechsels, den der Autor und Herausgeber mit Papst emeritus Benedikt XVI. führte. Alles in allem: der erste Band von 2013 bedurfte dringend der Ergänzung durch den Nachfolgeband. Er ist ein wesentlicher Bestandteil für die Gesamtwürdigung Julius Kardinal Döpfners.

Dr. Ernst-Günter Krenig †

Reinhold Albert: „**Jüdische Friedhöfe im Landkreis Rhön-Grabfeld**“ (Schriftenreihe der Kulturagentur des Landkreises Rhön-Grabfeld 1). Mellrichstadt 2015, ISBN 978-3-942112-17-8, 68 S., 4,80 Euro.

Vor einiger Zeit erschien als Heft 1 der Schriftenreihe der Kulturagentur des Landkreises Rhön-Grabfeld eine bemerkenswerte und sehr interessante Arbeit des Kreisheimat- und Archivpflegers Reinhold Albert. Nach einem Inhaltsverzeichnis, einem Grußwort von Landrat Thomas Habermann, einem Vorwort zur neuen Schriftenreihe von Dr. Astrid Hedrich-Scherpf von der Kulturagentur sowie einem knappen Geleitwort des Verfassers der Arbeit erfolgt eine kurze Einführung in die Geschichte der Juden im Landkreis Rhön-Grabfeld, in der darauf hingewiesen wird, dass die meisten Juden Bayerns in Unterfranken wohnten, wo aber immer ein latenter Antisemitismus vorhanden war, der dann von 1933 ab mit der Herrschaft des Nationalsozialismus seinem Höhepunkt zustrebte und 1945 im Holocaust und der Auslöschung aller jüdischen Gemeinden des heutigen Landkreises endete. Auch auf die jüdischen Gemeinden in Unterfranken nach 1945 wird hingewiesen. Sehr eindrucksvoll wird festgestellt, dass die jüdischen Friedhöfe der Region ein Stück Heimat darstellen. Äußerst anschaulich wird ebenfalls der Umgang mit Tod und Trauer im Judentum erläutert – sowohl die Bestattung als die letzte große Ehre als auch die Inschriften auf den heute noch vorhandenen Grabsteinen, wobei die Grabsteininschrift von Abraham ben Zwi auf dem jüdischen Friedhof von Kleinbardorf (übersetzt von Herrn Michael Trüger) exemplarisch für die vielen anderen Grabsteine vorgestellt wird.

Im Anschluss daran wird der ehemalige jüdische Bezirksfriedhof – der größte in Unterfranken und zweitgrößte in Bayern – sehr einprägsam in Wort und Bild dem Leser nahegebracht. Eingegangen wird nicht nur auf die Tatsache, dass heute ein öffentlicher Wanderweg quer durch

das Friedhofsgelände führt, es wird auch klar, dass die Begräbnisstätte für viele Gemeinden aus Unterfranken und z.T. auch aus Thüringen nur durch einen beschwerlichen, sehr steilen Aufstieg zu erreichen ist, dass man hier in der Mitte der Friedhofsfläche ein Denkmal für die im Ersten Weltkrieg gefallenen jüdischen Soldaten der zum Friedhof gehörenden Kultusgemeinden finden kann, aber auch die traurige und beschämende Tatsache, dass in den Jahren 1925, 1957 und 1977 Schändungen nicht nur durch Angehörige des RAD, sondern auch andere antisemitisch eingestellte Leute erfolgten.

Der äußerst einprägsamen und liebevoll gestalteten Beschreibung des Bezirksfriedhofes von Kleinbardorf schließt sich eine sehr beeindruckende Übersicht über alle gegenwärtig noch vorhandenen jüdischen Friedhöfe im heutigen Landkreis Rhön-Grabfeld an: in Oberwaldbehrungen, Sulzdorf an der Lederhecke, Mellrichstadt, Weimarschmieden, Iphausen, Unsleben und Neustädtles/Willmars. Eingegangen wird auch auf die urkundlich erwähnten, heute aber nicht mehr vorhandenen jüdischen Friedhöfe – den „Judenkirchhof“ in Bischofsheim, den Friedhof in Roth bei Hausen, an den immer noch der Name einer Flurgemarkung erinnert sowie an den Friedhof bei Sulzfeld, dessen Standort bis heute unbekannt ist. Eine in Wort und Bild sehr anschauliche Übersicht über Grabsteinsymbole auf jüdischen Friedhöfen, ein ausführliches Literatur- und Quellenverzeichnis sowie eine Landkarte des heutigen Kreises Rhön-Grabfeld runden die exzellente Arbeit harmonisch ab.

Reinhold Albert und seinen Helfern ist es in der Tat gelungen, mit seinem Werk über die jüdischen Friedhöfe im Landkreis Rhön-Grabfeld an die jüdische Vergangen-

heit seiner Region recht einprägsam zu erinnern. Dafür gebührt ihm und allen seinen Mitarbeitern der tiefe Dank und die größte Hochachtung all' derer, denen der ehrliche Umgang mit der Geschichte ihrer fränkischen Heimat ein Herzensanliegen ist.

Israel Schwierz

Werner Eberth: **Das Kurtheater im Bade Kissingen (1778–1905)** mit Beiträgen von Peter Ziegler, Bad Kissingen [Theresienbrunnen-Verlag] 2015, 180 S., zahlr. s/w- und 12 Farabb., 20 Euro.

Die fränkische Theaterlandschaft ist – um es mit Theodor Fontane zu sagen – ein weites Feld. Vom Städtebundtheater Hof über das Coburger Landestheater reicht das Spektrum bis zu den Stadttheatern in Fürth i.Bay., Schweinfurt, Erlangen und Aschaffenburg, wobei das Staatstheater Nürnberg, das E.T.A. Hoffmann-Theater in Bamberg sowie das Mainfranken Theater in Würzburg nicht vergessen werden dürfen. Die Theater in Ansbach, das Theater Schloss Maßbach und die Studio-bühne Bayreuth komplettieren das Angebot – und wenn man ein wenig über die bayerischen Landesgrenzen hinausblickt – kann man auch noch das Südtüringische Staatstheater in Meiningen mit einbeziehen.

Ein Theater fehlt allerdings bei dieser Aufzählung: Das Kurtheater Bad Kissingen. Es gehört ohne Zweifel in den Kreis der fränkischen Theater, ja durch seine badetypische Ausprägung bildet es einen markanten Akzent im Reigen der fränkischen Musentempel. Dieses Theater hat nun für die Zeit von 1778 bis 1905 in einer auf zwei Bände angelegten Edition durch Werner Eberth seine verdiente Würdigung erfahren. Band II soll die Zeit

von 1905 bis heute und damit die Geschichte des neuen Kurtheaters von Max Littmann vorstellen.

Der hier anzugehende Band I führt dem Leser vor allen Dingen vor Augen, mit welchen administrativen, bautechnischen, wirtschaftlichen und personellen Problemen die Versuche zu kämpfen hatten, in Kissingen eine Theaterbühne ins Leben zu rufen. Erste Spuren zu einem Kissinger Kurtheater werden im Jahre 1778 greifbar, als unter Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim in der sogenannten „Alten Burg“ im Nordosten der mittelalterlichen Stadtbefestigung eine „Schau-Bühne“ eingerichtet wurde. Ihr war nur ein kurzes Leben von etwa einem Jahr beschieden, denn 1779 starb Seinsheim und sein sitzenstrenger Nachfolger Franz Ludwig von Erthal schloss sofort alle Theater im Hochstift. Was im Jahre 1778 in Kissingen gespielt wurde, ist leider nicht überliefert, aber man darf wohl davon ausgehen, dass eine Wanderbühne leichte Muse für den Kurbetrieb geboten hat.

Von diesen Anfängen ausgehend schildert Eberth die in den Jahren 1830 bis 1834 erkennbaren Bemühungen, ein kommunales Theater auf die Beine zu stellen. Die dafür von Friedrich Donlé gezeichneten Pläne sind erhalten, sie wurden aber damals von den Münchner Behörden abgelehnt. Sie entsprachen weder den Regeln des guten Geschmacks noch den Erfordernissen einer zweckmäßigen Einrichtung im Inneren. Eberth hat eruiert, dass dieses Theater mit seiner Fassade zur heutigen Ludwigstraße hin gestanden und dass das Bühnenhaus im ehemaligen Stadtgraben seinen Platz gefunden hätte. Es wurde aber nichts daraus, und nachdem auch weitere Vorschläge für einen städtischen Theaterbau im Sande verliefen, begrub man 1834 schließlich die Baupläne.

Mit Friedrich von Gärtner betrat ein neuer Akteur die Bühne. Auch er plante einen Theaterneubau, wahrscheinlich sollte er auf dem Gelände der damaligen Kurgärtnerei entstehen. Auch dieses Projekt scheiterte.

Was die öffentliche Hand nicht zuwege brachte, schuf private Initiative. 1835 gelang der Bau des ersten Theaters in „Hirschheims Garten“, später „Daburgers Restauration“ genannt. Dort sollte nun von Mai bis Oktober gespielt werden, was von 1835 bis 1855 auch gelang. Verschiedene Schauspielgesellschaften traten auf, in der Regel boten diese leichte, erheiternde Lustspiele, die nicht allzu lang waren. Eberth spürt den einzelnen Schauspieldirektoren nach, erhellt deren nicht selten enge Finanzlage und zeichnet das dauernde Auf und Ab dieser Einrichtung, häufig geprägt von diversen Stellungnahmen der zuständigen Behörden und von theaterge neigten und -ablehnenden Aktivitäten der einzelnen Akteure.

Die Wende kam 1854. Damals schlug der Theaterdirektor Friedrich Spielberger aus Würzburg vor, die Spielbetriebe in Würzburg (im Winter) mit einem Sommertheater in Kissingen zu kombinieren. Dieser Vorschlag setzte sich schließlich durch und führte dazu, dass der vom Würzburger Stadtbaumeister Joseph Scherpf (1822–1894) erstellte Theaterbauplan auf dem ehedem Castendykschen Garten tatsächlich umgesetzt wurde. Es entstand ein staatliches Kurtheater in Holzbauweise mit gut 250 Sitzplätzen, einem Schweizer Landhaus ähnelnd, mit Tympanon und Akroter, aber ohne Toiletten. Die waren wegen der Geruchsbelästigung außerhalb. Alles in allem eine alpenländisch-hellenische Melange. Am 25. Mai 1856 wurde das Theater mit einer Jubelouvertüre eröffnet.

Eberth schildert anschließend nahezu alle Ereignisse, die mit dem Theatergebäude, aber auch mit seinen mittelbaren und unmittelbaren Akteuren überliefert sind. Das reicht vom unrühmlichen Ende der Ära Spielberger im Jahre 1858 über die Rückkehr des Theaterdirektors Anton Bömlý, der bereits das Theater im „Hirscheims Garten“ betrieben hatte und dann elf Jahre lang das neue Theater erfolgreich leitete, bis zum neuen Theaterdirektor Eduard Reimann, dem 1871 die Intendantanz des Kurtheaters übertragen wurde. Ein Jahr zuvor hatte er das Würzburger Stadttheater übernommen. Beide Intendantenposten behielt Reimann in Personalunion fast 30 Jahre lang bis zu seinem Tode 1898. Alles, was unter seiner Leitung an Bemerkenswertem geschah, beispielsweise Probleme mit der Kurkapelle oder Fürst Otto von Bismarck im Theater, kommt zur Sprache. Sein Nachfolger in der Kissinger Theaterleitung wurde übrigens sein Sohn Otto Reimann. Der Abbruch des alten Theaters 1904/05 beendete eine Ära in Bad Kissingen, die heute weitgehend unbekannt ist und die Eberth dankenswerter Weise wieder ans Licht geholt hat.

Peter Ziegler hat in einem knappen Abriss einige berühmte Gäste aus der Theater- und Literaturszene (Clara Ziegler, die wohl auch als Schauspielerin agierte, Ernst Possart, Paul Heyse, Theodor Fontane) beschrieben, die als Kurgäste das Kissinger Theater besuchten und es sich dort gut gehen ließen.

Werner Eberth hat mit seinem Buch nicht nur ein Stück Kissinger Theatergeschichte lebendig werden lassen, er hat zugeleich in vielen Passagen Kissinger Stadtgeschichte mit eingearbeitet. In diesem Zusammenhang wäre es vielleicht für den nicht-Kissinger Leser hilfreich, wenn dem

Buch noch ein Plan der Stadt beigegeben würde, um die zahlreichen Straßennamen und sonstigen Örtlichkeiten richtig einordnen zu können. Eberths Darstellung basiert in großem Umfang auf archivalischen Quellen, die er in tagebuch-ähnlicher Form aufgearbeitet hat. Auf diese Weise ist ein bisher weitgehend unentdecktes Kapitel der Kissinger Theatergeschichte mit vielen interessanten Einzelheiten bekannt geworden, die der Verfasser zu einem in sich geschlossenen Ganzen zu verarbeiten verstand. Vor allem die beigegebenen Bilder und Pläne sind hervorzuheben, die dem Leser eine willkommene Hilfe bei der Einordnung der diversen Projekte bieten. Was in dem Buch weniger zur Sprache kommt, ist eine Aussage darüber, was eigentlich gespielt wurde. Das hängt zum einen mit der dürftigen Quellenlage zusammen, ist aber zum anderen auch nicht besonders schlimm. Wer interessiert sich heute noch für beispielsweise „Des Uhrmachers Hut“ (ein Lustspiel von W. Friedrich) oder für die Posse mit Gesang „Namenlos“ (von D. Kalisch und E. Pohl)? Es waren überwiegend leichte, anspruchslose Unterhaltungsstücke, die damals geboten wurden und die heute längst aus dem Aufführungskanon unserer Theater gestrichen sind. Jeder, der sich für Kissinger Theatergeschichte interessiert, wird gerne in den Band II blicken, der dieses Thema bis in die Gegenwart fortführt.

Peter Koll

Käplinger, Jakob: **Die Särge der fränkischen Hohenzollern zu Ansbach und Bayreuth 1603–1791. Studien zum Prunksarg des Barock.** Regensburg [Verlag Schnell & Steiner] 2015, ISBN 978-3-7954-2948-5, geb., 21 x 28 cm, 384 S., 250 s/w u. 14 Farabb., 76 Euro.

Als die Bayreuther Stadtkirche nach langer Renovierung wieder eröffnet wurde, galt einem Raum ein besonderes Interesse: die Markgrafengruft. Seit dem ersten Advent 2014 zählt sie wieder zu den wichtigsten historischen Räumen der Bayreuther Markgrafenzzeit, die nicht mehr im Verborgenen schlummern. Dass die Särge der hier bestatteten fränkischen Hohenzollern bedeutend sind, hat man geahnt. Warum und wie sie ihre Bedeutung erlangt haben, kann man nun endlich in einer vorbildlichen Publikation nachlesen und -schauen. Jakob Käplinger hat seine reich bebilderte Dissertation über die Särge der Hohenzollern in Ansbach und Bayreuth als multidisziplinäre Arbeit angelegt, in der sich Kunst- und Mentalitätsgeschichte, politische und Handwerksgeschichte, Landes- und Stadtgeschichte begegnen. Bedenkt man, dass die Bayreuther Gruft ungefähr gleich viele Särge wie die Ansbacher Fürstengruft (25 zu 26 Objekte) aufweist und darüber hinaus noch drei hohe Herrschaften in der Bayreuther Schlosskirche zur letzten Ruhe gebettet wurden (und in Himmelkron weitere fünf Särge, u.a. vom Vater Markgraf Friedrichs des „Vielgeliebten“, stehen), wird die historische Bedeutung der lange vernachlässigten Bayreuther Markgrafengruft schon statistisch belegt.

Angesichts des defizitären Forschungsstandes war die Arbeit, in deren Zentrum die „(Über)-Särge der fränkischen Markgrafen der jüngeren Linie“ und deren Erbbegräbnisse betrachtet werden, überfällig. Stehen Särge auch meist in einer dunklen, nicht immer einsehbaren Gruft, so sind sie doch ein „Bindeglied gesellschaftlicher Gruppen“, ja: ein „Identität stiftendes Medium“ (S. 18), das zu den Herrschaftszeichen gehörte, das uns, gleichsam über den Tod hinaus, Wesentliches über repräsentative und dynastische Attitüden mitteilt.

Eine Grablege war kein vergessener Raum, sondern ein elementarer Bestandteil der Residenz, die auch der Erinnerung an die gloriose Dynastie zu dienen hatte.

Die ausdrückliche Unlust der Wilhelmine von Bayreuth, sich an einem (meist aufwendig zelebrierten) Begräbnis und den dazugehörigen Trauerfeierlichkeiten zu beteiligen, konterkariert dabei merklich den Prunk, der allenthalben entfacht wurde. Nur selten hat er sich jedoch in bemerkenswerten Särgen wie dem des Markgraf Christian Ernst oder im herausragenden Bayreuther Sarg Markgraf Georg Wilhelms, mit seinem militärischen Figurenbeiwerk, manifestiert. Beide mit Symbolen und Skulpturen reich ausgestattete Werke zeigen überdeutlich, dass der Sarg wesentlich mehr war als ein aus Zinn bestehender Überzug für den Holzsarg, der den einbalsamierten Körper des verblichenen Fürsten barg. Beide Särge wirken heute noch als Denkmäler und als politische Zeichen.

Die Politik spielte bei der ‚Erfundung‘ des barocken Prunksargs eine wichtigere Rolle als angenommen, denn als um 1600 die Fürstengruft aufkam, ging es den Erbauern vordergründig um die „*Repräsentation der Dynastie und die Dokumentation ihres Machtanspruchs*“ (S. 105). Käplinger zeigt, wie sehr die dynastischen Interessen, weniger wohl die konfessionellen Lager, an der Ausbildung des (vor allem in Mitteldeutschland verbreiteten) Prunksargs beteiligt waren: auch im Gegenspiel von eigentlichem Sarg und Grabdenkmal, bis hin zum monumentalen Grabmal für Wilhelmine von Bayreuth und ihren Mann sowie ihre Tochter in der Bayreuther Schlosskirche.

Es ist ein Verdienst dieser Arbeit, dass Käplinger den Blick auf die fränkischen

Särge stets in einen gesamteuropäischen Blick integriert. So werden Besonderheiten wie Abweichungen klar, die aus dem Bayreuther oder Ansbacher Sarg ein typisches wie – gelegentlich – besonderes Werk machen, das auch einmal pure Avantgarde sein kann. Gilt der Ansbacher Sarg Markgraf Georg Friedrichs als erster überregional bedeutender Sarg, der nach 1703, also etwa zeitgleich mit der „Sarginkunabel“ von Schläters Sarg Königin Sophie Charlottes entstand, so nimmt in Bayreuth der Sarg Markgraf Georg Wilhelms von 1726 diese Position ein, nachdem schon 1712 Markgraf Christian Ernst in einem prachtvollen, doch älteren Modellen verpflichteten Sarg bestattet wurde. Dass die Bayreuther Särge in der Stadtkirche gegenüber den Ansbacher Stücken in ihren Formen und Applikationen insgesamt konservativer sind, liegt zum einen an der Regierungsdauer der barocken Herrscher – und an der Tatsache, dass hier die Zinngießefamilie Dor über vier Generationen lang die Särge herstellte. Zudem erläutert Käpplinger an mehreren Fallbeispielen (aus dem Zeitraum 1646 bis 1723) mit ausführlichen Quellenzitaten die Produktionsgeschichte eines Sarges vom Zinnguss zum Fertigungsprozess. Die Werkstätten geraten dabei ebenso in den Blick (die drei Ansbacher Zinngießer, der Kulmbacher Georg Appel d.Ä., die Bayreuther Familie Dor und schließlich die Marmorfabrik in St. Georgen, die die Särge für die Schlosskirche herstellte). Dem Katalog aller existenten und nicht mehr erhaltenen Särge geht eine Typengeschichte des Barocksargs anhand der fränkischen Markgrafensärge voraus (samt Vorgeschichte[n] und differenzierter Erläuterung: vom grafisch ausgestatteten Metallsarg über Metallsärge mit plastischen Applikationen zu den Prunksärgen mit szenischem Figu-

renaufsatzen und den Markgrafensärgen mit vollplastischer Szenerie, zu dem der Ansbacher Sarg Markgraf Wilhelm Friedrichs gehört). Dieser ist im Rahmen der ‚normalen‘ Prunksärge ein Hauptwerk europäischer (!) Sarggestaltung, an dem sich die Kunstgeschichte ebenso gut wie die Geschichte des Absolutismus ablesen lässt. Es muss auffallen, dass im Lauf der Entwicklung der Gattung Prunksarg das religiöse Element stetig geringer und auch die Betonung der sehr irdischen Herrscherwürde immer schwächer wurde – bis die nüchterne Aufklärung für schmucklose Särge sorgte. Davon zeugen auch die Särge der vorletzten Bayreuther Markgrafen, etwas weniger die des Friedrich Christian, der sich im sachsen-anhaltischen Weferlingen eine Gruft mit einem reichen Außenportal hatte bauen lassen, obwohl er doch als Spartaner unter den Markgrafen in die Geschichte einging. An diesem Beispiel lässt sich zeigen, dass der dynastische Anspruch offensichtlich stärker war als die persönliche Mentalität – und dass die politisch motivierten Interessen der Nachfolger für die Gestaltung und den Ort eines Begräbnisses oft ausschlaggebender waren als die Interessen der Verstorbenen.

Auch die letzten Bayreuther Markgrafensärge von Wilhelmine & Co. gehören zu den formal schlichteren Särgen, doch machen die Architektur und das Material aus dieser Anlage, die ihr Vorbild in einer nicht mehr bestehenden Fürstengruft in Anhalt-Zerbst haben, ein Werk von besonderem Rang – und die Ansbacher Grablege steht, „*was die gestalterische Qualität seiner prächtigsten Werke aber auch deren Ende betrifft, auf einer Stufe mit Berlin und Wien, den bedeutendsten Grablegen des 18. Jahrhunderts*“ (S. 192). Nun also kann man, insbesondere im Fall Bayreuths, eigentlich erstmals – und besser als vor

Ort – die historisch kaum zu unterschätzende Markgrafengruft in der Stadtkirche besuchen, ausgerüstet mit einem ausführlichen und präzisen Katalog, der Daten, Wappen, Inschriften, eine Skizze von Leben, Tod und Beisetzung und eine genaue Beschreibung und Würdigung des jeweiligen Sargs (von 1646 bis 1733) enthält.

Vielleicht wird ja der heutige Besucher am Ende das empfinden, was damals das „*Volck von Fremden und Einheimischen*“ empfand, das beim Begräbnis des dänischen Feldherren Hans Schack 1676 in die Kopenhagener Kirche strömte, wo man sich den „*überaus schönen Sarg, von getriebener Arbeit*“, mit Lust besah.

Frank Piontek

Wolfgang Kraus/Hans-Christoph Dittscheid/Gury Schneider-Ludorff in Verbindung m. Meier Schwarz (Hrsg.): „**Mehr als Steine...**“ – **Synagogen-Gedenkband Bayern. Bd. III/1, Unterfranken.** Erarbeitet von Axel Töllner, Cornelia Berger-Dittscheid, Hans-Christof Haas und Hans Schlumberger unter Mitarbeit von Gerhard Gronauer, Jonas Leipziger und Liesa Weber mit einem Beitrag von Roland Flade. Lindenberg im Allgäu [Kunstverlag Josef Fink] 1. Aufl. 2015, ISBN 978-3-89170-449-6, geb., 916 S., ca. 900 Abb., 49 Euro.

Vor einiger Zeit erschien im Kunstverlag Josef Fink der Synagogen-Gedenkband Bayern III/1 des Gedenkbuches der Synagogen in Deutschland, begründet und herausgegeben von Meier Schwarz, Synagogue Memorial Jerusalem. Nach einer Seite, in denen die zahlreichen Förderer des Synagogen-Gedenkbandes Bayern aufgelistet sind, einer bewegenden Deutung von Max Fleischmann zum Titelphoto,

Geleitworten des Regierungspräsidenten von Unterfranken, Dr. Paul Beinhofer, der Regionalbischöfin des Kirchenkreises Ansbach-Würzburg, Gisela Bornowski, des Bischofs des Bistums Würzburg, Dr. Friedhelm Hofmann und des Gemeinderabbiners der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg, Jaakov Ebert, einem Inhaltsverzeichnis sowie einem Vorwort der Herausgeber Wolfgang Kraus, Hans-Christoph Dittscheid, Gury Schneider-Ludorff und Meier Schwarz folgt eine äußerst eindrucksvolle Einführung in die Arbeit durch den bekannten Journalisten und Kenner der unterfränkischen jüdischen Geschichte Roland Flade „Unterfränkische Juden – Teil der Gesellschaft“.

Die nächsten 833 Seiten der Arbeit sind dann den Jüdischen Gemeinden aus der Stadt und den heutigen Landkreisen Aschaffenburg (Aschaffenburg, Alzenau-Wasserlos, Goldbach-Hösbach, Großostheim, Hörstein und Schöllkrippen), Main-Spessart (Adelsberg, Arnstein, Burgsinn, Gemünden, Heßdorf mit Höllrich, Homburg mit Erlenbach, Karbach, Karlstadt mit Karlburg, Laudenbach, Lohr mit Steinbach, Marktheidenfeld, Mittelsinn, Rieneck, Thüngen, Urspringen und Wiesenfeld), Miltenberg (Eschau mit Sommerau, Fechenbach/Reistenhausen, Kleinheubach, Kleinwallstadt, Klingenberg, Miltenberg und Wörth) und der Stadt sowie dem heutigen Landkreis Würzburg (Würzburg, Aub, Büthard mit Allersheim, Estenfeld, Gaukönigshofen mit Acholshausen, Geroldshausen mit Kirchheim, Giebelstadt, Goßmannsdorf, Heidingsfeld, Höchberg, Oberaltersheim und Unteraltersheim, Reichenberg, Rimpar, Sommerhausen, Tauberrettersheim und Veitshöchheim) gewidmet. Dabei werden bei jeder jüdischen Gemeinde nicht nur die „steinernen Zeugnisse“ ihrer Existenz –

also die früheren oder heute noch vorhandenen Synagogengebäude, jüdischen Schulen, Lehrerwohnungen, Mikwaot, sonstigen offiziellen oder auch privaten jüdischen Bauwerke und die Friedhöfe mit Taharahallen – sehr gründlich und beeindruckend in Bild und Wort dokumentiert, sondern darüber hinaus auch die Geschichten der jeweiligen jüdischen Gemeinde von ihrer Entstehung bis zu ihrem Ende (in Würzburg von der Wiederentstehung 1945 bis heute) und zusätzlich noch die Lebensläufe und wichtigen Ereignisse im Leben zahlreicher Mitglieder und Persönlichkeiten der dokumentierten jüdischen Gemeinden. Die vielschichtige Dokumentierung jeder einzelnen Kultusgemeinde wird übrigens stets durch eine Übersicht über die Anzahl der jüdischen Einwohner in den Jahren von der Entstehung bis zum Ende der Gemeinde, eine Literaturangabe, eine Übersicht über die benutzten Archivalien und eine umfassende Auflistung der Anmerkungen wissenschaftlich ergänzt. Eine umfassende Übersicht über die verwendete Literatur, eine Auflistung der Online-Ressourcen, ein Abkürzungsverzeichnis, ein umfangreiches und äußerst gründlich erarbeitetes Glossar der hebräischen und jiddischen Fachausdrücke sowie ein Orts- und Personenregister und eine Gedenkseite schließen diese einmalige Arbeit harmonisch ab.

Für den zweiten der beiden Unterfrankenbände wird übrigens bereits recherchiert. Er wird die Synagogen und Gemeinden der Stadt- und Landkreise Bad

Kissingen, Haßberge, Kitzingen, Rhön-Grabfeld und Schweinfurt umfassen, soll in etwa vier Jahren erscheinen und wird den Synagogengedenkband Bayern abschließen.

Nicht unerwähnt bleiben sollte die äußerst erfreuliche Tatsache, dass die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern der Hauptsponsor des Projekts ist, dass die Federführenden unter den Herausgebern – Prof. Dr. Wolfgang Kraus und Prof. Dr. Gury Schneider-Ludorff – sowie drei der Mitarbeiter ihr als Pfarrer und Theologen eng verbunden sind und dass das Projekt eine der Bemühungen der Landeskirche darstellt, den Beschluss ihrer Landessynode zu konkretisieren, das Verhältnis der Kirche zu den Juden auf eine neue Grundlage zu stellen.

Sowohl den Herausgebern als auch den Mitarbeitern an diesem Band des Synagogengedenkbandes Bayern ist es dank ihrer großen Hingabe und ihrer enormen und bewundernswerten Arbeitsleistung gelungen, nicht nur den ausgelöschten jüdischen Gemeinden der vier dokumentierten heutigen unterfränkischen Landkreise, sondern darüber hinaus auch noch ihren ermordeten bzw. verstorbenen Mitgliedern ein bleibendes, ewiges Gedenken zu bereiten. Dafür gebührt ihnen allen tiefster Dank und höchste Anerkennung all' jener Menschen, denen der ehrliche Umgang mit der Geschichte ihrer unterfränkischen Heimat ein Herzensanliegen ist.

Israel Schwierz